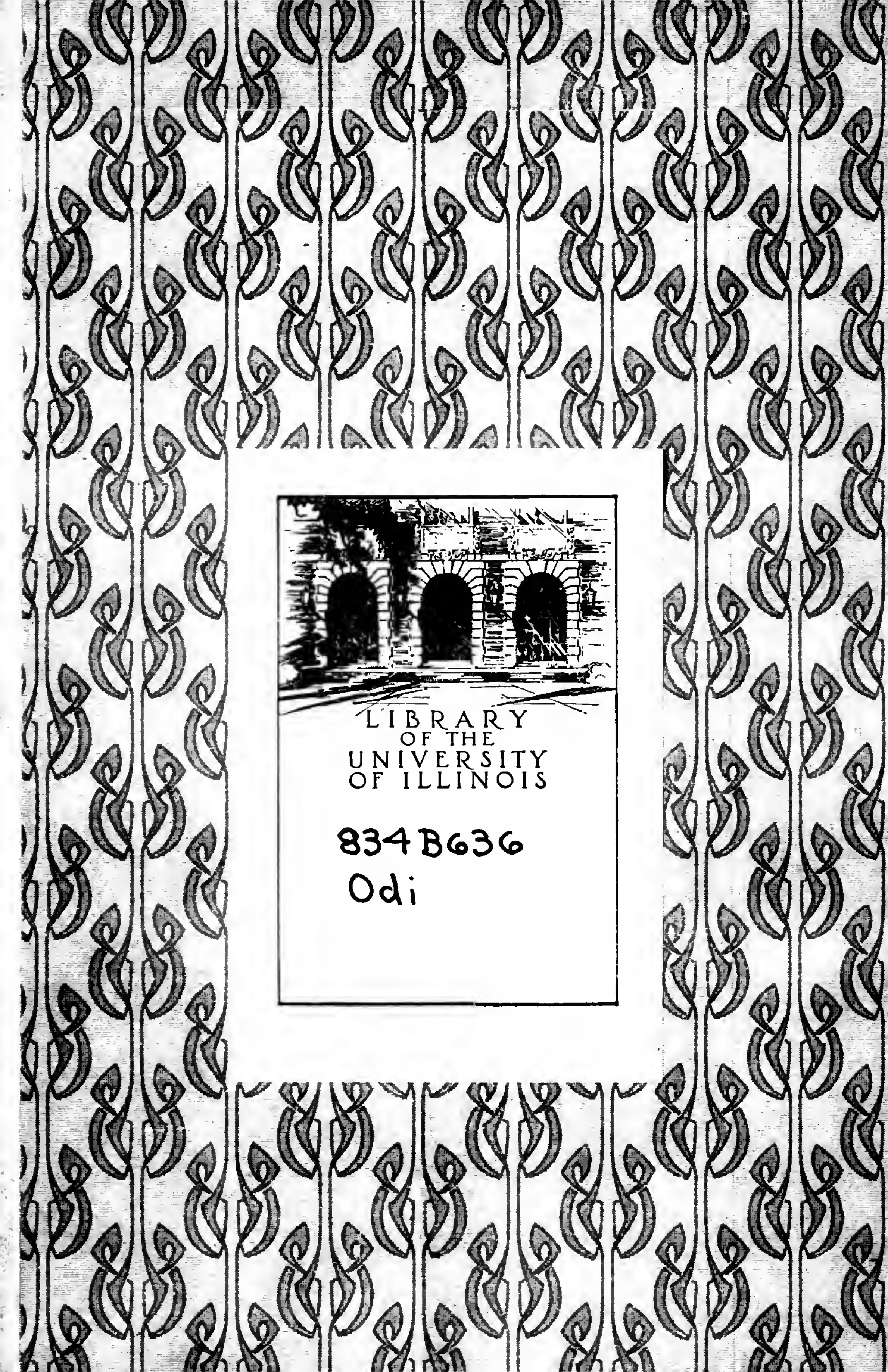
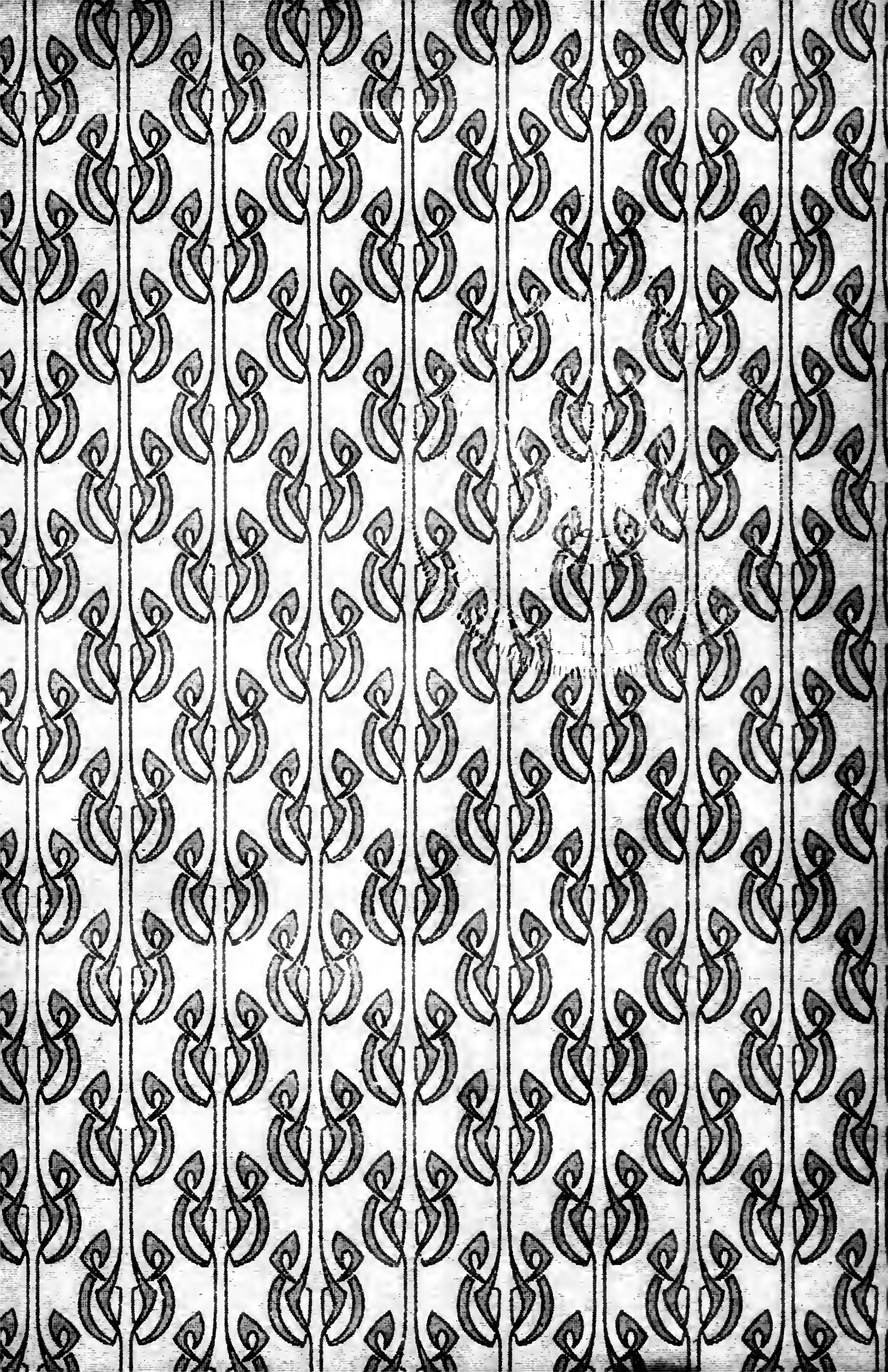
Margarete Böhme

Ein Finale zum Tagebuch einer Verlorenen




LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF ILLINOIS



Dida Ibsens Geschichte

Dida Ibsens Geschichte

Ein Finale zum
»Tagebuch einer Verlorenen«

Roman

von

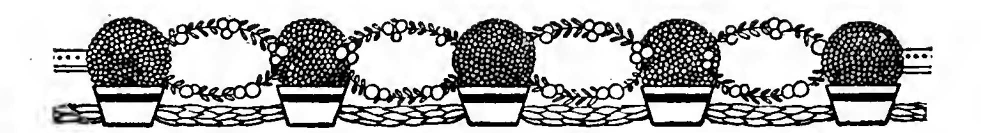
Margarete Böhme

Vierzehntes Tausend



Berlin, 1907, F. Fontane & Co.

Altenburg.
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.



Vorwort.

Das »Tagebuch einer Verlorenen« hat mir seit seinem Erscheinen im Juni 1905 eine unaufhörliche Flut von Zuschriften aus allen Weltgegenden und Himmelsrichtungen zugeführt. Das Interesse für Thymian und die Teilnahme an ihrem Schicksal ist allgemein so grofs und tief, dafs man sich mit dem doch ziemlich erschöpfenden Inhalt ihres Tagebuchs nicht zufrieden geben mag, sondern mehr von ihrer Persönlichkeit, ihrem Wesen und Leben wissen will. Wie Tausende den Wunsch äufserten, nach ihrem Grabe zu wallfahrten, so sind die Briefe fast nicht mehr zu zählen, in denen man mich um Aufklärung resp. Auskunft über diesen oder jenen Punkt des »Tagebuchs« bittet. Von vielen Seiten wurde mir auch nahe gelegt, in einem zweiten Buch eine Art Pendant des »Tagebuchs« zu schaffen und in diesem zu den von dem »Tagebuch« angeregten Fragen Stellung zu nehmen.

Ich habe lange gezögert, ehe ich dem gewifs gut gemeinten Vorschlage näher trat. Der Erfolg des »Tagebuchs« hat eine Menge von »Beichten«, »Bekenntnissen«, »Memoiren«, »Anderen Tagebüchern« mit nur allzu deutlichen Tendenzen heraufbeschworen, und es ist

unter diesen Umständen keine leichte und dankbare Aufgabe, eine Art Nachtragswerk zum »Tagebuch« in die Welt zu schicken.

»Dida Ibsens Geschichte« erhebt nicht den Anspruch, als document humain bewertet zu werden. Die Form, in der sie sich darbietet, mag im ersten Augenblick befremden, aber nur so war es möglich, Thymian noch einmal lebenswahr und lebendig in die Handlung hinein zu bringen. Was ich noch von Thymian wußte und was ich noch an Briefen von ihr besitze, das habe ich — der Handlung entsprechend angepaßt — für dieses Buch verwertet und mich bemüht, in jeder Einzelheit die Eigenart ihrer Anschauungen und ihrer Persönlichkeit darin festzuhalten.

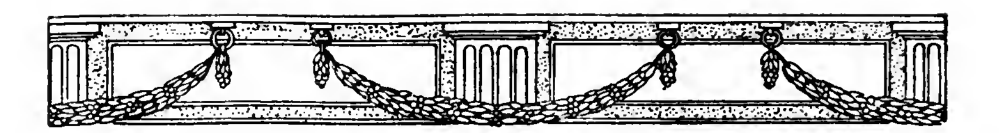
Denjenigen aber, die, wie bei Thymians Tagebuch, in dem Inhalt dieses Werkes ängstlich mit Brille und Lupe nach Wahrheit und Dichtung suchen, antworte ich mit Horand in Jordans Nibelunge:

Ein Ehrengesetz im Orden der Sänger
Verbeut es dem Barden, das bunte Gewebe
Des Liedes gelockert in Fäden zu lösen.
Ja, rückwärts zum Rocken, zu Flachs zu zerrupfen,
Um von Zettel und Zuschlag den Ursprung zu zeigen.

— — — — — — — — — — — — — —

Wen sie so gewürdigt, in ihm zu wohnen,
Dem ist es verpönt, der erpichten Frage — —
Wer dieses erzählte, wer das hinzutat,
Was alt sei, was neu, Genüge zu leisten,
Das ist fruchtlose Mühe — —

Margarete Böhme.



Ich habe einmal gehört, man sollte seine Memoiren erst schreiben, wenn man fünfzig oder noch besser, wenn man sechzig Jahre alt ist. Denn bis dahin, hiefs es, sind die Lebenserinnerungen wie frische Früchte und lebende Blumen und in diesem Zustand der Frische und des Lebens für die Präservierung noch ungeeignet. Die Blumen müssen erst im Herbarium der Zeit vorbereitet, geprefst und getrocknet und die Früchte durch entsprechende Behandlung zur Dauerware gemacht werden.

Ich liebe aber die »atmenden« Blumen mehr als ihre Mumien in den Herbarien. Und das süfse, frische Obst, das nach Tau und Sonnenschein schmeckt und nach Sommerluft duftet, mundete mir immer besser, als das Dürrobst aus dem Schubfach des Krämers oder die eingelöteten Zuckerfrüchte in der Vorratskammer.

Der richtige Zeitpunkt, seine Erinnerungen festzuhalten, ist doch wohl der, wenn man abgeschlossen hat mit dem Leben. Wenn man dem Schicksal eine Schlufsquittung über gelieferte Freuden und Leiden ausstellt. Wenn man gar keine Neulieferung von »Glück« mehr bestellt und erwartet. Wenn man in der Gegenwart wie in einem Mausoleum eingemauert sitzt und durch die runden Gucklöcher nur still die Welt draufsen beobachtet. Wenn der Sturm des draufsen rauschenden Lebens ohnmächtig gegen die festgeschlossenen Türen

brandet, und der Sturm, der draufsen anderer Leute Häuser aus den Fugen hebt, ebenso vergeblich an die luftdicht verriegelten Läden unseres Hauses rüttelt. Dann ist die erforderliche Unbefangenheit des Blickes und des Urteils da; die Welt geht einen nichts mehr an, der persönliche Moment scheidet aus.

Und das trifft alles bei mir zu ...

Denn ich bin eine Tote.

Es sind jetzt vier oder fünf Jahre her, seitdem ich starb. Das Gedächtnis für Zahlen ist mir in der Zeit abhanden gekommen. Ich war lange und schwer krank. Und im Fieber hörte ich immer neben meinem Bette und am Fenster und hinter den Türen ein Raunen von Stimmen, dafs es gut sei, wenn ich eines natürlichen Todes stürbe, weil man mich sonst verbrennen würde. Ich war mir zwar keiner Schuld bewufst, auf die eine Todesstrafe gesetzt ist — ich habe wissentlich nie einem Menschen ein Haar gekrümmt und niemals jemand um einen Pfennig betrogen —, aber das Raunen war da, ich hörte es deutlich.

In der Nacht stieg das Fieber und umspülte mich wie ein glühendes Meer, und ein heifser, drückender Nebel lag mir schwer, atembeklemmend und gedankenverwirrend auf Brust und Gehirn. Durch den roten Schimmer sah ich allerlei Fabelgestalten, wie aus einem Kindermärchenbuch, sah einen bockbeinigen Teufel und einen weifsflügeligen Engel zu Fufsende an meinem Bette und hörte, wie sich die beiden um meine Seele stritten.

Ihm gehöre sie, sagte der Schwarze, und er fände es unbegreiflich, dafs sein antipodischer Kollege, der liebe Gott, es den weifsgewaschenen Frommen und Gerechten in seinem Reich zumute, mit einer Person wie mir — — — Aber der Engel unterbrach ihn. Es sei nicht seine Sache, mit Gründen aufzuwarten; soviel er wisse, habe sich noch

ein grofses, geheimes Guthaben im Archiv der Seligen für mich aufgefunden, und deshalb sei er gesandt, das Recht an meiner Seele für seinen Herrn zu proklamieren. Und Seine schwarze Magnifizenz möchte ihn doch nicht unnötig aufhalten . . . Es seien ja in dieser Nacht und in der Nachbarschaft noch mehr Seelen, die sich loszuringen trachteten — Wenn Se. Magnifizenz vielleicht da mal nachfragen würde . . . Zum Beispiel nebenan der katholische Pfarrer . . .

»Wie — der gute Seelenhirte, der seine Schafe von der Kanzel aus immer so dringend vor den schlechten Büchern warnte und — überhaupt und et cetera?«

Das Engelein zuckte die Achseln.

Dann stritten sie weiter, stritten, debattierten, feilschten um meine arme, kleine Seele wie zwei zähe, rechtschaffene Rofskämme aus dem Stamm Judäa beim Pferdeschacher — — Beide legten Hand auf meine Seele, und darüber konnte ich nicht zum Sterben kommen.

Und ich war doch so zum Sterben matt und müde in meiner Glut und wünschte nichts sehnlicher, als dafs die Verhandlungen zu Ende kommen möchten. Aber sie stritten die ganze Nacht. Der Schwarze war tatsächlich so frech, mein Guthaben bei den Seligen als einen Irrtum oder »Schmuh« zu erklären — — — er kenne mich besser! — und im Morgengrauen kam eine Art Kompromifs zustande. Sie kamen überein, meine Seele einstweilen in Depot zu nehmen und mich noch eine kurze Zeit laufen zu lassen, bis es sich herausgestellt, was das mit dem Guthaben sei, und ob es seine Richtigkeit hätte.

Das war alles nur ein Fiebertraum, und wenn ich jemand erzähle, dafs ich dann in der Nacht wirklich gestorben bin, weil ich keine Seele mehr habe, lacht er mich aus oder erklärt hinter meinem Rücken kopf-

schüttelnd, dafs in meinem Kopf verschiedene Schrauben locker säfsen.

Ich aber weifs es besser.

Ich kann weder mehr von Herzen weinen noch lachen. Meine Seele ist im Depot. Ich bin gestorben.

Und weil ich nun nicht mehr in die Welt der Lebenden gehöre und als Mensch keine Zukunft mehr habe, will ich die kurze Zeit, die man mir noch gelassen hat, nutzen, um im Garten der Vergangenheit spazieren zu gehen, alle die Wege, die blumenumsäumten wie die dornheckenverwachsenen, die steinigen wie die glatten, die meine Füfse einst berührten, will ich noch einmal durchwandern; ich will die Plätze aufsuchen, auf denen mir einst Rosen erblühten, und will auch die Kreuzwege nicht vermeiden, die Ölbergspfade, auf denen meine Tränen zu Blut wurden, ja selbst zu den Sümpfen, deren Blumen so betäubend und giftig duften, dafs einem der Atem still zu stehen droht, will ich meine Schritte lenken und verweilen — — denn alles, was in diesem Garten wächst und blüht und duftet, ist Leben — — Leben!

* * *

Ich finde, dafs es schwer ist, von seiner Kindheit zu erzählen. Es ist, als ob man den Fufs auf eine grüne Wiese setzt, und man weifs nicht, wo man sich zuerst bücken soll, um die Mafsliebchen und Hahnenfüfse und Vergifsmeinnicht —, die da in bunter, wilder Menge wachsen, zu pflücken.

Die Heimat meiner kleinen Kindheit liegt in dem weiten, grünen, nebelüberrieselten Lande an der Westküste Schleswigs, da, wo die Nordsee ihre grofsen, grauen Wogenköpfe gegen die breitschichtigen Deiche und Dämme stöfst und wie ein wilder, ohnmächtiger Feind Sturm läuft gegen eine Festung, da wurde ich geboren.

Da liegt das Haus, in dem meine Mutter mich wiegte, noch heute; da stehen noch die alten Ulmen am Graft und beschauen sich in dem trägen, grünen Wasser, und tauchen ihre Zweige hinein, und strecken die Wurzeln vor, wie Weiber, die baden möchten und sich nicht recht trauen, ganz hineinzusteigen. Da liegt unser groſser Heimgarten mit seinen Reseden und Goldlack, Zentifolien und Rittersporn und anderen altmodischen Blumen und Krautwerk, über dem immer ein Schleier aus allerhand zarten und süſsen Düften gewoben, zu schweben scheint. An schönen Sommerabenden und Frühherbsttagen verdichtet sich das Scheinbare zu etwas Sichtbarem, zu einem feinen, warmgrau schimmernden Gewebe, das sich über Rasen und Sträucher breitet, wie groſse silberne Schmetterlingsflügel im Laub hängt, und etwas so Unwirkliches, poesievoll Abgedämpftes und doch Gesättigtes — eine Art Traumstimmung — schafft. Das ist alles wie einst. Nur daſs das Haus jetzt Fremden gehört und von fremden Leuten bewohnt wird.

Meine erste Kindheit war warm, sonnig, glücklich. —

Ich war das einzige Kind meiner Eltern und wurde geliebt, gehätschelt, verwöhnt, wie eben ein einziges verwöhnt wird. Ich spürte nichts von dem deutlichen Fledermausflügelschlag der Sorge, die an unsere Fenster pochte. Ich wuſste nichts von der spinnwebgrauen Not, die auf leisen Sohlen durch unser Haus schlich.

Die tränenschweren Augen meiner Mutter lächelten, wenn sie mich auf den Schoſs zog, und die sorgendunkle Stirn meines Vaters hellte sich auf, wenn seine groſse, arbeitsharte Hand über meinen weichhaarigen Blondkopf strich.

Was wuſste ich von Sorgen und Not! Ich brauchte keine Not zu leiden, denn in Küche und Speisekammer war alles reichlich und im Überfluſs vorhanden. Auf

den saftschweren Triften, die sich in grüner Unendlichkeit um unser Haus weiteten, grasten Herden breitrückiger Wiederkäuer; auf dem Hof gackerte und schnatterte, krähte und girrte ein ganzes Volk von Geflügel; im Fruchtgarten bogen sich im Herbst die Bäume unter der Last der goldgelben Gravensteiner Äpfel und der süſsen, grünen Bergamottbirnen, und jenseits der Graft wuchsen Kohlrüben, Wirsing und Blumenkohlköpfe so dick, wie die Hartglaskugeln in Nachbar Dyksens Garten. Was wuſste ich von Not?! Und Sorgen?! Lieber Gott! Ich kannte nur den blauen, sonnigen Tag voll Spiel und Lachen und Übermut — von der Nacht mit ihrem Grauen und ihrer Angst hatte ich damals noch keine Ahnung.

Das einzige Manko in meiner jungen Kindheit war vielleicht das gänzliche Fehlen gleichalteriger Spielgefährtinnen.

In den ringsum verstreuten Höfen unserer Nachbarschaft waren nur männliche Nachfolger vertreten. Ich wuchs wie ein fröhliches Unkraut mit den Jungen und zwischen den Alten heran, trieb Allotria mit jenen, schnackte altklug mit diesen, und strolchte, wenn sonst niemand für mich zu haben war, mit meiner Leibgarde von sechs rasseechten Dorfkötern über Feld und Landstraſse.

Unser Hof war vor Generationen der gröſste Landbesitz an der ganzen Westküste gewesen. Aber der Kinderreichtum des jeweiligen Besitzers und die daraus folgende Notwendigkeit des Abteilens und Auszahlens an so und so viele Parteien hatten die Grenzen des Besitztums immer enger gezogen und das am Stammhof bleibende Land immer schwerer belastet. Dazu kamen Unglücksfälle, Viehseuchen, schlechte Ernten, fallende Konjunkturen — — der Wohlstand der Ibsens sank und

sank ... Das einzige, was meinen Vater noch hätte aut die Beine helfen können, wäre eine reiche Heirat gewesen; statt dessen hatte er eine bildhübsche, aber blutarme Kätnertochter von der hohen Geest heimgeführt.

Mit uns war nichts mehr los ... Es war nur eine Frage der Zeit, wenn wir vom Hof herunter kommen —

Ich wufste das lange, ohne den rechten Sinn zu verstehen. Wenn meine Eltern abends in Gesellschaft waren, hockte ich mit meinen sechs Hunden in der brühwarmen Gesindestube und hörte, was die Leute kohlten, und kohlte mit. Und die Leute nahmen kein Blatt vor den Mund und tauschten ihre Meinungen ohne Rücksicht auf die gespitzten Mauseöhrchen der kleinen Haustochter.

Da wurde ernsthaft und hitzig debattiert, wie lange wir uns wohl noch halten könnten, und wer von den Nachbarn die Kranzfenne und wer die Priesterfenne seinem eigenen Besitztum zulegen würde. Und ob der Herr sich wieder wo ansiedeln oder eine Verwalterstelle annehmen würde. Swen Meefs würde an des Herrn Stelle ein paar grüne Lappen verkaufen, um die dringendsten Gläubiger abzustoppen. Hinnerk Dirk fand das eine zwecklose Hinwürgerei. Ja, wenn es wie auf Deerts Hof ging ... die waren dreimal abgebrannt und dabei langsam wieder in die Stiefeln gekommen. Aber dazu war Christian Ibsen zu reell, so was war bei dem Herrn ausgeschlossen.

Ach, ich sehe sie so deutlich vor mir, die alten Getreuen, wie sie aus ihren kurzen Tabakpfeifen qualmten, dafs man vor lauter Rauch kaum die Hand vor den Augen sehen konnte.

Da war Swen Meefs, der alte Aufsichtsmann, der hatte vor Jahren im Dorf ein kleines eigenes, schuldenfreies Anwesen mit drei Kühen und einem Pferd gehabt. Seine Kinder waren alle in Amerika und lebten, wie sie

schrieben, in glänzenden Verhältnissen. Einer war »Admiral«. Und sie baten und flehten den alten Vater, sich doch nicht mehr in den kleinen, ärmlichen Verhältnissen zu quälen, sondern alles zu verkaufen und nach drüben zu kommen, wo sie alle wetteifern wollten, ihm den Lebensabend angenehm zu machen.

Die Bauern, bei denen Swen hier und da mal in der Arbeit aushalf, schüttelten zwar bedenklich den Kopf und rieten ab, aber Swen Meefs liefs sich nicht raten. Als sich eines Tages ein Käufer fand und bar bezahlte, dampfte er ab zu seinen Kindern.

Es kam, wie vorauszusehen. Die Kinder nährten sich drüben schlecht und recht als Handwerker und Arbeiter, der »Admiral« war Aufseher eines Quaischuppens; alle konnten die paar Dollar des Vaters gut gebrauchen, und als das Geld bis auf einen kleinen Rest zusammengeschmolzen war, hatte niemand mehr recht etwas für den alten Vater übrig. Er wanderte von einem zum andern und fand überall saure Mienen, bittere Worte, Gleichgültigkeit und Lieblosigkeit. Eine Weile liefs er sich das gefallen. Dann packte er seinen Reisekorb, kaufte sich von dem Rest seines Geldes eine Zwischendeckkarte zur Überfahrt, und langte eines schönen Tages wieder in der Heimat an, wo sich auf dem Hofe meiner Eltern noch ein warmes Eckchen als Aufsichtsmann für ihn fand.

Swen Meefs war schon hoch in den Siebzigern; zuweilen wunderte er sich, dafs ihm die Arbeit nicht mehr so flink von der Hand ging als vor dreifsig, vierzig Jahren und dafs er jetzt immer so rasch müde wurde. Er hatte sich eine erstaunliche Geistesfrische bewahrt. Die schwarze Wolkenwand seiner Amerikaepisode hatte sich im Laufe der Jahre in den sanften, violetten Duft der Ferne gelöst Alle Bitterkeit des Gedenkens war

von diesem nebelweichen Duft ausgelöscht. Alles war gut und schön drüben, er hatte nur freundliche, interessante Erlebnisse in seinem Gedächtnis zu registrieren. Einmal hatte er den Präsidenten vorüberfahren sehen — — das war damals ... Ein flüchtiger Blick, der ihm Wagen und Pferde und einen Menschen im Fond zeigte ... Aber allmählich wurde das Bild prägnanter. Ganz deutlich sah er den Präsidenten, der einen karrierten Anzug trug ... Und dann — — ja, dann liefs der Präsident sogar halten, winkte Swen zu sich heran und unterhielt sich eine halbe Stunde — später noch länger — mit Swen über Politik, liefs sich über die westholsteinische Marsch und die Viehzucht daselbst und die Ausfuhrverhältnisse Bericht erstatten, wobei Swen ihm mitgeteilt hatte, dafs Lüttgens die schwersten Ochsen und Kornils einen englischen Deckstier zu fünfzehntausend Mark habe, und Dyksens das beste Jungvieh zögen. Und über alles dies war der Präsident sehr erfreut gewesen und hatte Swen Meefs die Hand geschüttelt und ihm gute Reise gewünscht.

Da war Hinnerk Dirk, der erste Knecht. Philosoph und Diplomat in einer Person. Wenn er den Mund auftat, kam immer was Absonderliches heraus, irgendeine Pfiffigkeit, eine Ansicht, ein Ausweg, an die kein anderer Sterblicher dachte. Vater sagte, Hinnerk Dirk hat es faustdick hinter den Ohren und ist einer von den Heimlichen, die man nie ganz auskennt. Nichtsdestoweniger war er aber zehn Jahre bei uns.

Frie Braasch, der zweite Knecht, war zu denkfaul und geistesträge, um sich an den abendlichen Unterhaltungen aktiv zu beteiligen; er war nur Publikum, nickte beifällig oder schüttelte mifsbilligend das Haupt.

Unsere Mägde wechselten oft; der einzige »ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht« war Nanny (ihren Vaters-

namen habe ich nie erfahren), die eine Art Bindeglied zwischen Herrschaft und Gesinde darstellte und sich etwas mehr dünkte als die Leute. Wenn meine Eltern abends fort waren, safs sie im Wohnzimmer, und darüber waren wir in der Gesindestube froh, denn es ging die Rede, dafs sie eine klatschsüchtige Hexe sei, deren Zwischenträgereien Schuld an dem vielen Wechsel im weiblichen Gesindestand auf Ibsens Hof trugen. . .

Da war denn noch Greis Wiedehopp, der rothaarige Kuhjunge aus Dithmarschen. Greis Wiedehopp war ein Bildungsfanatiker und Lesewüterich. Jeden erübrigten Pfennig trug er zu Len Schütteblech ins Dorf und liefs sich dafür die gelben Groschenhefte, die Len von den Kolporteuren das Stück für 10 Pfennig erstand, und damit eine kleine Leihbibliothek improvisierte. Und in jeder freien Minute steckte Greis seine Stumpfnase tief in die Hefte und verschlang mit Eifer und Andacht die blutrünstigen Epen von den »Memoiren des Scharfrichters« oder der »Unschuldig zum Tode Verurteilten«, der »Geheimnisse der Katakomben« und dem »Opfer der Ehre« — —

Manchmal gesellten sich auch noch meine Freunde und Kameraden zu den Getreuen. Claus Dycksen, der Lehnsmannssohn von drüben, August Tönnis, das einzige verzogene Söhnchen des reichen Tönnis, den seine Mutter als Baby in Rotwein gebadet und mit sterilisierter Milch aufgepäppelt hatte, und Lude Schnack, der Sohn des Schneiders und Sozialdemokraten Schnack aus dem Dorf.

Lude war ein aufgeweckter Bengel und eigentlich mein bester Kamerad. Bei unseren Getreuen war er wenig beliebt, schon wegen des Odiums, das ihm von der politischen Gesinnung seines Vaters her anhing. In damaliger Zeit galt die Bezeichnung »Sozialdemokrat« als Schimpfwort. Ein Sozialdemokrat war in der Version

der Landleute unserer Gegend gleichbedeutend mit Räuber und Mörder. Die Definition des Begriffes Sozialdemokratie war mit ein paar Worten erledigt: Sie wollen alles aufteilen und jeden, der nicht mitmacht, totschlagen. Dafs das nicht angehen kann, leuchtete dem gesunden Sinn unserer Leute ein. Damals herrschten in fast allen Bevölkerungskreisen unseres Landstrichs ziemlich einheitliche konservative Anschauungen, in denen ein von allem Byzantinismus freier Patriotismus vorherrschte.

In den letzten zwanzig Jahren ist seitdem auch dort vieles anders geworden. Die gröfseren Landbesitzer hängen wohl politisch noch an der Angelschnur der agrarischen Partei, aber in den breiteren Schichten hat sich eine freie Strömung Bahn gebrochen.

Zu der Zeit, als Dida Ibsen noch mit ihren sechs Hunden im Kreise der Getreuen in der Eiderstädter Gesindestube hockte, dämmerte das erste blasse Morgenrot moderner Weltanschauung schüchtern am Horizonte unseres Landes auf, ohne indessen viel Beachtung zu finden.

Zuweilen war meine Zukunft Gegenstand der abendlichen Debatten.

Wenn die Geschichte nur so lange vorhielt, bis Dida erwachsen war . . . Es war eine wirkliche Sorge.

Und wo die Frau das Kind so fein erzog wie ein Stadtmädchen . . .

»Ja, was wird denn aus mir, wenn wir vom Hof herunter kommen?« forschte ich mehr neugierig als besorgt.

»Ja, das wird sich finden,« sagte Swen Meefs bedächtig — »wir wollen hoffen, dafs du dann grofs bist, Dida. Das beste wäre schon, du gingst dann nach Amerika. In Amerika is für 'n fixes junges Mädchen immer noch Aussicht zum Fortkommen. Amerika is das

einzig Wahre. Das sagte auch der Präsident, als ich damals mit ihm sprach . . . .«

»Oder vielleicht lernt sie in der Stadt das Putzmachen,« meinte Hinnerk Dirk, »das soll auch bannig viel Geld verdienen. Für die Bauern is sie doch zu fein —«

»Na, sie kann sich ja noch herausmachen,« sagte Claus Dyksen väterlich, »und dann kann sie heiraten. Wenn du dich schickst, Dida, heirat' ich dich vielleicht —« setzte er grofsartig hinzu.

Da nickten alle Getreuen einmütig und sogar Frie Brasch, der Schweigsame, erklärte im Verein mit den anderen, dafs das die einzige und richtige Lösung der schweren Frage sei, und nur Lude opponierte:

»Seh' ich gar nicht ein, weswegen Dida partoutement nicht anders durch die Welt kommen sollte als durch die Heiraterei. Sie soll rechtzeitig arbeiten lernen, dafs sie auf eigenen Füfsen stehen kann. Arbeit ist keine Schande — wenigstens anderswo zulande nicht —«.

»Hier vielleicht?« fragte Swen Meefs drohend.

»So zu sagen ja,« entgegnete Lude, die Hände in die Hosentaschen versenkend, keck. »Wenigstens wird der Arbeitsmensch nicht für voll gerechnet. Wenn ich als Marschbauer mit der goldenen Urkette auf dem Bauch gemütlich über Land spaziere, ziehen die Leute die Mützen vor mir, ganz egalement, ob ich selber unter dem Hut ein Gehirn oder einen leeren, tönernen Zweigroschentopp habe. Aber wenn ich als armer Teufel von morgens zu abends schufte zum Verrecken, bin ich eine Null, ein Tier, ein Ding, auf das niemand achtet. So ist es hierzulande. Hier herrschen die Ochsen und das Geld und das Marschland, und die Menschen sind nur Anhängsel und werden nach den Dreien, an die sie durch Geburt oder Heirat oder sonstwie geraten sind, eingeschätzt,

während in Wahrheit doch nur die Intelligenz und die Tüchtigkeit der Gradmesser des Menschenwertes sein sollten — —«

»Du hast 'ne grofse Schnauze, Lude, halt' man auf,« sagte der Alte, »wir hören doch nicht auf deinen Quatsch« —

»Ich wollte nur damit sagen, dafs Dida noch mal 'n ganz tüchtiger Mensch werden kann, wenn man es ihr rechtzeitig beibringt, dafs sie keine Ursache zur Hoffart hat und später mal im Leben auf sich selber angewiesen sein wird . . .«

»Ja, dann wird sie am Ende noch mal Dienstdeern werden,« piepste August Tönnis; »dann kann sie zu uns kommen, bei uns haben die Deerns es gut, und wenn sie Mamsell wird, ist sie wie Kind im Haus.«

»Du — August«, sagte Hinnerk Dirk und zog den blassen, schlapprigen Jungen sanft am Ohrläppchen, »weifst was? Die Welt ist rund und das Leben ein Kreislauf. Heute bist du oben und ich unten, und um ein paar Jahrzehnte ist's umgekehrt. Und wollen mal abwarten, was geschieht, ob August Tönnis vielleicht noch mal als Knecht oder Verwalter zu Christian Ibsen oder unsere Dida als Dienstdeern oder Mamsell auf Tönnis Hof kommt . . . He, Musjäh? —«

»Au — — lafs mich los, Hinnerk — ich meinte ja man blofs . . .«

»Ach so. Ich meine auch man . . .«

»Ich will keine Dienstdeern und Mamsell werden,« sagte ich, »lieber geh' ich nach Amerika.«

»Siehste? Sie hat 'n hellen Kopf,« sagte Swen Meefs, »um die ist mir nicht bange, die kommt durch.«

»Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, Dida,« rief Greis Wiedehopp und sah mit glühendem Gesicht htriumpierend von seinem Groschenroman auf. »Wenn

du grofs bist, gehst du in die Welt und heiratest dir einen Grafen oder Prinzen, und kommst in der goldenen Kutsche heim und kaufst ganz Eiderstedt auf einmal. So was passiert alle Tage in der Welt.«

»Ja, in der Welt deiner gelben Bücher,« brummte Lude. »Setz' doch dem Kind keine Raupen in den Kopp. Sag' ihr lieber 'n andern Spruch auf: Lerne was, dann weifst du was, und kannst du was, dann haste was, das is das Wahre, Swen Meefs.«

»Wenn Christian Ibsen auf dem Hof bleibt, gibt sich alles von selbst,« sagte der Alte mit einem tiefen Seufzer; »es is ein Jammer um das Land. Einer nach dem andern geht freiwillig oder kommt durch Schulden von der Werft herunter. Hier herum sind sie ja noch ziemlich sefshaft, aber weiter ins Land liegt ein Hof bei dem andern und ist wie ausgestorben. Die Muts und die Lassens und die Thodsens und die Lüths und ringsumher ... alle weg. In den Staatsstuben laufen die Mäuse auf den Möbeln, und in den ganzen grofsen Häusern ist aufser dem Ungeziefer der Aufsichtsmann das einzige lebendige Wesen. Was war das zu früheren Zeiten ein Leben in der Marsch. Aber jetzt zieht alles in die Städte ... nach Husum oder Tönning oder Hamburg ... Die einen der Kinder wegen, damit sie städtische Schulen besuchen, die andern, weil die Frauensleute, die in den feinen Pensionaten die hohen Flötentöne gelernt haben, keine Ruhe geben, die meisten, weil's ihnen selber zu einsam hier ist und sie sich nach den Zerstreuungen der Städte sehnen — —«

»Und weil sie nie arbeiten gelernt haben,« fiel Lude weise ein. »Wenn sie arbeiteten wie die Bauern auf der Geest, würde ihnen die Langeweile schon vergehen —.«

»Das macht die verkehrte Aufzucht,« sagte Swen bekümmert. »Wenn heute ein Marschbauer eine halbe

Million Mark und zehn Söhne hinterläſst, sind die zehne mit je ihren fünfzigtausend Mark arme Leute. Wie ein kleiner Mann arbeiten können sie nicht, und zu einem groſsen Marschhof reicht es nicht. Ich sage, es ist ein Jammer. Da sitzen sie in den Städten zu Tausenden auf einem Dott und können kaum Luft schnappen, und friſst einer den anderen auf vor Gift und Brotneid, und hier liegen die Meilen fruchtbarsten Landes, und manchmal auf eine halbe Stunde Umkreis kein menschliches Wesen, das Pieps sagt —— Und ist nirgends so schön als hierzulande .... ausgenommen vielleicht in Amerika ...«

»Das muſst du den Leuten sagen, Swen,« bemerkte ich altklug.

»Ja — sag' es ihnen man! Das ist schon oft gesagt, aber danach hören sie nicht. Ich will dir was sagen, Dida: Wenn du nach Amerika gehst und du viel Geld verdienst, und kommst wieder und kaufst deines Vaters Hof — vorausgesetzt, daſs er dann in fremde Hände ist — und setzt dich hier hin, so daſs die Leute staunen und sagen: Sieh mal an, Dida Ibsen, die hat so viel Geld, daſs ihre Leute es mit Forken auf den Heuschober setzen, und hat in allen groſsen Städten und sogar in Amerika gelebt, und 's gibt nichts Schönes auf der Welt, daſs sie nicht gesehen hat, und kommt doch hierher zurück, weil sie findet, daſs es doch hier am allerschönsten auf der Welt ist. Dann tut das mehr als alles Reden. Denn die Menschen sind wie die Affen und Papageien, einer tut's dem andern nach, und alles dreht sich nach den ungeschriebenen Gesetzen, die sie Mode nennen. Nun ist das Wegziehen Mode, aber tritt mal ein groſser Mensch, der viel Geld hat und auch das nötige Quantum Verstand, um den anderen zu imponieren, auf, und macht es ihnen vor, dann kommt das

Einwandern wieder zur Geltung und unser Land zu Wohlstand und Ehren ... Das ist meine Meinung — was sagst du, Hinnerk Dirk?«

»Da liegt was drin,« sagte Hinnerk, »aber im grofsen ganzen — was sollen wir hier mit viel Menschen? Die Marsch gehört den Ochsen. Und der Ochs tut seine Schuldigkeit, frifst sich satt und bezahlt sein Grasgeld. Und wo der Herr das Grasgeld verfrifst, das kann ihm und uns egal sein. So meine ich es.«

Dann nahmen sie ihre Pfeifen und qualmten wie Backöfen weiter.

* * *

Vater lachte.

Das kam selten vor. Aber wenn es geschah, dröhnte sein Lachen durchs ganze Haus, so dafs ein lustiges Echo wie eine lange, undefinierbare Tonwelle von den Wänden zurückgeworfen wurde. Mutter safs in der Wohnstube am Fenster und las einen Brief mit dänischen Freimarken, der eben angekommen war. Als sie Vater lachen hörte, zog ein heller Widerschein über ihr kleines, weifses, sorgenvolles Gesicht, und als er eintrat, lachte sie auch.

Was war denn? Natürlich Greis Wiedehopp, der Unverwüstliche, dessen schön gedrechselte Phrasen sich zu geflügelten Worten auswuchsen, die sich zum Teil bis auf den heutigen Tag in Eiderstedt erhalten haben. Greis sollte das Vieh umfennen. Zuerst die Ochsen in die Roggenfenne und dann die Kühe in die dahinter liegende Mutfenne. Statt dessen treibt Greis die Kühe zuerst in die Roggenfenne.

»Junge, dämlicher,« schreit Vater ihm zu, »was machst du? Die Ochsen sollen doch dahin —.«

Aber Greis Wiedehopp schüttelt gravitätisch den Kopf: »Den Damen der Vortritt, Herr Ibsen!«

Darüber lachte der Vater.

Mutter gab ihm den Brief, und Vater setzte den Kneifer auf die Nase, las auch und schüttelte den Kopf.

»Was sollen wir mit dem Mensch hier, Mine?!«

»Wir können aber auch nicht gut abwinken, Christian. Als wir damals mit der Hypothek in Verlegenheit waren, halfen sie uns aus, und Tante Charlotte war überhaupt immer gefällig und hilfsbereit. Ob sie ein paar Monate hier herumläuft oder nicht — zu essen haben wir, und im übrigen wird es ihr hier schon bald zu einsam werden —.«

»Ja, weil Tante bittet, kann man nicht gut nein sagen,« meinte Vater nachdenklich. »Viel Staat ist mit so einer sonst nicht zu machen. Aber es weiſs hier ja kein Mensch. Schreibe ihr, daſs sie kommen soll .... Dida ist ja auch noch zu weit zurück, als daſs sie was von ihr annehmen könnte.«

Mutter nickte, setzte sich an den kleinen Mahagonischreibtisch und schrieb rasch ein paar Zeilen auf einen Briefbogen, kuvertierte und nahm den Brief mit hinaus. Der Brief mit den dänischen Freimarken lag auf dem Fensterbrett, wohin Vater ihn gelegt hatte.

Briefgeheimnisse gab es auf Ibsens Hof nicht. Ich hatte alles mit angehört und las nun den Brief, um der Sache auf den Grund zu kommen, aufmerksam durch, aber die langgezogenen lateinischen Buchstaben lieſsen sich schwer entziffern. Deshalb steckte ich den Brief in die Tasche und begab mich auf die Suche nach Greis Wiedehopp, dem Vielbelesenen. Ich fand ihn in der Knechtekammer über einem angefangenen Schreiben. Er kaute an dem Bleistift und kam offenbar nicht zurecht. Auf meine teilnehmende Frage erfuhr ich den Tatbestand:

Als Greis vor drei Jahren in Dienst ging, hatte er von zu Hause zwei Hemden mitbekommen. Die wurden

nun brüchig und hielten nicht mehr recht zusammen, und Greis sah sich genötigt, seine Mutter um die Anfertigung von zwei neuen Hemden zu bitten. Aber dies Anliegen war sehr schwer in passende Worte zu bringen.

»Schreib doch einfach: Meine Hemden sind kaput, ich brauche neue,« riet ich.

Greis schüttelte den Kopf: »Das kann man wohl sagen, aber nicht in einem Briefe schreiben, Dida. Das wäre sehr unfein.«

»Ich will nachdenken helfen, Greis, aber sei doch so gut und lies mir diesen Brief vor.«

Greis studierte eine Weile an dem Brief herum und las dann laut, langsam, stockend und pathetisch:

»Meine liebe Wilhelmine!

Wenn ich Dir heute vertrauensvoll mit einer Bitte nahe, so geschicht es in der Voraussetzung, dafs Du mir ohne jedes kleinliche Bedenken volles Verständnis entgegenbringst. Alles verstehen heifst alles verzeihen.

Du weifst, dafs meines verstorbenen Bruders einzige Tochter Helga, die von mir erzogen wurde, mir durch ihr allzu lebhaftes Temperament und ihre mancherlei Passionen schon viele Sorgen bereitete. So lieb ich das Kind hatte, war ich doch froh, als ich sie durch ihre Heirat mit Dr. Pettersen im Dezember unter Dach gebracht hatte und der Verantwortung überhoben war. Und nun dieses Unglück! Diese entsetzliche Schande! Im April kam das Kind zur Welt; der Doktor aufser sich, jagte sie aus seinem Hause und leitete die Scheidungsklage ein. Der Knabe ist — glücklicherweise — wie ich unter diesen Umständen sagen mufs, gestorben. Was sollte ich machen? Konnte ich dem unglücklichen jungen Weibe meine Tür verschliefsen, sie vielleicht dem Selbstmord in die

Arme treiben? Nein, ich beschönige nichts, aber wer selbst einmal jung und lebensfroh war, der wird immer mild über die Schwächen und Fehler der Jugend und der Verirrungen eines allzu heifsblütigen Temperaments denken. Du kannst Dir vorstellen, welchen Skandal die Affäre aufgerührt hat. Dieses Getratsch, diese Übertreibungen, dieses Verdammen und Richten — es ist furchtbar. Natürlich mufs Helga fort, bis alles still geworden ist. Die Welt ist so raschlebig und vergifst so schnell. In einem Jahre ist Gras über die Geschichte gewachsen. Nun dachte ich mir, dafs Helga für diesen Sommer eigentlich nirgends besser aufgehoben wäre, als auf Eurem einsamen Hof und in Eurem stillen Lande, wo kein Mensch etwas von ihrem Unglück ahnt. Sie wird dort auch am ehesten ihren verlorenen Seelenfrieden wiederfinden. Sie ist ganz trostlos, niedergedrückt und verzweifelt. Du weifst, liebe Mine, dafs ich auch für Deine Nöten stets ein williges Ohr und eine offene Hand hatte, und eingedenk dessen wirst Du dem armen jungen Weibe eine liebreiche Aufnahme in Eurem gastfreien Hause gewähren, ihr schwesterlich entgegenkommen und ihr neuen Lebensmut und neue Lebensfreude einzuflöfsen trachten. Schreibe bitte, ob und wann Helga kommen darf.

Mit freundlichen Grüfsen an Dich und Deinen lieben Mann und die kleine Dida

Deine Dir stets wohlgesinnte
Tante Charlotte.«

Wir sahen einander an.

Greis zog die Denkerstirn dermafsen in Falten, dafs seine strohgelben Augenbrauen fast unter dem roten Haarschopf verschwanden.

»Wenn ich so vermuten und es aussprechen darf,

dann steckt hinter dieser Geschichte ein blutiges Geheimnis,« sagte er leise; »st . . . ganz still, Dida, so was verträgt keine Luft«. Und Greis verbreitete sich in philosophischer Gründlichkeit über den sonderbaren Fall — —

»Wenn ich blofs wüfste, weshalb es im Dänischen ein Unglück und eine Schande ist, wenn Eheleute ein Kind bekommen — — — du mufst mal sehen, ob du es herauskriegst, Dida, es würde mich interessieren. Hierzulande ist es nach Recht und Gesetz kein Scheidungsgrund, und ich glaube auch nicht, dafs dieser Dr. Pettersen, was ein ganz gemeiner Kerl sein mufs, damit durchdringt. Die arme, unglückliche Frau! Das wäre ja noch schöner. Man kann freilich nicht wissen, ob es in Kopenhagen nicht nach dem Gesetz blofs den allerhöchsten Herrschaften erlaubt ist, im ersten Jahre ein Kind zu kriegen, von wegen Übervölkerungsgefahr, was ich aber unrecht finden möchte; und wenn Lude Schnack es hörte, würde er sagen, ‚es ist eine unerhörte Anmafsung der Besitzenden'. — Du kannst dich mal unter der Hand danach erkundigen, Dida, es ist eine soziale Frage, so etwas . . .«

Eine soziale Frage. Ich trollte ab. Die Geschichte lag mir schwer auf der Seele. Ich mufste diese soziale Frage lösen. —

Ich weifs nicht, wie es kommt, dafs sich alle Vorkommnisse gerade dieses Tages mir so markant und dauerhaft ins Gedächtnis geprägt haben. Während ich das schreibe, ist alles so lebendig vor meinen Augen, als sei es erst gestern gewesen.

Ich suchte meinen Hut, pfiff meine Hunde zusammen und lief mit ihnen quer über die Fennen und den schmalen, sogenannten Schulsteig am Feldweg entlang bis zu unserem nächsten Nachbarhof.

Dessen Besitzer, Eken Kornils, war einer meiner

liebsten Freunde. Er hatte Kinder gern, und es plauderte sich gut mit ihm; man konnte ihm alles sagen, er wurde nie müde, Rede und Antwort zu stehen, und ich hatte eine grofse Meinung von seinem Wissen und seiner Klugheit.

Meine Leibgarde kannte den Weg und sprang voraus durch das weifse Heck, über den Graben und die Dornenhecke geradewegs hinein in den Apfelgarten. Phylax, der Wildling, rannte dabei den Kinderwagen an, worauf ein zitteriges Babystimmchen in ein durchdringendes, klägliches Geheul ausbrach. Eken Kornils stand auf dem Rasen und mähte. Es sah hübsch aus, wie der grofse, breitschulterige Mann in dem hellen Leinenanzug die blitzblanke Sense wie spielend durch das hohe, dunkelgrüne Gras gleiten liefs. Der lange, rötlichblonde Vollbart reichte ihm bis zur Brusthälfte. Den Strohhut hatte er etwas zurück, auf das dichte, leicht gewellte Haar geschoben, die Wärme und die Arbeit hatten das gesunde Inkarnat seines Gesichts vertieft, und seine hellblauen, freundlichen Augen spiegelten den blauen Tag und die Sommersonne wieder.

»Na, Diden!« rief er mir entgegen, »das 's recht, dafs du dich mal sehen läfst. Nun kannst du gleich mit mir vespern. Komm man!«

Er warf die Sense hin, nahm mich an die Hand und ging mit mir zur Laube, wo seine Frau am Kaffeetisch hantierte. Auf dem Wege dahin kamen wir an dem Kinderwagen mit dem plärrenden Baby vorbei; obgleich ich sonst kleine Kinder gern hatte, drehte ich den Kopf weg, um das häfsliche, kleine Ding mit dem Wasserkopf und den spinnedürren Fingern nicht zu sehen.

Ich glaube, es war für einen Unbefangenen schwer, sich das abstofsende, verkümmerte Wesen als das Kind des schönen, starken, gesunden Eken Kornils zu denken. Der Mutter traute man es schon eher zu. Sie war eine

kleine, schmalbrüstige, verhutzelte Frau, die selten den Mund auftat und immer so aussah, als ob sie nicht bis fünf zählen konnte; das einzig Nette an ihr waren die sanften, grauen Augen. Eken und seine Frau waren Geschwisterkinder. Frau Levka begrüſste mich freundlich: »Das ist schön, Dida. Nun kannst du meinem Mann Gesellschaft leisten. Ich will unterdessen Guschen ein biſschen fahren.«

Dann vesperten wir beide.

»Na, Dida, was gibt's Neues?«

»Ich wollte dich was fragen, Nachbar.«

»Schieſs los, Dida.«

»Es ist eine soziale Frage, sagt Greis. Sag' mir mal, ist es ein Unglück und eine Schande, wenn eine Frau ein Kind bekommt?«

»Ja, Dida, das ist mal so und mal so. Eigentlich ist es niemals und in keinem Fall eine Schande. Wie kommst du darauf?«

»Wir haben einen Brief bekommen. Es kommt eine arme, unglückliche Frau zu uns. Ihr Mann ist ein ganz gemeiner Kerl. Er hat sie aus dem Haus gejagt, weil sie ein Kind bekommen hat. Greis sagt, es ist eine soziale Frage. Wir interessieren uns dafür, ob es in Dänemark ein Gesetz darüber gibt. Hier ist der Brief.«

Eken nahm den Brief und las. Hundert kleine Lachteufel sprangen ihm um Augen und Mund, als er mir den Bogen znrückgab.

»Ja, Dida, die Lösung dieser sozialen Frage liegt nur darin, daſs die Mädchen in der Schule richtig rechnen lernen. Eine verheiratete Frau muſs bis neun zählen können, sonst hat der Mann das Recht, sie fortzujagen. Die arme, unglückliche Frau, die zu euch kommt, hat nicht bis neun rechnen können. Das ist alles.«

Ich schwieg beleidigt. Nachbar Eken Kornils mufste doch nicht denken, dafs ich mit meinen dreizehn Jahren ein unvernünftiges Baby war, das er beliebig veruzen konnte.

»Adjö,« sagte ich und stand auf.

Er rief mir nach, ich sollte meiner Mutter den Brief zurückgeben.

Noch über das Heck hinaus hörte ich sein fröhliches Gelächter. Ich lief indessen mit Viete, Witschen, Bella, Jax, Dina und Philix hinüber nach Tönnis Hof, denn ich war fest entschlossen, die krittelige soziale Frage durch eine Umfrage bei meinen sämtlichen Bekannten noch vor Abend ins Reine zu bringen.

Das Ehepaar Tönnis safs in der kühlen Gartenstube beim Tee, als ich hereinstürmte. Frau Tönnis war eine geborene Kielerin, sie dünkte sich immer etwas mehr als andere Bauernfrauen und hielt auf städtische Formen und Aufmachung im Haushalt. Sie trug am hellen Werktag eine seidene Schürze und ein Spitzenhäubchen, und der Teetisch blinkte und blitzte von Kristall und Silber.

»Na, du Wildfang?« sagte sie mit einem etwas unungnädigen Blick auf die Fufstapfen, die meine vierbeinigen Begleiter auf die blankgebohnte Diele zurückliefsen.

»Wir haben einen Brief bekommen,« sagte ich und setzte mich auf den hingeschobenen Stuhl am Tisch.

»So? Willst du 'nen Zwieback mit Himbeergelee, Dida?«

»Danke, nein. Nämlich, es kommt eine arme, unglückliche Frau aus Kopenhagen zu uns auf Besuch. Ihr Mann ist ein ganz gemeiner Kerl. Er hat sie fortgejagt, weil sie ein Kind bekommen haben. Vielleicht

weiſs Onkel Tönnis, ob es ein Gesetz im Dänischen gibt, welches das Kinderkriegen verbietet —«

»Was ist das?« fragte Herr Tönnis und langte nach dem Brief.

»Es ist eine soziale Frage, Onkel Tönnis.«

Onkel Tönnis las, schüttelte den Kopf und gab seiner Frau den Brief. Die las auch, und ihr strenges, gelbliches Gesicht wurde beim Lesen noch strenger und dunkler.

»Es schickt sich ganz und gar nicht für ein kleines, junges Mädchen, über solche Sachen nachzudenken und gar darüber zu sprechen,« sagte sie böse. »Wenn dich niemand zu Hause auf ein so unpassendes Benehmen aufmerksam macht, solltest du als heranwachsendes Mädchen aus dir selbst heraus so viel Anstandsgefühl haben, um es zu unterlassen. Bestelle nur deiner Mutter einen Gruſs, und sie täte gut, dergleichen Briefe zu verschlieſsen, damit sie nicht in dumme Kinderhände geraten . . . ich werde es ihr gelegentlich auch schon selbst sagen.«

Da hatte ich mein Fett und konnte abziehen.

Als ich an den offenen Fenstern der Gartenstube vorüberging, hörte ich Tante Tönnis räsonieren, daſs wir »solches Frauenzimmer« aufsackten, und ich hätte überhaupt keine Erziehung, ich wüchse wie ein Kalb auf, ohne jegliche geistige Trainierung . . . Onkel Tönnis brummte was dazu: Die Ibsens hätten den Kopf voll Sorgen . . . Und dieses sei ja die reine Kindereinfalt — —

Beim Weiterlaufen dachte ich, daſs ich bei Tante Tönnis nicht Mamsell sein möchte, und wenn ich es zehnmal wie »Kind im Hause« hätte.

Kinder sind oft unbewuſst scharfsinnige Psychologen . . .

Ich rannte nun schräg über die Fennen und fand irgendwo am Graben meinen Freund Claus sitzen und Pfeifen schneiden. Er sah mich nicht. Ich kitzelte ihn hinten am Hals, da sah er sich wütend um . . . ihm war warm, und die Pfeifen wollten nicht glücken; der Kopf stand ihm nicht.

»Geh' ab, Diden —«

»Lange nicht. Nun grade nicht.« Ich kitzelte weiter.

Claus war ein guter Kerl. Er liefs sich viel von mir gefallen. Obgleich er nur drei Jahre älter als ich selber war, mischte sich immer eine väterliche Note in seine Freundschaft, er hätte mir niemals ein Haar gekrümmt, aber heute — grade heute war nicht gut Kirschen mit ihm essen.

Eine ungeduldige Bewegung: »Lafs mich in Ruhe, Diden — mach' dich fort —«

»Fällt mir nicht ein. Du sollst acht geben. Ich will dich etwas fragen. Wir kriegen eine Frau auf Besuch, die hat ein Kind gekriegt und ihr Mann hat sie weggejagt —«

»Was geht's mich an!« schrie Claus und suchte mich abzuschütteln. »Lafs dein verdammtes Kitzeln, Gör! Hörst du? Sofort — oder es pfeift —«

»Pfeif' man . . .«

Klatsch — da hatte ich's . . . eine nicht allzu massive Backpfeife — aber vor Schreck glitt ich rücklings aus und schlug mir an einem scharfkantigen Stein die Stirn blutig . . .

Ich stiefs ein mörderliches Gebrüll aus. Claus sprang bestürzt auf und wollte mir helfen, aber ich war schon auf den Beinen und rannte, haste mich gesehen, feldein nach Hause.

Je näher ich dem Hof kam, desto intensiver schrie ich, halb aus wirklicher Angst — — die Blutstropfen

sickerten mir schwer über die Wange und die Wunde schmerzte, zum gröfsten Teil aus dem instinktiven Wunsche, mein Mifsgeschick möglichst aufzubauschen, um mich interessant zu machen und bedauern zu lassen . . . und dann sollte Claus auch mal sehen, der Grobian, der an allem schuld war . . .«

Das Unglück wollte es, dafs Claus' Mutter, Frau Lehnsmann Dycksen, grade an dem Nachmittage uns eine nachbarliche Visite machte. Die beiden Frauen safsen auf der Sonnenbank vorm Hause, häkelten und schwatzten gemütlich, als ich mit meiner kläffenden Meute schreiend dahergalloppiert kam.

»Dida! Um Gottes willen, Kind« — rief Mutter aufspringend.

Ich konnte vor Schluchzen nicht sprechen: »Claus Dycksen« — — Glucksen — — »hat mich geschlagen —« Glucksen — »ja, mit 'n grofsen Stein —«

»Mein Gott, das Kind hat ein grofses Loch im Kopf,« schrie Mutter auf, »nein, solche Roheit — Anna! Nanny, Nanny! Wasser! Handtücher! das Kind verblutet —«

»Unser Claus?« sagte Frau Lehnsmann betreten. »Aber Diden — —! So was tut unser Claus doch nicht! Dazu hat er dich doch viel zu lieb —«

»Doch hat er's getan! Jawohl hat er's getan! Mit 'n grofsen scharfen Stein! Jawohl —«

Die Mägde stürzten aus dem Haus, allen voran Nanny, die niemals eine Gelegenheit, sich bei Mutter lieb Kind zu machen, vorübergehen liefs. »Herrgott« kreischte sie. »Unsere arme Diden! Sehen Sie doch, Frau Ibsen! Einen halben Zentimeter weiter und das Auge wäre aus gewesen!«

»Liebchen! Arme Taube! — Nein, solch ein Junge!«

»Ich glaube nicht, dafs es unser Claus gewesen ist,«

rief Frau Dyksen erregt. »Der tut keiner Mücke was zuleide. Diden, sag' mal rasch die Wahrheit, wie hat sich die Sache zugetragen?«

»Na, erlauben Sie, Frau Lehnsmann,« fiel Mutter ihr ins Wort. »Unsere Diden ist 'n Wildfang, darüber ist nichts zu sagen. Aber lügen tut sie nicht. Sie hat mich noch nie angelogen —.«

»Nein, unsere Diden lügt nicht,« sekundierte Nanny. »Was das Kind sagt, ist die reine Wahrheit —.«

»Wenn sie noch nie gelogen hat, so bin ich sehr geneigt, anzunehmen, daſs sie es jetzt tut.« Frau Dyksen bekam einen roten Kopf vor Zorn und Aufregung.

»Doch ist es wahr — frag' 'n selbst —.«

»Ja, das will ich sofort tun, und wehe dir, wenn du gelogen hast —.«

»Das ist aber stark,« fuhr Mutter auf. »Sie haben meinem Kind überhaupt nicht zu drohen, Frau Lehnsmann. Wenn Dida sagt, daſs Klaus ihr das Loch in den Kopf geschlagen hat, so ist es eben so! Und es ist eine unerhörte Rüdigkeit von dem Bengel —.«

»Ihre Diden hat es faustdick hinter den Ohren —.«

»So?! Meinen Sie —?! Jetzt hat sie vorläufig ein Loch im Kopf. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrem Jungen.«

Mutter zitterte vor Empörung. »Der kann gut werden. Wenn der schon jetzt ein kleines, zartes Mädchen beinahe totschlägt — —. Na, ich danke ... an dem können Sie noch was erleben — der ist auf dem besten Wege, noch mal 'ne Timtode zu werden —.«

»Ich will Ihnen wünschen, daſs Sie an Ihrer verzogenen Göre nichts Schlechteres erleben, als wir an unserem Claus —.«

Die sonst herzensguten Frauen standen einander wie Kampfhähne gegenüber.

»Ganz Eiderstedt wundert sich, wie Sie Ihre Tochter

aufwachsen lassen. So 'n grofses Mädchen, und den ganzen Tag auf der Landstrafse mit den Hunden umherräubern. Täten Sie sie zur Handarbeit und zum Lernen anhalten! In den Verhältnissen, in denen Sie leben, ist es gerade gewissenlos von Ihnen — 'n Staat bis oben hinaus, weifse Kleider und geglöckelte Unterröcke am Werktag. Ist das was für 'n Landkind? Und Sie wissen nicht mal, wo das Mädel mal sein Brot mit verdienen mufs —.«

»Was der liebe Gott über uns verhängt, das werden wir tragen,« rief Mutter. Die Anspielung auf unsere zerrütteten Vermögensverhältnisse nahm ihr den Rest ihrer Selbstbeherrschung. »Ihnen sind wir ja bis jetzt nichts schuldig geblieben! Wie wir unser Kind erziehen, ist unsere Sache und geht niemand was an. Stecken Sie nur Ihre Nase in Ihre eigenen Angelegenheiten. Noch bin ich Herrin von Ibsens Hof, und noch habe ich das Recht, Leute, die mir unverschämt kommen, von der Werfte zu jagen — —.«

»Ja, ja, ich geh' schon —! Ich werd' Ihre Schwelle nicht wieder dunkeln! Und mein Mann und Claus auch nicht! Verlassen Sie sich darauf. Adjö —.«

Ich war unterdessen still geworden. Mein Herz klopfte. Das hatte ich doch nicht wollen —!

Nanny hatte mir ein reines Taschentuch um die Stirn gebunden. Ich schlich mich fort und legte mich in der Wohnstube aufs Sofa.

Eben kam Vater vom Feld zurück. Mutter erstattete ihm Bericht über die Vorgänge dieses Nachmittags. Ich stopfte mir die Ohren zu, um nichts zu hören, aber ich hörte doch — —. Ich hörte Vaters gute, ruhige Stimme, beschwichtigen, zum Frieden reden ... Sechzehn Jahre hatte man nun Freundschaft und gute, treue Nachbarschaft mit Dyksens gehalten,

und war nie ein böses Wort gefallen. Hatte einander hilfsbereit beigestanden in Not und Tod, und ausgeholfen, wenn die Arbeit drängte ... Ein guter Nachbar ist mehr wert als ein Bruder in der Fremde ... Und nun sollte man sich veruneinigen der Kinder wegen, die sich in dieser Minute schlagen und in jener wieder vertragen!

»Aber Dida hat keine Schuld,« sagte Mutter.

Nein, das glaubte Vater ja auch nicht. Aber vielleicht hatte ich Claus gereizt, man konnte doch nicht wissen! Kinder sind Kinder. Und dann — Vaters Stimme wurde gedämpfter — man sei den Dyksens doch auch verpflichtet — —. Er hatte im vorigen Jahre die Bürgschaft an der Tönninger Sparkasse übernommen ...

Ich mochte nichts mehr hören und sprang auf.

Langsam schlich der Tag zu Ende. Überall im Hause wurde von Claus Dyksens Missetat gesprochen. Die Mädchen in der Stube meinten, es müsse angezeigt werden, und Claus komme ins Gefängnis.

Swen Meeſs und Hinnerk Dirk saſsen im Grasgarten unterm Zwetschenbaum und verhandelten über den Fall.

»Mir will die Sache nich in 'n Kopp,« sagte Hinnerk. »Der Jung is nich bösartig. Und wie kann überhaupt einer mit 'n Stein schlagen? Er wird nach 'n Tier geworfen haben und hat Diden getroffen. — Diden, komm' mal her — —.«

Ich hütete mich und lief im Bogen an ihnen vorbei in die Gesindestube.

Da saſs Greis Wiedehopp als einziger und schrieb den Brief, den er am Nachmittag entworfen hatte, sauber mit Tinte ins Reine.

»Meine vielgeliebte Mutter! Ich ergreife mit Schmerzen die Feder, um Ihnen die Mitteilung zu machen, daſs meine Hemden die Schwindsucht haben,

und es leider vonnöten sein wird, sie durch zwei von Ihresgleichen zu ersetzen — — —.

»Greis, sprich ein bißchen mit mir,« bat ich. Aber Greis hatte keine Zeit, der Brief mußte fertig werden, und das war kein kleines Stück Arbeit.

Auf dem Tische lagen ein paar gelbe Hefte. Aus Langeweile blätterte ich darin. Die erste Seite war mit einem vielversprechenden Bild geschmückt. Eine Frau saß aufrecht in einem Sarg und trank aus einem Totenkopf.

»Was ist das, Greis?«

»Das ist Gräfin Röschen. Weil ihr Mann glaubt, daß sie ihm untreu ist, hat er sie in eine Turmstube eingesperrt, und da muß sie in 'n Sarg schlafen und aus 'n Totenkopf trinken, und kein Mensch kann zu ihr. Das Essen wird ihr durch eine eiserne Luke eingeschoben — Wasser und Brot, und nur alle Sonntag noch 'n Stück Pudding ... Gott weiß, was daraus noch wird. Ich kann manchmal nachts nicht davor schlafen.«

»Erzähl' weiter, Greis. Warum glaubt ihr Mann, daß sie ihm untreu ist?«

»Ich habe jetzt keine Zeit, Diden. Aber ich will dir die Hefte borgen. Du kannst dann alles selbst lesen.«

Früher als sonst ging ich zu Bett.

Es wurde eine schlechte Nacht. Zum erstenmal in meinem Leben lernte ich die Folterqualen eines schuldbeladenen Gewissens kennen. Die Folgen meiner Flunkerei zogen wie schreckliche Gespenster im Dunkeln an meinem Bett vorüber.

Was hatte ich nur angerichtet ... Wenn Claus nun ins Gefängnis geworfen wurde oder nie mehr über unsere Schwelle kam —! Und ich hatte ihn doch so gern, den großen, gutmütigen Jungen, der mir die reifen Birnen aus dem höchsten Wipfel der Bäume holte, der

mich rittlings auf seine Schultern setzte und mich einfach schleppte, wenn ich mal auf einem langen, gemeinsamen Weg müde wurde, der mir alles zu Gefallen tat — —. Und auch Tante Lehnsmann war immer so nett zu mir gewesen, viel netter als Tante Tönnies. — Ach, es war schrecklich.

Ich quälte mich wohl ein paar Stunden so herum, an Schlafen war nicht zu denken. Auf einmal hielt ich es nicht länger aus — — sprang aus dem Bett und huschte über den Flur und in die Schlafstube meiner Eltern.

Die waren noch wach. Sie sprachen über Geld und Hypotheken und Zinsen, Sachen, von denen ich nichts verstand und die mich nicht interessierten. Mutter erschrak, als ich eintrat, aber ehe sie noch fragen konnte, war ich schon zu ihr unter die Decke mit dem kühlen, weifsen, feinen Leinenbezug geschlüpft, und kuschelte mich an ihre weiche Brust, und beichtete meine Seelenlast herunter: ... Dafs es doch ein bifschen anders gewesen wäre mit dem Schlagen — —. Ja, geschlagen hatte mich Claus, aber das Loch war beim Fallen gekommen usw.

»Aber, Dida — Kind!« sagte Mutter verwirrt. »Siehst du? Ich dachte es mir halb und halb! Auf Kinder ist kein Verlafs,« sagte Vater. »Na, da wird sich die Sache mit Dyksens schon wieder einrenken. Das beste ist, du gehst morgen herüber und sagst, wie sich alles verhält —.«

»Ich?« rief Mutter, »Nein, das tu' ich nicht, Christian. Dazu ist sie mir zu grob gekommen.«

»Ja, die Schuld liegt aber doch eigentlich auf unserer Seite. Wenn Diden gleich die Wahrheit gesagt hätte, wäre Frau Dyksen auch nicht so in Rage gekommen.«

»Wenn auch. Ich tu's nicht.«

»Ach, Mine —.»

»Auf keinen Fall,« beharrte Mutter. »Ich kann's nicht. Und was man nicht kann, das kann man nicht.«

Vater seufzte und schwieg. Er kannte wohl seine kleine Frau. Sie hatte ein gutes, weiches Herz, aber einen harten Kopf und ein steifes Rückgrat.

Den Kopf und das Rückgrat hat sie mir vererbt. Sie konnte sich nicht bücken. Ich auch nicht, und das ist so geblieben bis auf den heutigen Tag. Es ist unsere Tragik. Das Herz mag uns darüber in Stücke gehen, wir können nicht unseren Trotz biegen. Wir können einfach nicht; und was nicht geht, das geht nicht.

Ja, wenn die Dyksens mit ihrer Existenz so auf des Messers Schneide gestanden hätten wie wir, und die Ibsens in ihrem vollen, sicheren Besitz säfsen — dann ja ... Dann hätte Mine Ibsen sich keine Sekunde besonnen, der Eingebung ihres grofsmütigen und gerechten Herzens zu folgen, Frau Dyksen um Entschuldigung zu bitten und ihr die Hand zur Versöhnung zu reichen. Aber so — sie, die schon lange von den geldstolzen Bäuerinnen heimlich über die Achsel Angesehene, — sie konnte sich vor der reichen, selbstbewufsten Frau nicht demütigen und ein begangenes Unrecht eingestehen.

Es ging nicht.

Und so kam es, dafs eine sechzehnjährige treue Nachbarschaft, die sich in Sturm und Drang, Krankheit und Not und schweren Zeiten bewährt hatte, über eine Kinderflunkerei den Hals brach und eines schimpflichen Todes starb.

Claus fand zwar nach einigen Wochen heimlich und auf Umwegen wieder den Weg in unsere Gesindestube, und die Männer sprachen, wenn sie einander begegneten, miteinander, als sei nichts vorgefallen, aber die Frauen

gingen einander in weitem Bogen aus dem Wege. Und erst nach langen Jahren, als Claus den elterlichen Hof übernahm und die Alten zur Stadt zogen, ist eine Wiederannäherung zustande gekommen, aber so wie einst ist es nie wieder geworden.

* * *

Ich hatte früher die Dorfschule besucht. Im dritten Schuljahre bekam ich einen Bleichsuchtsanfall, und da der Arzt den langen, einsamen, zu Winter-, Herbst- und Frühjahrszeit manchmal wirklich schwer passierbaren Weg als eine meiner zarten Konstitution durchaus unzuträgliche Strapaze bezeichnete, meldeten meine Eltern mich zu meinem Verdrufs von der Schule ab und liefsen mir jeden Morgen von dem Theologen, der je ein Jahr bei dem alten Dorfpastor adjunktierte, zwei Privatstunden geben.

In der Schule mit den anderen war ich gut vorangekommen, aber von dem Zeitpunkt an, wo ich allein unterrichtet wurde, war es mit meinem geistigen Werdegang vorbei. Mit neun Jahren konnte ich gut lesen und schreiben, und darüber hinaus war mein Können und Wissen mit dreizehn Jahren auch noch nicht viel gediehen.

Der Kandidat konstatierte, dafs die beiden einzigen Faktoren, die meiner das »normale Durchschnittsquantum geistiger Begabung in keiner Weise überschreitende Veranlagung« etwas aufhelfen könnten, nämlich Fleifs und Aufmerksamkeit, bei mir durchaus versagten.

Die Unterrichtsstunde und die Schularbeiten waren für mich reine Martern. Wenn an schönen Sommertagen die grünen Bäume zu den Fenstern hereinnickten und die Sonne schmeichelte, oder zur Winterszeit der silberne Schnee lockte, war es mir ein Ding der Unmöglichkeit, den Auseinandersetzungen meines Lehrers zu folgen, und

nicht selten geschah es, daſs ich auf eine wiederholte Frage zusammenschreckend eine Antwort gab, die von dem Gegenstand des Unterrichtes etwa so weit ablag, wie Garding von Marokko.

Bei mir war alles Phantasie, Leben — Stimmung. Deshalb war mir von frühester Kindheit an die Natur immer das schönste Bilder-, Lehr- und Unterhaltungsbuch. Drauſsen wurde mir nie die Zeit lang. Aber die Stubenweisheit war mir ein Greuel. Heute, wo meine Kindheit selbst ein lehrreiches Buch für mich geworden ist, meine ich, daſs ich für einen feinsinnigen Pädagogen vielleicht kein undankbares Unterrichtssubjekt gewesen wäre. Die guten Theologen, die es nie verstanden oder der Mühe wert hielten, meine Phantasie anzuregeu und den nüchternen Unterrichtsstoff meinem Interesse näher zu bringen, verzweifelten fast über ihre Aufgabe.

Eine Tante schenkte mir einmal eine Bearbeitung der Märchen von Tausend und einer Nacht zum Geburtstag. Das Buch kannte ich zuletzt fast wörtlich auswendig. Die bunte Märchenwelt, die sich zum erstenmal vor meinen staunenden Augen aufbaute, fesselte mich so, daſs ich ganz darin aufging. Ich lebte Tag und Nacht in einem Gespinst von glitzernden, farbenprächtigen Träumereien.

Das ging so lange, bis der Kandidat Veranlassung nahm mit, meiner Mutter zu sprechen und sie dringend vor der Verabreichung solcher Lektüre, die in ihrer »Sinne anregenden Phantastik« nur geeignet sei, »mein Interesse für alles andere aufzusaugen und mich für die Schule wie später einmal für das praktische Leben untauglich zu machen« — zu warnen. Bei anderen Kindern sei es schon nichts nütze, ihnen solche Bücher in die Hand zu geben, aber bei mir sei es direkt eine Gefahr. Sie lenkten mich ab von dem Unterricht und verwirrten

mir den Kopf. Gegen eine gesunde, dem kindlichen Verständnis angepafste Unterhaltungslektüre sei ja im Prinzip nichts einzuwenden, und er stelle bei einer eventuellen Wahl gern seinen Rat zur Verfügung usw.

Kurze Zeit danach war mein Buch eines Tages verschwunden. Ich suchte jedes Mauseloch ab, ich weinte, jammerte, trotzte, es half nichts. — — Das Buch blieb fort. Mutter meinte, es sei vielleicht von einem Handwerksburschen mitgenommen worden.

Zu Weihnachten bekam ich dafür ein anderes, das der Kandidat aus der christlichen Buchhandlung in Breklum besorgt hatte. Es hiefs »Perlen für fromme Kinder«, war auf schlechtem, gelben Papier gedruckt und trug auf der Titelseite das Bild des guten Hirten inmitten seiner Schafe.

Der Titel und das Titelbild langweilten mich. Es sah so nach biblischer Geschichte aus. Und da ich vom Exterieur des Buches auf den Inhalt schlofs, sind diese Perlen für mich stets Muscheln geblieben. Ich habe sie nie angesehen. —

Regentage waren für mich das Ekelhafteste, was sich denken läfst. Sturm und Kälte schreckten mich nicht. Aber bei patschigem, nassem Wetter, wo man nicht hinaus kommen konnte und aufs Haus angewiesen war, und doch jeder im Hause seine Arbeit hatte — nur ich nicht —, mopste ich mich bis zur Verzweiflung herum.

Dem denkwürdigen Tage, der uns die Anmeldung des Kopenhagener Besuches und den Konflikt mit Dyksens brachte, folgte eine Reihe grauer Regentage. Eines Nachmittags, als ich wieder vor Langeweile nicht aus noch ein wufste, fiel mir plötzlich wieder Greis Wiedehopps Gräfin Röschen im Sarg mit dem Totenkopf als Trinkbecher ein. Flugs stürmte ich in die Gesindestube und holte mir den ganzen Pack des gelb gehefteten

Wissens herüber und war alsbald so in die Mysterien des Schund- und Schauerromans vertieft, dafs ich den Regen und die Langeweile darüber vergafs. Es war kein vollwertiges Surrogat für Scheherezades farbenprunkende Märchen, das sah ich selber ein, aber es las sich spannend und vertrieb mir die Zeit, und das war die Hauptsache. Ich war jetzt auch durch die Erfahrung gewitzigt und brachte die Hefte, wenn der Kandidat kam, stets aufser Schufsweite. Meine Eltern hatten zu wenig Zeit, um auf meine Lektüre zu achten.

Mir schien, Gräfin Röschens Schicksal habe einige Ähnlichkeit mit dem der armen, unglücklichen Frau, die uns besuchen wollte, und die ich in den letzten Tagen fast ganz vergessen hatte.

Wir hatten in dem Jahre viel Hitze. Selbst der Regen kühlte die Luft nicht ab. Die graue Nässe verbreitete eine schwere, schwüle, stickige, dumpfe Luft um sich.

Man hat mich in späteren Jahren oft meiner »Ahnungen« wegen verspottet. Aber ich kann nichts dafür, ich habe die feste Überzeugung, dafs das Unglück, ebenso wie »grofse Ereignisse«, seine Schatten vorauswirft.

Ein bifschen Aberglaube steckt uns Leuten von der Waterkante im Blute. Es gibt nicht viele Menschen da oben, die nicht an »Umgehen« und »Vorüben« glauben.

Mutter hatte ihre eigene Mutter vier Wochen vor deren Tod im Sarg gesehen. Jawohl. Sie war eines Tages im Dunkeln in die Stube gekommen und hatte im Spiegel einen Sarg mit umgestellten Lichtern und eine Leiche darin gesehen, und genau einen Monat später lag ihre Mutter an derselben Stelle im Sarg. Jawohl.

Und abends in der Gesindestube, wenn die Rede auf solche Dinge kam, konnte jeder, mit Ausnahme von

Lude Schnack, dem Aufgeklärten, und Claus, dem Pflegmatikus, einen Beitrag zur Geschichte der vierten Dimension liefern.

Hinnerk Dirks Pferde hatten einmal vor Lehnsmann Nissens Hof gescheut, wie vor einem unsichtbaren Hindernis, und waren nicht zu bewegen gewesen, voranzugehen. Wenige Wochen danach stellte es sich heraus, dafs die Pferde des alten Lehnsmanns Leichenwagen, der just an der Stelle hielt, vorgesehen hatten. Swen Meefs spürte zwei Monate vorher, wenn jemand starb, im Hause den Leichengeruch, es hatte noch nie getrogen. Ja, Swen Meefs' »Vorsehungs-Fluidum« war so stark, dafs er sogar Veränderungen im Stall voraussah: Wenn eine Kuh krepierte oder vorzeitig Kalb warf oder ein paar Ochsen verkauft wurden. Immer wenn so etwas passierte, sah er vorher nachts Licht im Stall. Das war die reine Wahrheit.

Ich lasse mir von allen diesen Geschichten, die ich in hundert Varianten hörte, fünfundneunzig Prozent Abzug auf Rechnung von optischen Täuschungen, Phantasiegebilden, Irrungen und Übertreibungen gefallen. Aber die fünf verbleibenden Prozente lasse ich mir nicht abstreiten. Sie sind da. Macht, was ihr wollt.

Alles, was mit Helga Petterson zusammenhing, brachte uns Unsegen. An dem Tage, an dem uns ihr Besuch in Aussicht gestellt wurde, kam die Entzweiung mit Dyksens. Und an dem Tage, an dem der Brief anlangte, der uns den Tag ihres Eintreffens mitteilte, stand auch ein schlimmer Stern über unserem Hause.

An demselben Tag zog ein Gewitter auf, wie ich es nicht vorher und nicht nachher wieder erlebt habe.

Im Hause war es so dunkel, dafs Schneider Schnack, der in der Gesindestube für Vater eine Joppe nähte, um drei Uhr nachmittags die Lampe anstecken mufste. Ich

hatte meine Hefte dahin geschleppt und wollte lesen, aber die Augen taten mir weh bei dem schwelenden Licht, und dann war Schneider Schnack an sich so unterhaltsam, dafs man in seiner Gegenwart sich eigentlich mit nichts anderem zu beschäftigen brauchte.

Schneider Schnack war in meinen Augen der klügste und gelehrteste Mann in der ganzen Welt. Er hatte viele Bücher gelesen, er hatte den Feldzug 1870 mit nach Frankreich gemacht und sich dort einige Kenntnisse in der französischen Sprache angeeignet. Er wufste alles; es gab nichts in der Welt, das er nicht kannte und über das er nichts zu sagen gewufst hätte. Er kannte auch eine Menge kleine Erzählstücke mit lehrreicher Pointe und irgend einer »sozialen Moral», wie er es nannte, im Hintergrunde, und er wufste auf jede Frage, die ihm vorgelegt wurde, eine befriedigende Antwort und erschöpfende Antwort zu geben. Er war wie ein personifiziertes Nachschlagewerk, eine Art Konversationslexikon auf zwei Beinen; von Vater hörte ich mal, dafs Schneider Schnack »manchmal ein vernünftiges Urteil und gesunde Ansichten habe«.

Als ich an diesem Tage im schwülen Gewitterdunkel dem Schneider gegenüber safs, fiel es mir ein, dafs er eigentlich die einzig richtige und Ausschlag gebende Instanz sei, mir das Dunkel des noch immer ungelösten Problems des dänischen Besuchs zu lüften und zu lösen. Und ich erzählte ihm alles, was in dem Brief gestanden hatte, haarklein, und was ich wissen wollte, und dafs Eken Kornils gelacht und Tante Tönnis böse geworden sei, als ich sie fragte, und ich deshalb immer noch nicht wisse, warum und woher — —

Schneider Schnack hörte aufmerksam zu, rückte die Brille einen Zentimenter höher, zog den Faden energischer durch den Buckskin und schüttelte mifsbilligend den Kopf.

»Ja, das ist die alte, verdrehte Methode, über Kinderfragen zu lachen oder sich zu ereifern, und damit glauben sie die Sache erledigt,« sagte er; »anstatt die Kinder, wie sie sollten, aufzuklären, in vernünftiger Weise ihre Wißsbegierde zu befriedigen, gehen sie wie die Katze um den heißsen Brei herum, und machen die Harmlosen damit stutzig und das unschuldige Gemüt befangen ... Das mit der Kopenhagener Dame verhält sich nach meiner Ansicht so, daßs sie eine gefallene Frau ist« —

»Worüber ist sie gefallen?«

»Über die unkluge, soziale Moral der Gesellschaft, Diden. Denn die Menschen haben sich Gesetze gemacht und sie wie Steine über alle Lebenswege gestreut, und wer es nun nicht gelernt hat, um solche Steine sorgfältig herum zu gehen, sondern im Gegenteil trotzig drauflosstürmt und die Steine nicht mehr achtet wie den anderen Dreck, dem passiert es gelegentlich, daßs er stolpert und sich an einem so scharfkantigen Ding eklig weh tut. Ja, Dida, wenn du das noch nicht verstehst, so kommt es daher, weil deine kindliche Auffassungsgabe nicht dazu ausreicht, und nicht etwa, weil etwas Geheimnisvolles dahintersteckt.«

»Ich möchte nur wissen, über welches Gesetz sie gestolpert ist, Meister Schnack —«

Der Schneider zuckte die Achseln. »Über irgendeines, Dida. Das ist so. In dieser schönen Welt, und zumal in unserer gesegneten gemäßsigten Zone, stehen zuviel Plakate umher: ‚Es ist verboten —'. Und wozu, meinst du, dient ein solches Plakat: ‚Es ist verboten'?«

»Damit man es dann erst recht tut.«

»Richtig, Dida. Du hast helle Augen. In eine offene Tür braucht man nicht einzubrechen. Je mehr Verbote, desto mehr Übertretungen. Sieh mal, ich bin in der Magdeburger Gegend zu Hause, da, wo die himmel-

vielen Rüben wachsen. Wenn wir armer Leute Jungen Feierabends oder Festtags über die Felder gingen, rupften wir hier und da eine Rübe aus und verzehrten sie, und hat niemals Hund oder Hahn danach gekräht. Aber eines Tages steht auf einem Rübenacker ein Plakat: ‚Das Ausreifsen der Rüben ist bei drei Schilling Kurant Strafe für jeden Einzelfall verboten‘. . . . Verboten! Hörst du? Weifs der Teufel, wie es zuging, auf einmal werden grade und ausgerechnet auf dem verbotenen Acker die Rüben reihenweise geklaut. Was vordem im schlimmsten Fall nur jungenhafter Leichtsinn und Unart gewesen war, wuchs aus zum groben Unfug. Schliefslich mufste Tag und Nacht ein Wächter auf der Lauer stehen, weil der Acker geradezu demoliert wurde . . . Ja, ja, und alles kam von dem Plakat ‚Verboten‘«.

»Aber einiges mufs den Leuten verboten werden, Meister,« bemerkte ich weise, »z. B. das Morden und Rauben und Stehlen — —«

»Ja, darin hast du recht: Gesetze müssen sein und sollen sein, aber nicht zu viele. Nur wenige und solche, die den Menschen Übergriffe in die Rechte ihrer Mitmenschen verbieten. Aber siehst du, Dida, eines jeden Menschen Leben ist wie ein Bauernhof mit Acker und Fennen und Haus und Hof und Garten, ist ein Privatbesitz. Und da hinein sollen sie die verfluchten Plakate nicht stecken. In seinem Eigentum soll jeder Herr bleiben. Das kann man verlangen. Meinst du nicht auch, Dida —«

»Ja, das dünkt mich auch, Meister.«

Es wurde sehr dunkel in der Stube, so dunkel, dafs nur das schmale, gelbe Lampenflämmchen einen kleinen, zitterigen Lichtkreis verbreitete. Das Grollen des Donners klang wie das Knurren einer Horde hungriger Raubtiere in der Ferne. Meine Hunde stiefsen gegen die Tür, und

als ich öffnete, stürmten sie vollzählig herein und drängten sich an mich herum und drückten sich an mich und schmeichelten und wedelten, und waren doch ganz stumm, wie eingeschüchtert von der drohenden Weltstimme draufsen, die zu der Kreatur redete.

Schneider Schnack liefs ein Weilchen die Nadel ruhen und betrachtete uns, und sein spitzes, bartloses Gesicht lächelte dabei in allen Fältchen.

»Das ist hübsch von dir, Dida, dafs du so gut zu deinen Tieren bist, deshalb sind sie auch alle so munter und freundlich und treu und gutmütig und doch zuverlässig, und ist kein einziger bissiger und tückischer Köter darunter. Die Tiere bilden sich immer nach den Menschen ihrer Umgebung und umgekehrt kannst du nach den Tieren immer die zugehörigen Menschen beurteilen?«

»Wieso, Meister?«

»Na schau! Zu einem rassigen Rennpferd gehört ein Kavalier, ein Draufgänger im Leben, und zu einem Ackergaul ein Arbeitsbauer. Ein Schäferhund ist seines Herrn Stellvertreter, und ein gepflegter Luxushund erzählt jedem, der ihn ansieht, dafs sein Herr oder seine Herrin sehr viel Zeit haben, um sich mit überflüssigen Dingen zu beschäftigen und sich an ihnen zu erfreuen. Und an welche Tiere erinnern dich beispielsweise die Marschbauern, Dida?«

»An die Ochsen,« sagte ich listig — leise.

Meister Schnack lachte laut auf und gab mir einen Klaps auf die Schulter. »Sagte ich es nicht? Sie weifs es, sie hat helle Augen. Recht haste, Dida. Worin besteht der Lebensinhalt eines Marschochsen? « In Fressen, Saufen, Schlafen. — Und was ist die Tätigkeit seines Besitzers? — Dasselbe. — Hier und dort in den vierkantigen Schädeln keine fünf Gramm Intelligenz,

das döst beides so in den Tag hinein, gottesfürchtig und dummdreist, lebt und stirbt — — auf Ochsenmanier. Womit ich nicht gesagt haben will, daſs es keine Ausnahmen gibt. Dein Vater gehört zu den Ausnahmen. Das ist ein tüchtiger Mensch und kein Ochsbauer. Aber die anderen — — die meisten sind so. Es bleibt aber nicht immer so in der Welt. Es kommt eine andere, eine neue Zeit, in der die besten im Volk am Ruder stehen, Dida. Vielleicht erlebt ihr Kinder es noch. Dann werden der Ochse und der Geldsack nicht mehr die Rolle spielen wie heute, und wenn der Besitz aufgehört hat, dem Besitzer Sondervorteile im sozialen Leben zu verschaffen, wird der Marschbauer aus seinem Dösen aufwachen und sich aufrappeln und auch ein Mensch unter anderen Menschen werden. So ist das, Dida«.

Soweit kam Schneider Schnack in seiner sozialen Philosophie, als ein greller Blitz in die Stube fuhr, die weiſsgetünchten Wände sekundenlang unter blaues Feuer setzte und ein gewaltiger Donnerschlag das Haus in seinen Grundmauern zu erschüttern schien.

Ich schrie laut auf, aber auch Meister Schnack war blaſs geworden.

Dann kam Mutter hereingestürzt.

»Dida, komm' rasch herüber in die Wohnstube! Sie auch, Meister! Daſs wir alle beieinander sind, wenn was passiert. Das gibt ein schweres Wetter.«

Zwei Minuten später war das ganze Haus Ibsen mit Gesinde in der groſsen Wohnstube nach Süden versammelt. Auf dem Sofatisch stand Vaters blecherne Kassette mit den Wertpapieren und daneben lagen, in einem Tischtuch eingeknotet, die Silbersachen, damit alles zur Hand war, wenn der Blitz irgendwo zündete. Nanny hatte, um von ihrem Eigentum zu retten, was zu retten war, die Röcke ihrer sämtlichen Kleider über-

einander angezogen, wohl reichlich ein Dutzend, und sah wie eine Tonne aus, die nur drehend fortbewegt werden kann. Greis Wiedehopp hielt einen Pack Romanhefte krampfhaft umfaſst, und ich hatte meinen Lieblingshund Dina, einen kleinen Wachtelbastard, fest im Arm. Mutter nahm mich auf den Schoſs und umklammerte mich mit beiden Armen. Sie sah verstört und kreidig aus; auch Vater hatte, wie ich beobachtete, gerötete Augen und tiefe Sorgenfalten auf der Stirn.

Dann ging das Wetter los, grausig, gewaltig, weiſses Blitzfeuer und dröhnender Donner; Schlag auf Schlag, fast pausenlos, und jeder Schlag schütterte durch die Wände, daſs die Bilder und Spiegel klirrten und die Blumentöpfe auf den Fenstersimsen wackelten. Es war wie das Tosen einer furchtbaren Schlacht mit ununterbrochenem Kanonenfeuer, dazu das langgezogene Heulen des Sturmes, bald im scharfen, abgerissenen Staccato, teils in langen, abgestimmten Skalen, ein Prasseln von Hagelschloſsen und Rauschen von Regenströmen, ein Krachen und Knallen und Sausen, daſs man drinnen das eigene Wort kaum hörte. Drauſsen war in der Dunkelheit und dem wolkenbruchartigen Regen nichts zu unterscheiden, aber Mutter meinte, daſs wir in diesem Jahre zu Weihnachten wohl keinen eigenen Apfel in der Lade hätten, das Wetter risse ohne Gnade alles herunter, und Vater nickte dazu: »Gott gebe, daſs es bei den Äpfeln bliebe. Die armen Kreaturen drauſsen —.«

Dann lag wieder das beklommene Schweigen über uns allen. Zwei Stunden rasten die Elemente dermaſsen. In der Stube lag ein leiser, gelblicher Schwefeldunst, und die Luft war zum Ersticken. Gegen sieben lieſs der Regen etwas nach, und Blitz und Donner folgten einander in längeren Abständen; es wurde auch etwas heller. Da zogen Vater, Hinnerk Dirk und Swen Meeſs sich

die langen Wasserstiefeln an, holten die Springstöcke und machten sich auf, um nach dem Vieh auf dem Feld zu sehen.

Nach einer guten Stunde kam Hinnerk Dirk mit einer Hiobspost zurück: Zwei der schwersten Ochsen waren vom Blitz erschlagen, eine Kuh hatte ein totes Kalb geworfen, ein Pferd war ertrunken und eins safs im Graben, und Hinnerk sollte Gerätschaften und mehr Hilfe holen, um das arme Tier aus seiner unglücklichen Situation zu befreien.

Als Mutter Hinnerks Botschaft hörte, schrie sie auf und taumelte und fiel wie eine Tote aufs Sofa. Ihr Gesicht war schneeweifs und eiskalt, und erst nachdem Nanny ihr die Schläfe mit Hoffmannstropfen eingerieben hatte, kam sie zu sich. Da warf sie die Hände vors Gesicht und brach in ein verzweifeltes Schluchzen aus, so dafs ihr ganzer Körper wie von Krämpfen geschüttelt und durchzuckt wurde.

Ich stand fassungslos dabei und streichelte ihr das tränennasse Gesicht und suchte sie zu trösten: Was lag an ein paar Tieren, wo wir doch so viele hatten, und zumal diese dummen Ochsen — —. Die Ochsen waren nie meine Freunde — —. Aber Mutter stiefs mich ungeduldig weg: »Geh, Dida — — was weifst du, Kind.«

Ich schüttelte den Kopf. Wie konnte man nur so herzbrechend um ein paar Ochsen weinen!! — — Ganz verdutzt schlich ich mich wieder zu Meister Schnack, der unterdessen seine Näherei wieder in Angriff genommen hatte. Es dauerte nicht lange, da kam auch Mutter und setzte sich zu uns. Sie schluchzte immer noch und konnte kaum sprechen.

»Haben Sie schon gehört, Meister, was wir wieder für 'n Unglück gehabt haben? Zwei von den besten Ochsen und ein jähriges Pferd tot, und ein Pferd im Graben, und ein totes Kalb — — es ist aber auch g'rad

so, als ob das Unglück uns verfolgte, als ob wir allein immer herhalten müssen — —.« Ihre Stimme erstickte in Tränen.

»Ja, ja, Frau Ibsen, das ist schlimm, sehr schlimm. Aber kein Malheur ist so grofs, dafs es nicht noch gröfser sein könnte. Wenn Ihr Kind vom Blitz erschlagen wäre oder Ihr Mann, dann wäre freilich noch mehr Ursache zum Weinen.«

»Uns beiden, meinem Mann und mir, macht das Leben längst keine Freude mehr. Was hat man davon! Und besser schon gar kein Kind haben, als dafs man's nachher in Armut und Elend zurücklassen mufs.«

»Ich kann meinem Jungen auch nichts hinterlassen und hoffe doch, dafs er seinen Weg in Ehren durch die Welt findet —.«

»Ja, Sie, das ist auch was anderes. Ihr Junge ist von Haus aus auch nichts Gutes gewöhnt ...«

»Daraus sehen Sie, dafs die Armut auch ihre guten Seiten hat, Frau Ibsen. Sie schützt vor übertriebenen Erwartungen und Enttäuschungen und stählt die jungen Kräfte beizeiten.«

Mutter schwieg. Die Parallele zwischen Lude Schnacks Zukunft und der meinen schien sie, trotz ihres deprimierten Gemütszustandes, zu verstimmen.

Es wurde zehn, bis Vater, auf die Haut durchnäfst und zum Umfallen erschöpft, mit den Leuten vom Feld heimkehrte. Der Abendtisch stand gedeckt, aber er rührte kaum einen Bissen an, trank nur seine Tasse Tee aus und nahm die Pfeife, die Mutter ihm brachte, und zündete sie an.

Draufsen rauschte der Regen immer noch auf die Pappeln, aber das Wetter hatte sich ausgewütet.

Mutter weinte und weinte. »Nun dachten wir ge-

rade in diesem Jahre mal ein bifschen rund um zu regeln —.«

»Ja, Mine, es ist nun mal nicht anders, und wir müssen uns darin finden,« sagte Vater mit einem tiefen Seufzer. »Wir beide, wir sind wie zwei wunderliche Menschen, die an einer steilen Wand kleben und wissen genau, dafs sie doch nicht mehr ganz hinauf und hinüber kommen, sondern ganz gewifs einmal abfallen. Aber krallen sich mit Zähnen und Nägeln in den morschen Mörtel und schieben mit ausgehendem Atem und schweifstriefend sich zentimeterweise von der Stelle, anstatt zu rechter Zeit abzuspringen und unten auf ihren geraden, gesunden Beinen langsam und ruhig weiter und vorwärts zu gehen. Ich hab's aber nun satt, Mine, ich will nicht weiter. Es ist eine Würgerei ohne Ziel und Sinn. Vorhin auf dem Feld hab' ich mir's vorgenommen: Morgen am Tag fahre ich nach Rendsburg und geb' dem Makler Summbald den Verkauf an die Hand ...«

»Dem Stellenschlächter?« schrie Mutter auf. »Unser Hof soll parzelliert werden?«

»Meinst du, dafs es mir leicht wird, meinen elterlichen Hof, auf den die Ibsens seit länger als hundert Jahren safsen, aufzugeben und in kleine Stücke zerschneiden und an Hinz und Kunz und Müller verschachern zu lassen? Lieber wär's mir gewifs, wenn ich den Besitz Hand in Hand an einen Käufer vergeben könnte. Aber welcher Mensch, der über ein solches Kapital verfügt, setzt sich heutzutage noch auf einen Marschhof?! Man müfste ihn dann spottbillig verschleudern, und dann gehen wir bettelarm vom Staven —.«

»Wäre es nicht doch möglich, dafs wir uns halten könnten?«

»Nein,« sagte Vater gequält. »Möglich wär's ja, dafs wir zwei beide unter Hängen und Würgen hier auf

dem Hof zu Ende kämen. Aber damit ist es dann alle. Für Dida blieben dann die Schulden als Erbteil —.«

»Vielleicht ist sie unterdessen gut verheiratet —.«

Vater machte eine müde Handbewegung. »Lass', Mine. Ich bin fertig mit mir, es ist das einzig Richtige.«

Ich safs stumm dabei und horchte auf jedes Wort und behielt es. So jung ich war, und so wenig ich bisher von des Lebens Sorgen und Mühsalen wufste, begriff ich doch, dafs es sich hier um etwas Wichtiges, auch für meine Zukunft Entscheidendes handelte, und wagte keine Frage, keine Zwischenrede.

Am andern Tag fuhr Vater wirklich nach Rendsburg.

Bei uns im Hause begann nun ein grofses Reinemachen, dem Kopenhagener Logierbesuch zu Ehren. Ströme von Scheuerwasser ergossen sich in alle Winkel und Ecken der ohnehin piksauberen Räume, und vier Tage lang war im ganzen Hause kein gemütlicher Platz, um sich hinzusetzen; überall wurde geschrubbt, gewaschen, geklopft, lackiert, gebohnert, poliert und gewischt, dafs es Art hatte.

Es traf sich wiederum so, dafs gerade am Tage vor Helga Pettersons Ankunft auch der erste Reflektant auf unseren Hof zur Besichtigung kam.

Die Eltern hatten Frie Braasch mit den Pferden zur Stadt geschickt, um die Dame von der Bahn abzuholen. Als der Wagen auf den Hof gerattert kam, stand ich in frisch gebügeltem, weifsen Piquékleid neben Mutter an der Tür, um den Gast zu begrüfsen.

Ich war sehr gespannt und fast erschrocken, als ich sah, wie weit meine Erwartungen von der Wirklichkeit übertroffen wurden.

Ich hatte mir unter der »armen, unglücklichen Frau« eine ältere Dame mit bleichem, kummervollem Gesicht und grauen Haaren gedacht. Statt einer solchen sprang

ein blühendes, lachendes junges Wesen in elegantem, kurzgeschürzten, silbergrauen Reisekleid mit langem, losem, rotblonden Haar und einem kecken, rosigen Gesicht unter dem Florentiner vom Wagen herab und fiel erst meiner Mutter und dann mir um den Hals.

»Guten Tag, Wilhelmine! Guten Tag, Kleinchen! Tante Lotte schickt tausend und viele Grüfse. — Es ist so lieb von euch, dafs ihr mich eingeladen habt — — aber sehr still ist euer Land und sehr einsam —.«

»Sehr einsam,« sagte Mutter. »Aber ich hoffe, du wirst dich trotzdem bei uns wohl fühlen, Helga. Man mufs sich erst gewöhnen . . .«

Helga nickte und liefs sich von Mutter ins Haus führen und ihr Zimmerchen zeigen. Es lag neben meiner Schlafstube nach Süden und sah nach dem Blumengarten. Frie hatte von dem vielen Gepäck unseres Gastes nur zwei Riesenkörbe mitnehmen können, die übrigen Stücke waren einstweilen am Bahnhof zurückgeblieben.

Eine Stunde später erschien Helga Pettersson frisch und duftig in einem hellen Batistkleid in der Wohnstube am Teetisch, an dem sich unterdessen auch Vater mit dem Kaufreflektanten, einem Makler und einem älteren Herrn, ein Bankier aus Flensburg, der für seinen Sohn einen Hof kaufen wollte, eingefunden hatten.

Ich hatte für nichts anderes als für unseren Kopenhagener Gast Augen und Ohren. Sie gefiel mir über alle Mafsen. Ich hatte nie etwas so Schönes, Elegantes, Graziöses und Reizendes gesehen als diese junge Dame. Sie war erst kürzlich dreiundzwanzig Jahre geworden. Als Mutter mir befahl, sie »Tante Helga« zu nennen, lachte sie hell auf und schüttelte den Kopf.

»Nix Tante . . . Helga sagt das Kleinchen . . .« und sie hob mir mit ihrer weichen, schneeweifsen, schmalen Hand das Köpfchen ein wenig.

»Gehst du denn schon zur Skule, Maus?«

»O — ich bin dreizehn Jahre im Mai gewesen,« sagte ich beleidigt.

Da lachte sie wieder. Es klang wie ein süfses Vogelzwitschern und man sah ihre blitzenden Zähnchen dabei . . . Die beiden oberen Vorderzähne waren ein wenig schief, aber das stand ihr gerade gut, fand ich.

»Schon dreizehn Jahre?! Also ein kleines Fräulein . . . o, dann Verzeihung — —. Es war ein faux pas — aber sie ist so zierlich, die kleine Dame —.«

Sie führte die Unterhaltung fast allein, und ihr Geplauder klang so frisch und niedlich, dafs selbst die ernsten Gesichter der Männer sich allmählich aufhellten und heiter wurden. Sie sprach ein glattes, richtiges Deutsch mit einem kleinen nordischen Akzent. Statt Sch sagte sie Sk . . . Skön und Skall und Skeibe — —

Nun begann eine vergnügliche Zeit für mich. Helga und ich — von den Leuten im Hause wurde sie »Frau Doktor« genannt — waren bald Freundinnen. An Ermangelung einer besseren Gesellschaft schlofs die junge Frau sich mir an — ich war die einzige auf dem Hofe, die immer Zeit hatte, und ich lernte es überraschend schnell, mich ihr anzupassen und ihre Anregungen zu erfassen. Morgens safs sie mit ihrer Stickerei bei meinem Unterricht und brachte den Kandidaten mit ihren drolligen Einwürfen und ihrem trillernden Lachen in Verlegenheit; dann half sie mir bei den Schularbeiten, und dann safsen wir zusammen im Baumgarten oder trieben uns auf der Landstrafse herum.

Helga hatte eine grofse Kiste voll Bücher mitgebracht, deutsche, dänische und französische Romane. Als sie meine gelben Hefte mit den aufregenden Illustrationen durchsah, wollte sie sich halb tot lachen.

»Blödsinn! Blödsinn!« sagte sie. »So was Idioti-

sches mufst du nicht lesen, Dida, das verdirbt dir den Geschmack. Ich will dir von meinen Büchern leihen, da dran hast du wenigstens etwas . . .«

Und so lieh ich und las ich, ohne Wahl, was mir von Helgas Peterssons Bücherschatz in die Hände kam. Sentimentale Liebesgeschichten und Skizzen mit frivolen Pointen, packende Detektivromane und schlüpfrige Grofsstadtschilderungen, und Frau Helga lieferte freundlich und willig zu allem mir Unverständlichen ausführliche Kommentare.

Am liebsten lag sie lang ausgestreckt im Apfelgarten im Gras, die Arme unter dem roten Lockenwulst gekreuzt, kaute Schokolade oder lutschte Bonbons und starrte in die Luft. Die Schuhe und Strümpfe hatte sie meist abgestreift, und ich konnte mich nicht satt sehen an den kleinen, schmalen Füfsen, die weich und weifs wie Blütenblätter waren; die Nägel waren ebenso rosig, so glänzend poliert und sorgfältig gefeilt wie die Fingernägel. Wenn die Sonne durch die Blätter fiel, holte sie farbensprühende Strahlen aus Helgas zahlreichen Ringen, und dann erklärte sie, meinen bewundernden Blicken folgend, mir die Spender der Kleinodien: »Dieser mit dem Rubin in der Mitte ist von Graf Knuth, dieser von Herrn Swensen auf Swiborg, der kleine mit dem Opal ist ein Vielliebchen von Romme Holmgaart, und die Sklange hier mit dem grofsen Brillant ist von meinem Mann — — selbst Sklange . . . Tante Lotte wollte, ich sollte ihn zurückgeben, aber ich mag nicht, denn der Brillant ist sehr skön; ich gebe ihn nicht mehr raus — ich wäre skön dumm, wenn ich es täte — meinst du nicht auch, Dida?»

Ja, das war auch meine Ansicht.

»Was hast du für süfse, kleine Pfoten, Diden,« sagte sie dann, denn ich hatte, dem Beispiel meiner bewunderten

Freundin folgend, auch Schuhe und Strümpfe ausgezogen; »aber weifst du, du mufst sie mehr pflegen. Auf solchen kleinen Füfsen kann man sein Glück in der Welt machen. Eine sköne Hand küssen, macht den Männern Freude — aber einen süfsen, kleinen Fufs küssen dürfen — — uff — dann sind sie ganz weg — totalement', Dida — sköne Füfschen sind viel, viel seltener als sköne Hände . . . Aber du mufst sie pflegen, Sauberkeit allein tut's nicht . . . geh', hol' mein Etui aus Waschtisch, ich werde dir eine Pedikure machen . . .«

Ich flog ins Haus und kam gleich mit dem Etui zurück. Helga nahm meine Füfse in ihren Schofs, rieb die Nägel mit einer rosenroten Pomade, puderte sie, schnitt, feilte, rieb, polierte, bis sie, muscheloval, ebenso perlmuttern glänzten wie die ihren.

»So, nun wollen wir Skuhball spielen, wer am höchsten werfen kann, —«

»Juch —« flog der kleine, rote »Skuh« in einem graziösen Bogen hoch in die Luft und wurde von dem nackten Füfschen sicher aufgefangen. Wohl zwanzig Minuten lang jonglierte sie so mit dem Schuhchen, ohne dafs es ein einziges Mal sein Ziel verfehlt hätte und vorbeigeflogen wäre; ich suchte es ihr nachzumachen, aber es gelang nicht recht —

»Ja, das macht Übung,« sagte Helga. »Huch —« Sie schrie lachend auf. Das zierliche Dingelchen hatte sich in der Birnbaumspitze gefangen und wippte nun wie eine leuchtende Frucht oben auf einem schwanken Zweig.

»O, mein Skuh . . . mein kleiner, süfser Skuh — — Was fangen wir an, Dida — wie kriegen wir ihn herunter?«

Während sie das sagte, flogen ihre grauen, glänzenden Augen in die Runde und blieben auf unserem Nachbar

Eken Kornils haften, der eben mit Vater durch die Gartentür kam. Er trug wie immer einen hellen, gutsitzenden Sommeranzug, und sein blonder Vollbart schimmerte fast ebenso goldrot als Helgas Lockenwald.

»Nanu, was ist das für 'n roter Vogel im Wipfel,« rief Eken und lachte über das ganze Gesicht. Helga faltete bittend die Händchen zusammen.

»Ach bitte, liebe Herren! Sind Sie so gut und ritterlich und holen Sie meinen armen Skuh herunter — Ich bin sehr verlegen —«

»Und Bringerlohn?« rief Eken.

»Einen Kufs,« sagte Helga schelmisch und spitzte die Lippen.

»'n Kufs von fremden Weibsleuten steht hierzulande bei verheirateten Männern nicht hoch im Kurs,« sagte Vater trocken.

»Nanu! Das wollten wir nicht so schroff dahingestellt haben,« lachte Eken, trat zum Birnbaum und schüttelte mit seinen festen Händen den Stamm, dafs die Blätter rauschten. Da löste sich der Ausreifser oben vom Zweig und fiel wie ein reifer, roter Apfel ins Gras. »Den Bringerlohn hole ich mir nächstens mit Zinsen, Fräulein.« —

»Frau«, sagte Helga.

»Pardon — Madame —«

»Sans gêne —« ergänzte Helga kokett und zog die roten, durchbrochenen Strümpfe an, wobei die spitzenbesetzten Jupons wie weifser, wolkiger, Schaum unter ihrem geblümten Kleid herausquollen.

»Auf Wiedersehen,« rief Eken, den Hut schwenkend, denn Vater war bereits vorausgegangen. Im Weitergehen grüfste er noch einmal lachend zurück . . . ich glaube, die schöne, junge Frau im Gras interessierte ihn

mehr als der jährige, auf der Ausstellung kürzlich prämiierte Ochse, den Vater ihm zeigen wollte.

»Das ist ein sköner, stattlicher, interessanter Mann,« sagte Helga, aufgeregt atmend; »skade, dafs er verheiratet ist. Ist seine Frau auch so skön?«

»Skön ist sie nicht,« erwiderte ich — ich ahmte Helgas Aussprache schon nach — »aber recht nett. Sie haben ein häfsliches Kind.«

»Nicht wahr, Diden — die meisten Leute hier im Lande sind sehr reich?«

»Jawohl. Eken Kornils und Tönnis und Dyksens haben sehr viel Land und Geld —«

Helga warf sich wieder zurück und zündete eine Zigarette an. Diese parfümierten Zigaretten lieferte ihr ihr Freund Niels Wanne, ein Zigarrenfabrikant und Importeur in Odessa. Er hatte ein Zweiggeschäft in Hamburg, und im September wollte sie dort mit ihm zusammentreffen.

»O — Gott — du willst schon im September wieder fort —,« fragte ich bestürzt.

»Schon —! Na, ich danke — wenn ich es so lange aushalte, kleiner Narr! Siehst du — ich verstehe nicht, wie die Menschen ein ganzes Leben lang hier zubringen können! Wenn man reich ist, tut man doch für sein Geld l e b e n. Dies ist doch kein L e b e n, hier in der grünen Einöde sitzen und die Ochsen anstarren —«

»Wir ziehen auch bald weg —«

»Das ist ein Glück für dich, denn sonst würdest du hier auch versauern. Wenn man reich ist, zieht man in eine grofse Stadt, fährt in Equipage, hält sich Rennpferde, kauft Juwelen, Toiletten — im Januar geht man nach Monte Carlo — im Sommer nach Ostende, im Dezember und Februar sammelt man eine anregende Geselligkeit um sich — — das ist L e b e n, Dida —«

Ich nickte, ich begriff.

Ein Kind begreift rasch, besonders das, was eigentlich seiner Auffassung fern bleiben dürfte. Ich hatte in den acht Tagen, die Helga bei uns war, viel gelernt und viel begriffen, so viel, daſs ich mich meiner Dummheit mit dem Briefe schämte.

Am anderen Tagé wünschte Helga Kornils zu besuchen.

Nachmittags gingen wir hinüber.

Eken war nicht zu Hause, aber seine Frau bewillkommnete uns in ihrer sanften, schlichten Art auf das Herzlichste. Wir muſsten in der Laube Platz nehmen, und dann ging Frau Levka geschäftig hin und her, um Erfrischungen für uns aufzutischen, Konfitüren, selbstgebackenes Konfekt und süſsen Wein.

»Ich bin auſser mir vor Schreck,« sagte Helga, als Frau Levka uns verlassen hatte, um Gläser und Wein zu holen. »Die armselige Frau paſst doch gar nicht zu dem skönen Mann — die kann ihn unmöglich befriedigen . . .«

»Sie ist aber sehr fleiſsig,« wandte ich ein.

Helga lächelte.

»Ich bezweifle, daſs ihr Fleiſs ihm genügt — Und dies gräſsliche Kind — Welche Qual für den armen Mann —«

Nach einer Weile, als wir beim Wein saſsen, kam Eken, und nun taute Helga plötzlich auf, wurde lebendig und gesprächig, so daſs sie und Eken sich ganz allein unterhielten. Frau Levka war ganz verstummt. Ein gezwungenes Lächeln lag auf ihrem zerknitterten Gesichtchen, und ihre Augen sahen verstört und geängstigt von Eken nach Helga und umgekehrt. In späteren Jahren erfuhr ich, daſs unser Nachbar Eken von jeher als ein Freund schöner Frauen und Mädchen bekannt war, und

dafs seine Frau manche trübe Erfahrung mit frischen, jungen Dienstmädchen und hübschen Tagelöhnerfrauen gemacht hatte. Heute verstehe ich deshalb die Empfindungen des armen Weibchens, als wir beide — sie den Kinderwagen mit Gustchen schiebend — hinter Eken und Helga durch den Garten gingen — — Sie waren ein so schönes Paar, die beiden, fast wie Geschwister, fast gleich grofs, gleich goldhaarig, beide strotzend von Gesundheit, Lebenslust und Sinnlichkeit.

Im Grashof führte ein Knecht ein wunderschönes feingliedriges Reitpferd auf und ab. Helga klatschte vor Entzücken in die Hände: »O, was für ein wunderbares Tier, Herr Kornils! Ich wünschte, ich könnte damit reiten —«

»Ei, versuchen wir's mal!«

»Ja?! Ach bitte! —«

Im Moment war sie oben. Eken hielt ihre Hand und hielt das schöne, nervöse Tier und führte beide vorsichtig ein paarmal rund um den Grashof. Gustchen kreischte im Wagen, da beugte sich Frau Levka über das Kind und schüttelte seine Kissen, und ich sah, wie ihre mageren, kleinen Hände zitterten und ihre Augen voll Tränen standen.

Es ist eine Schwäche von mir — von jeher —, dafs ich keine Tränen sehen kann.

Ich bin keine weichliche, keine sentimentale Natur. Ich bin hart geworden in einer harten Lebensschule, aber es ist noch heute bei mir wie ehedem. Alle meine schlimmsten Eigenschaften und Leidenschaften: Trotz und Zorn und Hafs — sie werden steinhart, wenn sie auf ihresgleichen stofsen, aber sie brechen zusammen wie Kartenhäuser und lösen sich auf wie Eis im Regen, sobald ich Tränen sehe — —

Wenn ich jemand weinen sehe, steigt mir selbst

das Wasser in die Augen, ich glaube, es ist mehr Schwäche als eine besonders gute Seite meines Charakters.

Ich hatte keine spezielle Sympathie für Frau Levka, aber in diesem Moment tat sie mir so leid, dafs ich sie am liebsten geküfst und getröstet hätte. Ich fühlte ihr instinktiv nach, was sie empfand. Sie fühlte sich übersehen und zurückgesetzt gegen Helga; ihr Mann beachtete sie nicht, sobald andere, schönere, lebhaftere Frauen in seiner Nähe waren. Jetzt hatte er nur Augen und Ohren für Helga, und das ärgerte mich — der armen kleinen Frau wegen.

»Wir müssen nach Hause, Helga,« rief ich. »Mutter hat gesagt, um sieben steht das Essen auf dem Tisch —.«

»Oho — du bist sonst nicht so penibel gehorsam, Dida —.«

»Wenn du nicht mitkommst, geh' ich allein —.«

»Doch, Dida — ich komme mit —.«

Helga gab sich immer liebenswürdig. Mit einem anmutigen Satz sprang sie vom Pferde und schüttelte Eken die Hand.

»Tausend Dank —.«

»Ich hoffe, wir sehen Sie öfters mal, Frau Doktor —.«

»Ganz sicher. Auf Wiedersehen —.«

Eken Kornils begleitete uns noch eine Strecke Wegs.

»Warum wolltest du denn plötzlich fort — wo es doch gerade so hübsch war, Dida?« fragte Helga, als wir wieder allein gingen.

»Frau Kornils ärgerte sich, dafs ihr Mann so viel mit dir hermachte, Helga ...«

»O — sie ist eifersüchtig, was?«

»Ich glaube ...«

»Das hat sie umsonst, kostet gar nichts,« sagte Helga gleichmütig. »Eine Frau wie die hat kein Recht, einen Mann wie diesen Eken Kornils mit Eifersucht zu quälen.

Ich würde nie eifersüchtig sein. Es ist zu dumm. Wenn mein Mann anderen Frauen den Hof macht, würde ich mich revanchieren. Gleiches Recht für alle. Aber das würde Frau Kornils wohl schwer fallen ... sie ist zu arm —.«

»Ja, deshalb mufst du es dir nicht von Eken Kornils gefallen lassen ...«

Helga lachte.

»I wo. Grade. Jeder ist sich selbst der Nächste. Man mufs die Freude pflücken, wo sie blüht. Und die Liebe ist immer Privatsache, Kleines —.«

Ich verstand nicht ganz, was sie meinte. Es kam mir vor, als ob Helgas Philosophie eine entfernte Ähnlichkeit mit Schneider Schnacks Ansichten hatte. Nur dafs sie hier, wo die Nutzanwendung gleich neben ihr ging, viel brutaler klang.

* * *

Die Gastfreundschaft ist eines der vornehmsten, ungeschriebenen Gesetze meiner Heimat. Meinen Eltern stand in jener Zeit der Kopf gewifs nicht nach Visiten und Festen, aber trotzdem glaubten sie es Helga schuldig zu sein, ihr einige Zerstreuungen zu verschaffen. Mutter machte deshalb auf den Nachbarhöfen Besuche mit Helga, fand aber überall eine auffallend frostige Aufnahme, so dafs Mutter am Abend sehr empört und deprimiert heimkehrte. Bei Erichsens hatte man ihnen kaum einen Stuhl angeboten, »weil man so in der Arbeit drin steckte«; nirgends war ihnen, wie es sonst Sitte, eine Erfrischung kredenzt, und Tante Tönnis hatte sich verleugnen lassen, obgleich Mutter sie beim Ankommen am Fenster gesehen hatte.

Mutter nahm dies als eine persönliche Beleidigung auf und glaubte, dafs unsere wurmstichigen pekuniären Verhältnisse es waren, die die dummstolzen Bauernfrauen

zu der nichtachtenden Behandlung veranlafsten. Ich glaube aber eher, dafs der ominöse Brief, über dessen Inhalt Tante Tönnis wohl auf den umliegenden Höfen Bericht erstattet hatte, die Ursache zu der ablehnenden Haltung sämtlicher sittenstrenger Marschbäuerinnen auf den Höfen, wo Helga Einkehr hielt, gewesen sein mag.

Eines Tages erhielten wir eine Einladung auf einen etwas entfernten Hof zur Hochzeit der ältesten Tochter. Frau Dose, die Brautmutter, war Mutters beste Freundin, und es bestand aufserdem eine Art Wahlverwandtschaft zwischen uns, weil auch sie stark verschuldet waren und immerzu mit pekuniären Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Frau Dose bat extra, unseren Besuch und vor allem auch mich mitzubringen. Ihre ganze Verwandtschaft aus der Nordmarsch kam, und Ratmann Thomsen brächten ihre Nichte — die Tochter von Frau Doses verstorbener Cousine — die kleine Thymian Gotteball mit, die in den Ferien bei ihnen auf Besuch war.

Helga und ich freuten uns sehr auf diese Hochzeit.

Als der Tag kam, fuhr Vater uns im Phaeton hinüber. Auf der Chaussee brauste Eken Kornils Fuhrwerk an uns vorbei; er fuhr selbst. Seine Frau, die neben ihm safs, sah noch kümmerlicher, blasser und gedrückter als sonst aus. Mutter machte eine Bemerkung zu Helga darüber: »Die arme Frau nimmt sich das mit dem Kind zu sehr zu Herzen. Es ist ja auch ein Herzeleid. Und ihr Mann ärgert sie auch zuweilen —.«

»Wie kommt der sköne Mann überhaupt an die arme Frau?«

»Es ist eine gemachte Heirat, Vetter und Cousine. Das taugt schon ohnedem nicht; die Kinder sind immer siech von solchen verwandten Eltern. Ihre Väter waren Brüder, und man sagt, dafs Ekens Vater stark mit Levkas

Mutter poussierte. Die Mutter hat dann die Sache gedeichselt. Geld zu Geld. Und nun ist das Elend da —.«

»Sie leben unglücklich?«

»Das nicht gerade. O, gewiſs nicht. Aber Eken ist 'n Pousseur, weiſst du. Ein hübsches Weib sehen — da ist er gleich Feuer und Fett! Levka nimmt dann gleich alles so furchtbar schwer und ist gleich so niedergedrückt, auch wenn es sich um harmlose Sachen handelt. Für Eken wäre eine Frau recht, die Haare auf den Zähnen hat, eine, weiſst du, die ihm, nicht faul, mit gleicher Münze zurückzahlt: Willst du poussieren, mach' ich's auch so, dito mit Schrauben, mein Lieber ... So eine, die ihn vor lauter Eifersucht nicht zu Atem kommen läſst — das wäre die richtige für Eken. Er ist sonst ein guter Kerl —.«

Ich spitzte die Ohren. Wenn Mutter derselben Ansicht war wie Helga, muſste es wohl so richtig sein.

»Eine Zeitlang versuchte er auch sein Glück bei mir,« erzählte Mutter. »Da kam er immer, wenn mein Mann nicht zu Hause war, und einmal traf er mich allein in der Küche. Ich stand gerade am Abwaschtisch und spülte Tassen — die Mädchen waren drauſsen — und da fing er an, faule Schnurren zu erzählen und zärtlich zu werden. Und ich — nicht faul — nahm den nassen Aufwaschlappen und schwuppdiwupp ihm um die Ohren gehauen, rechts und links, und ihn so zur Küche hinausgeprügelt. Und er brüllte immerfort: ‚Hülfe! Hülfe! Mine Ibsen, du bist ja 'n wildes Tier —! Hülfe! Hülfe!' — — Ja, aber alles natürlich mit Lachen und Spasses halber, und nachher hat er's selbst meinem Mann erzählt: ‚Deine Frau, Christian, ist 'n wildes Tier. Man braucht sie nur an die Schulter zu tippen, gleich schlägt sie hinten aus, wie 'n störrisches Pferd — — o weh' —.«

Die beiden Frauen brachen in ein heiteres Gelächter aus, und auch über Vaters ernstes Gesicht flog ein Schmunzeln.

»Dabei sind wir immer die besten Freunde geblieben; ich habe es der kleinen Levka oft vorgestellt, sie mufs nicht gleich alles so tragisch nehmen. Mein Gott, es ist nun einmal so seine Natur; im übrigen trägt er seine Frau auf Händen, nichts ist ihm zu teuer und gut genug für sie.«

»Wo fahren sie heute hin?«

»Kornils?! Ei, auch nach Doses zur Hochzeit. Sie sind ziemlich nahe verwandt von Herrn Doses Seite». — —

Im Hochzeitshause herrschte eitel Freude und Frohsinn. Ganz Eiderstedt, die halbe Nordmarsch und ein Teil von Dithmarchen war im Hause versammelt. Doses Älteste machte eine gute Partie mit einem jungen Arzt, dem einzigen Sohn eines schwerreichen Mühlenbesitzers in Dithmarschen.

Frau Dose begrüfste uns überaus herzlich; sie und Mutter hatten sich längere Zeit nicht gesehen; und dann nahm sie mich an die Hand und führte mich ihrer Nichte zu.

»Das ist Thymian Gotteball. Das ist Diden Ibsen. Ihr seid in einem Alter. Ihr werdet euch leicht anfreunden.« —

Damit eilte sie weiter.

Thymian überragte mich trotz des winzigen Altersunterschiedes — sie war, wie wir im Laufe unserer Unterhaltung konstatierten, genau fünf Wochen und drei Tage älter als ich — fast um einen Kopf. Sie war ein sehr hübsches Mädchen, trug lange, weiche, schwarze Hängezöpfe, die in Ringellocken endeten, und hatte ein zartes Gesicht mit einem geraden Näschen und einen feinen Mund. Ihre Augen hatten keine bestimmte Farbe, sie

schillerten opalartig, bald hell, bald dunkel; das Kinn war die am kräftigsten ausgeprägte Partie ihres Gesichtes.

Ein Weile sahen wir einander an, gingen umeinander herum und beschnupperten uns gegenseitig wie zwei Hunde, die einander unterwegs begegnen.

»Wie heifst du?«

«Thymian.« —

»Thymian? Ein gelungener Name.« —

»Apart, nicht?« sagte Thymian etwas schnippisch. »Und wie heifst du?«

»Diden Ibsen.«

»Di—den? Scheufslich!« konstatierte Thymian mit angenehmer Offenheit. »Was bedeutet das? Es klingt direkt katzig. Bist du so getauft?«

»Nein. Ich bin Christine getauft. Aber alle sagen Diden oder Dida. Nur wenn Mutter mal sehr böse auf mich ist, ruft sie mich ‚Christine‘. — Das kommt nicht oft vor, aber dann kracht es.«

»Ich werde Dida sagen, das klingt noch am nettesten. Wo gehst du zur Schule, Dida?«

»Gar nicht. Ich bekomme jeden Tag drei Stunden vom Kandidaten.«

»Ach, du Glückliche!«! seufzte Thymian. »Wir müssen von acht bis zwölf und von zwei bis vier jeden Tag büffeln. Und die Schularbeiten! Es ist die reine Tierquälerei, sag' ich dir.«

»Ich möchte wiederum lieber zur Schule gehen. Immer so allein lernen, ist gräfslich langweilig, darfst du glauben.« —

Thymian beschnupperte mich mit steigendem Wohlwollen.

»Weifst du, du siehst gar nicht aus wie 'ne Bauerntochter, Dida!« sagte sie. »Die Landmädchen, die ich

bis jetzt kenne, sind entweder grausam dumm oder mächtig protzig, wie z. B. Anni Meier und Gate Prell, die mit mir in T. . . in einer Pension sind. Ich sehe den Menschen immer zuerst auf die Füſse und die Hände, und dann weiſs ich sofort, wo ich sie hinbringe. Du hast so entzückende Händchen und so winzige Füſschen und so dünne Knöchel . . . Das gefällt mir. Anni Meier hat Knöchel wie ein Pferd, und Hände haben diese Bauernmädchen — die reinen Ochsenklauen. — — Aber ich habe einen Freund, der ist adlig — der hat Hände — sag' ich dir, zum Auffressen! Hast du auch einen Freund, Dida?« —

Ich besann mich und zählte an den Fingern: Claus Dyksen, August Tönnis, Lude Schnack, Greis Wiedehopp —

»Vier Freunde —«

»Vier zu gleicher Zeit?« sagte Thymian bedenklich. »Das würde man bei uns für unmoralisch halten, aber auf dem Lande nimmt man es damit wohl nicht so genau —«

Hier wurde unsere Konversation unterbrochen, weil wir zum Frühstück gerufen wurden. An langen Tischen wurde vor dem Aufbruch zur Kirche ein Imbiſs serviert. Thymian und ich saſsen zusammen; wir hatten beschlossen, an diesem Tage beieinander zu bleiben.

Die Hochzeitsfeier verlief in der auf dem Lande üblichen programmäſsigen Weise. Von der Fahrt zur Kirche, der Trauung, dem nachfolgenden massiven Hochzeitsmahl weiſs ich nur noch so viel, daſs die Traurede Thymian und mich langweilte, daſs wir uns bei Tisch einen Platz nebeneinander gegen zwei junge Leute, die behaupteten, man müsse bei einer Hochzeit bunte Reihen sitzen, förmlich erkämpften, daſs wir uns allmählich

einen gerissenen Spitz ankneipten und unsere Unterhaltung immer lauter und animierter wurde.

»Ich finde eine solche Hochzeit etwas Schreckliches, ich will nie heiraten,« rief Thymian; »ich denke es mir entsetzlich, immer mit so 'nem Mann zusammen zu leben und sogar in einem Zimmer mit ihm zu schlafen — I gitt — gitt —«

Ich teilte diese Ansicht- »Aber es ist einmal so, Thymian. Wir werden gewifs auch nicht darum herum kommen, so gräfslich es ist —.«

»Doch! Ich wohl. Ich will nicht. Ich werde mir stets nur einen Freund halten, der mich platonisch liebt —.«

»Was ist das?«

»Geistig,« sagte Thymian hoheitsvoll. »Ich kann dir das nicht so erklären. Hast du schon viel gelesen?«

»O ja ... ‚Der weise Rabe von Rabensee', ‚Liebe und Leidenschaft', ‚Dame mit den Kamelien', ‚Seelenbund' und vieles andere. Helga Petterson hat sie mir geliehen.«

»Ist das die elegante Dame, die mit euch gekommen ist?«

»Jawohl.«

»Die ist reizend. — Ist sie bei euch auf Besuch? Bleibt sie lange?«

»Hoffentlich. Sie ist wirklich reizend —.« Und flüsternd teilte ich Thymian unseres Gastes interessante Geschichte mit.

»Entzückend,« sagte Thymian, die atemlos zugehört hatte. »Wir wollen auf ihre Gesundheit trinken und darauf, dafs der alte eklige Kerl, ihr Mann, bald krepieren möge! Prost, Dida, Gesundheit!«

Wir stiefsen an und tranken. Ich suchte Helga mit den Augen. Da safs sie richtig neben Eken Kornils, und beide waren heifs und rot und lachten und schwatzten. Sie machte Eken offenbar auf Thymian und mich aufmerksam, denn er guckte zu uns hinüber, lachte, hob

sein Glas und trank uns zu. Frau Levka safs an einem anderen Tisch zwischen zwei Hofbesitzern, die sich über ihren Kopf hinweg laut über den letzten Husumer Ochsenmarkt unterhielten. Sie safs ganz zusammengeduckt und starrte mit ihren dunklen Spatzenäugelchen hilflos und verschüchtert vor sich nieder.

Eine richtige Eiderstedter Hochzeit besteht aus ununterbrochenem Essen und Trinken. Gegen sieben Uhr löste sich die Gesellschaft in den Räumen des Hauses auf und zerstreute sich im Garten. Doses Garten war weit berühmt wegen seiner Anlagen, seiner schattigen Grotten und heimlichen Lauben. Herr Dose war ein besonderer Gartenliebhaber.

Also in diesem Garten wurde das Gelage fortgeführt. Überall standen weifs gedeckte, Kuchenschüsseln beladene Tische und Riesenkaffeekannen, und man liefs sich, ohne weitere Bewegungsbedürfnisse zu markieren, nieder und trank und schmauste fröhlich weiter.

Thymian und ich streiften Arm in Arm im Garten umher. Wir hatten uns unendlich viel zu erzählen. Unerschöpflich war die Fundgrube unseres Unterhaltungsstoffes. Wir kamen vom Hundertsten ins Tausendste. Wir wurden überhaupt nicht fertig mit Fragen und Antworten und Schwatzen.

Allmählich dämmerte die Sommernacht nieder.

In der warmen Luft hing ein schwerer, honigsüfser Duft, aus Petunien-, Jasmin-, Heliotrop- und Rosenodem gemischt. Die blasse Bläue des Abendhimmels färbte sich nach und nach silbern-lila, und der Mond trat wie eine runde Perlmutterschale auf einer bleichen, violetten Sammetdecke hervor. Zwischen den Baumstämmen und den Büschen spann die Dämmerung ihre zartgrauen Schleier, und auf den Fennen quoll der Abendnebel schaumartig, wie weifser, wolkiger Brodem aus der

grünen Erde auf. Die Mondstrahlen malten schmale, silberne Schlangen auf das dunkle Graftwasser und krochen wie schillernde Käfer über die schlanken Irisstengel und durch die rauschenden Schilfblätter — —.

Helga Petterson kam uns nach, schob sich zwischen uns und legte einen Arm um meinen, den anderen um Thymians Hals.

»Ihr seid ein allerliebstes Gespann,« sagte sie. »Blondköpfchen und Schwarzzöpfchen ... Wenn ihr achtzehn Jahre wäret und so zusammen in Hamburg über den Jungfernstieg ginget, würden alle Leute sich nach euch umsehen.«

»Waren Sie schon in Hamburg?« fragte Thymian.

»Ja, ein ganzes Jahr mit meiner Tante. Es ist ein sehr schönes Städtchen —.«

Thymian betrachtete mit scheuer Bewunderung Helgas strahlende Erscheinung. Sie war wirklich schöner als je in dem weißen, mit Stickereien überladenen Kleid mit dem tiefen, eckigen Ausschnitt, aus dem der weiße, feine Hals mit dem roten Lockenkopf wie eine schlankschaftige Blume aufstieg.

Drinnen im Hause war der Pesel unterdessen zum Tanzen hergerichtet; Klavier und Violine schickten lockende Walzermelodien hinaus, und wir faßten Helga beide rückwärts um die Taille und schunkelten im Takte des damals florierenden »Schunkelliedchen« über die Gartenwege.

In die Kaffee trinkenden Massen kam nun endlich auch etwas Bewegung. Als wir um das große Rosenrundell schunkelten, stellte Eken Kornils sich uns plötzlich mit ausgebreiteten Armen entgegen. Da löste Helga sich aus unserer Umarmung und flog ihm geraden Wegs an den Hals; seine Arme schlossen sich fest um sie zu-

sammen, und in langsamem Walzertempo drehten sie sich weiter.

Ringsherum klatschte man Beifall. Der reichlich geflossene und genossene Tischwein hatte die Barrierenseile allzu straffer Sittenstrenge schon gelockert.

»Eken — Eken — geh' nicht aufs Glatteis — du brichst 'n Bein,« rief jemand.

»Eken, Eken, spiel' nicht mit dem Feuer, du verbrennst dir die Finger,« echote eine weinheisere Stimme.

Wir folgten dem Paare und sahen in der Tür des Pesels dem Tanze zu. Zwanzig Paare drehten sich zu gleicher Zeit, aber keines konnte den Vergleich mit Eken und Helga auch nur annähernd aushalten. Es war eine Freude, sie tanzen zu sehen. Sie waren wie zwei Menschen aus einem Guſs. Die Bewegung ihrer Glieder war wie eine rhythmische Poesie; selbst das Auge eines Künstlers hätte sich an ihnen weiden müssen.

Wo war Frau Levka?

Sie saſs im Nebenzimmer mitten zwischen den alten Frauen, denn sie durfte ihres Asthmas wegen nicht tanzen. Sie saſs da wie ein kleines Jammerbild, blaſs und müde und verdrieſslich; und ich hatte diesmal kein Mitleid mit ihr, ich fühlte vielmehr eine grausame Schadenfreude. Sie sollte sich ärgern, sie war zu häſslich. Thymian teilte meine Empfindungen: »Sie ist eine Eule, und es geschieht ihr recht, wenn ihr Mann sich in Helga verliebt. O, wie ist die schön!«

Das junge Ehepaar rollte im Phaeton schon eine Weile auf der Landstraſse; sie wollten in der Stadt übernachten und am anderen Morgen in ihre neue Heimat im Nordschleswigschen fahren.

Mächtige Terrinen mit Punsch dampften auf den Tischen, und die Stimmung stieg allmählich ins Uferlose.

Etwa nach elf drängten sich zwei junge Menschen,

Hand in Hand, rot und schwitzend durch das Gewühl der Tanzpaare zu Vater Dose. Und fünf Minuten später brachte ein lautes »Silentium!« die Musik zum Schweigen. Mit erhobenem Glas und lauter Stimme verkündete Herr Dose die Verlobung seiner zweiten Tochter Frieda mit Lors Kühl, einem jungen, vermögenden Hofbesitzer des östlichen Eiderstedt ...

Unendlicher Jubel folgte der Verkündung. Hatten diese Doses ein Glück: Zwei Töchter auf einmal unter die Haube, und beides brillante Partien!

In dem Gewühl und Gedränge der Glückwünschenden verlor ich Thymian von der Seite. Wir hatten vorhin zusammen getanzt, und mir war plötzlich gar nicht wohl. Ich hatte ein rätselhaftes Zucken und Zerren in allen Gliedern und reifsende Schmerzen im Rücken und den Beinen.

Ich suchte Thymian überall und fand sie nicht. Zuletzt ging ich in den Garten und setzte mich auf die erste beste Bank. Der Mond schien hell auf die Beete, und dahinter lagen die Lauben und Büsche im tiefen, stumpfen, schwarzen Schatten. Von der Erde stieg ein dunkler, herber Duft auf; etwas seltsam Schweres, Schwüles, Sehnsüchtiges, Brünstiges lag in dieser weifsen, stillen, warmen Mondnacht. Mir war wunderlich zumute, so, als müfste ich die Arme ausbreiten und etwas an mich heranholen und an mich pressen. Langsam stand ich auf und ging leise, wie eine Nachtwandlerin, über den Rasen und blieb plötzlich mit klopfendem Herzen stehen, denn ich hörte hinter den Büschen ein Geräusch und Geflüster. Ganz vorsichtig bog ich die Zweige auseinander und sah im Mondlicht Helga Petterson und Eken Kornils in der Steingrotte sitzen. Er hielt sie mit beiden Armen umschlungen und fest an sich geprefst und küfste sie wie wahnsinnig auf Mund, Hals und

Wangen. Es schien mir, als ob seine Zähne sich in ihren Hals eingrüben, aber sie liefs es lautlos geschehen, und ihre weifsen Arme rankten sich über seinem Kopf und drückten ihn weich an ihre Schulter.

Leise schlich ich zurück zu der Bank, und wie ich mich niederliefs, flog mir etwas unendlich Wehes ans Herz; ich mufste plötzlich weinen. Es war mir so, als sei ich ganz allein in der Welt, als hätte mich alles verlassen, als sei ich das unglücklichste Wesen in der ganzen Schöpfung.

So fand mich Thymian. Sie war müde von der Hitze, dem Punsch und dem Tanzen, und etwas brummig.

»Warum heulst du denn, Dida?« fragte sie.

Ich trocknete mir die Augen und erzählte ihr, dafs Eken Kornils drüben in der Grotte Helga küsse.

»Ja, was weiter?« sagte sie gelassen, »das ist doch kein Malheur. Vom Küssen geht man nicht lahm, sagt unser Provisor. Ich habe selbst mal gesehen, wie Vater unser Mädchen küfste, und hab' es ihm nicht verboten. Dazu bin ich zu vorurteilslos. Das ist direkt Quatsch von dir, Dida — —.«

»Ach, Gott — ich bin so unglücklich —,« schluchzte ich.

»Ich glaube, du bist betrunken, Dida, und deine Tränen sind Punschtränen. Ich mag heute abend nichts mehr mit dir zu tun haben.«

»Du bist eine herzlose Kreatur,« rief ich ihr nach.

Desungeachtet nahmen wir eine halbe Stunde später unter vielen Küssen und Beteuerungen ewiger Freundschaft und regen Briefwechsels Abschied.

Mit uns zusammen fuhren auch Kornils weg.

Grofs, frisch, stattlich, strahlend in Schönheit und Gesundheit, wie allezeit, stand Eken mit seinen zärtlichen Augen und seinem freundlichen Lächeln vor uns und verabschiedete sich von Helga und Mutter. Seine kleine

Frau glich in ihrem grauen Radmantel neben seiner adlerhaften Erscheinung einem Fledermäuschen.

Um ein Uhr fuhren wir weg.

Die Pferde griffen rasch aus, um nach ihrer Krippe zu kommen. Pfeilschnell rollte der Wagen durch das stille, schlafende Land.

Mir war seltsam zumute. —

Ich hatte Schmerzen, die mir gleichzeitig eine Art Lustgefühl, wie ich es zuvor nie gekannt, bereiteten.

Meine Knie zitterten.

Ich war unglücklich — glücklich.

Ich hatte Sehnsucht und wufste nicht wonach.

Es war eine wunderliche Nacht . . .

* * *

Es war eine seltsame, verhängnisvolle Nacht, in der ich mit meiner ersten Liebe niederkam.

Denn in jener Nacht verliebte ich mich in Helga Petterson . . .

Ich war müde und konnte mich doch nicht entschliefsen, ins Bett zu gehen.

Ich kleidete mich aus, zog das Nachthemd über und schlüpfte in Helgas Stube. Sie stand vorm Waschtisch und hakte die Taille ihres Batistkleides auf.

»Nun, Dida?«

»Darf ich 'n bifschen noch hier bleiben?« —

»Wenn's dir Spafs macht . . . Warum nicht!« — Sie sah mich lächelnd an: »Du bist wie ein Engel in dem weifsen Nachtkleid mit deinen langen, blonden Locken und deinem kleinen, süfsen Gesicht, Dida. Aber du hast Augen wie ein kleiner Teufel. Das ist gut, denn Engel sind in dieser Welt nichts nütze.« —

Ich hörte kaum darauf, was sie sagte. Ich folgte mit hungrigen Augen jeder Bewegung ihrer sammtigen, schimmernden Arme und ihres geschmeidigen Körpers.

Ein schwacher Duft von weifsem Flieder hüllte sie wie ein Schleier ein. Und sie schob das Kleid hinunter und stand in einem weifsen Jupon, der bis zur Kniehöhe mit Valencienspitzen bedeckt war, und mit nackten Schultern vor mir. Ein Mieder von brennend rotem Atlas umschlofs fest und glatt ihre schmale Taille, und darüber weg wogte ein Geriesel von spinnwebzarten Spitzen. Und sie warf auch das Mieder und die Unterkleider ab und stand in einem Hemd da, dessen Stoff so fein war, dafs ich dachte, es müsse aus dem nächtlichen Erdduft auf Doses Wiesen gewebt sein, und durch den das Inkarnat ihres Körpers wie blasse Rosen schimmerte. Und plötzlich mit einem Ruck flog auch das letzte Kleidungsstück hernieder, und sie rankte die Arme empor und sah wie ein wunderbar schönes Bild aus funkelnd weifsem Marmor aus . . . Ich schlofs die Augen; — Schreck, Bestürzung, Freude, Zorn und ein wundervoll sehnsüchtiges Verlangen, den glatten, weifsen Fleischmarmor ihrer Glieder zu berühren, stürzte wie ein siedend heifser Gufs über mich hin und lähmte mich. — — Als ich wieder aufblickte, hatte sie ein leichtes Nachtkleid mit schmalen, hellblauen Seidenbändern übergeworfen.

Ich rannte auf sie zu und umschlang sie, und wühlte mein Gesicht an ihre Brust, und fing an, sie mörderlich zu küssen —

»Dida — was fällt dir ein —«

»Ich will dich so küssen, wie Eken Kornils dich geküfst hat,« rief ich aufser mir —

»Du — du hast spioniert —!«

»Ich will dich auch so küssen —«

»Höre, Dida, wenn du ein Wort zu anderen drüber sprichst, sind wir geskiedene Leute. Dann sehe ich dich nicht mehr an —«

»Ich sage zu niemandem was — aber ich will dich küssen — ich liebe dich — ich will — —

Helga packte mich mit ihren kräftigen Armen und warf mich in ihr Bett . . .

»Meinetwegen, aber du kannst nicht verlangen, dafs ich mich im Stehen von dir abküssen lasse, du kleine, verliebte Katze —«

Da schmiegte ich mich wie eine Ranke an sie und sog den Duft ihres schönen Frauenkörpers wie Opium in mich ein, und war wie berauscht und toll vor Aufregung und Liebe — —

* * *

Viele Jahre sind seitdem vergangen.

Ich habe Zeit und Gelegenheit gehabt, meine eigene Seele zu analysieren.

Ich bin heute noch weit entfernt davon, über meine Empfindungen in jener Nacht zu lächeln.

Ich habe mich oft, wenn ich daran dachte, gefragt, ob ich anders als andere bin.

War es nur ein nichts besagender platonischer Liebeskoller, wie er Mädchen an der Grenze des Jungfrauenalters zu überfallen pflegt, oder war es der Aufschufs einer perversen Neigung, die Gott sei Dank im späteren Leben im Wachsen und Gedeihen verhindert wurde? — Oder war es etwas ganz Natürliches, — was Tausende und Millionen Mädchen durchmachen und erfahren?!

Ich habe Familien gekannt, deren Töchter in übertriebener Sittenstrenge erzogen wurden, die nie einen Verkehr ihrer Mädchen mit gleichalterigen Knaben und jungen Männern zugegeben hätten. Aber dieselben Eltern hatten nichts dagegen, dafs eine üppige Bonne oder Stütze das Schlafzimmer ihrer heranwachsenden Töchter teilte, dafs sie sich vor den Augen der Mädchen wusch und entkleidete. Und ich habe aus den Augen

dieser Mädchen, als ich sie heimlich beobachtete, in solchen Momenten dasselbe Konglomerat von bewufsten Empfindungen und unbewufsten Regungen hervorglühen sehen, das ich in jener einen, einzigen Nacht am eigenen Leibe erfuhr . . .

Ich war mit Knaben zusammen aufgewachsen, und meine Unbefangenheit war ungetrübt und unerschüttert geblieben. Aber das Weib löste das Überbewufstsein meiner Sinne und weckte die Erkenntnis in mir.

Die Uhr schlug drei, als Helga mich in mein eigenes Bett schickte.

Ich konnte noch lange nicht schlafen. Ich hatte rasendes Herzklopfen, meine Hände und Füfse brannten wie Feuer. Die Augen lagen mir bleischwer im Kopf, und doch vermochte ich sie nicht zu schliefsen. Ich weinte vor Schmerz und Sehnsucht. Als es schon hell wurde, schlief ich ein und erwachte nach einigen Stunden mit einem wunderlichen Gefühl von Befreiung und Veränderung . . .

Ich konnte mich erst gar nicht besinnen, sprang auf und stiefs einen Schrei des Entsetzens aus, der auch Helga weckte.

»Was ist —?«

»Komm, komm!« schrie ich — — »Was ist mit mir! O Gott — ich bin krank — es ist furchtbar —«

Sie kam zu mir geeilt, sah mich an, stutzte, lachte und schob mich ins Bett zurück . . .

Meine Zähne schlugen vor Angst aufeinander: »Was ist das Helga? Nicht wahr, es ist was Schlimmes, ich mufs sterben?«

»I wo —,« sagte sie, »sklaf du nur noch ein Weilchen. Das braucht dich nicht zu beunruhigen, das geskieht allen Frauen —«

»Aber was bedeutet es?« fragte ich noch immer zitternd und zähneklappernd.

»Das bedeutet,« sagte sie ruhig, »dafs aus der kleinen Diden Ibsen über Nacht ein junges Weib geworden ist . . .«

* * *

Ich sollte ein paar Tage liegen bleiben, Mutter wollte es, aber ich war schwer im Bett zu halten.

Mich quälte die Sehnsucht nach Helga und die Eifersucht auf Eken Kornils.

Eines unserer Dienstmädchen erzählte mir, dafs Helga bei Kornils im Heu helfe. »Sie hat ein rotes Kleid an und einen Hut mit Mohn und Kornblumen, und sie hat Schuhe und Strümpfe ausgezogen und die Röcke aufgeschürzt und harkt, was das Zeug hält. Das gefällt Eken — —«

Ich war aufser mir, liefs Mutter an mein Bett rufen und beschwor sie, es Helga zu verbieten, mit Eken Kornils zusammen Heu zu machen.

»Aber, Dida! Wieso denn?« sagte Mutter. »Ich habe unserem Gast doch keine Vorschriften zu machen. Einer Grofsstädterin macht so etwas Vergnügen; das ist für die etwas ganz Neues — —«

»Ja, aber ich will nicht, dafs Eken Kornils sie wieder küssen soll, wie bei Doses im Garten — —»

Ich stockte, denn es fiel mir heifs ein, dafs ich Helga Schweigen gelobt hatte. Mutter schien ziemlich peinlich berührt . . .

»Ach was, Dida! Wie wird er denn —! Ich bitte dich um alles in der Welt, sage nur nicht so etwas, wenn Vater dabei ist. Er ist so eigen . . ., Helga müfste dann gleich fort . . .«

Hier machte Mutter eine Pause und wechselte das Thema.

Das kleine Gustchen Kornils war in der letzten Nacht schwer erkrankt . . . heute in aller Frühe war der Doktor geholt und hatte wenig Hoffnung gegeben, dafs das schwache Kind die Krämpfe überstehen würde.

»Ach, Mutter, das wäre doch nur gut, wenn es stürbe —«

»Für das Kind — ja freilich. Aber die arme Frau Kornils! Sie hängt so an dem Kleinen.«

Drei Tage lang kämpfte das bedauernswerte kleine Geschöpf mit dem Tode; es mufste unsäglich leiden, bis es erlöst wurde.

Die Totenfrau meldete das Ereignis in der landesüblichen Formel: »Einen Grufs von Herrn und Frau Kornils, und es hat Gott dem Allmächtigen gefallen, ihren einzigen Sohn Gustav heute früh um sechs Uhr zu sich in die Ewigkeit zu nehmen.« Dann erzählte sie aus eigenem Antrieb von dem verzweifelten Jammer der Mutter, die die kleine Leiche noch immer fest im Arm halte und nicht zu bewegen sei, sie herzugeben — — — Herr Kornils sei dagegen sehr gefafst.

Am Nachmittag ging Mutter hinüber und kam tief erschüttert zurück. Der Schmerz hatte Frau Levkas Verstand offenbar momentan gestört, so dafs sie für keinen tröstlichen Zuspruch zugänglich war. Sie hatte sich eingeschlossen und ging mit dem toten Kind im Arm, Wiegenliedchen summend, auf und nieder. —

Bei der Beerdigung sollen sich herzzerreifsende Szenen zugetragen haben. Man hatte Frau Levka, die den kleinen Sarg umklammerte, schliefslich mit Gewalt entfernen müssen; dann war sie ohnmächtig geworden.

Der Tod ihres einzigen Kindes verdüsterte das ohnehin zage Gemüt der jungen Frau zur tiefen Melancholie. Sie warnicht zu bewegen, einen Schritt aus dem Hause

zu gehen; die meiste Zeit des Tages safs sie neben dem leeren Kinderwagen und weinte.

Frau Levkas Schicksal erregte allgemein tiefe Teilnahme, Ekens Verhalten wurde dagegen ebenso allgemein abfällig beurteilt. Der schwarze Tuchstreifen um seinen linken Rockärmel war das einzige sichtbare Trauerzeichen an ihm. Im übrigen hatte er schon nach den ersten Tagen seine alte, fröhliche Sicherheit wieder; er kam sehr viel zu uns und widmete unserem Gast mit rührender Selbstlosigkeit seine Zeit. Bald hielt er mit dem Einspänner vor der Tür und holte Helga zu einer Rundfahrt durch das Land ab, bald machten sie Spaziergänge zusammen, oder er lag stundenlang nachmittags plaudernd neben Helga und mir im Apfelgarten im Gras. In der Nachbarschaft begann man zu raunen und zu zischeln, und ich hörte einmal, dafs auch Vater einige heftige Bemerkungen über Helgas Koketterie mit Eken machte, Mutter sie dagegen in Schutz nahm.

Was mich anlangte, so suchte ich meine eifersüchtigen Regungen so viel als möglich zu unterdrücken; wenn ich wirklich einmal Ekens wegen böse mit meiner angebeteten Freundin war, so machte eine flüchtige Liebkosung ihrer weichen Hände, ein Kufs auf ihren schneehellen Hals doch alles wieder quitt und vergessen.

Mitte August bekamen wir noch einen Besuch: Tante Charlotte, Helgas Pflegemutter, der die Sehnsucht nach ihrem Liebling keine Ruhe in Kopenhagen gelassen hatte.

Ich weifs noch heute nicht recht, wie das Verwandtschaftsverhältnis zwischen Tante Lotte und Mutter eigentlich beschaffen war. Jedenfalls kannten sie einander gut, und Mutter hielt grofse Stücke auf die alte Dame.

Tante Charlotte war mit einem Professor an der Kopenhagener Universität verheiratet gewesen und schon nach viermonatlicher Ehe Witwe geworden. Deshalb

haftete ihr wohl das ausgesprochen Altjüngferliche an. Sie war klein und dick, hatte ein etwas gedunsenes, gelbliches Gesicht, graue, gescheitelte Haare mit einer Fülle Korkenzieherlocken an den Ohren, die ihr das Aussehen eines uralten Bildes gaben, und trug stets raschelnde Taffetkleider, die am Hals von einer Riesenbrosche zusammengehalten wurden.

Helga war das A und O ihres Lebens. Sie vergötterte Helga. Sie liefs auch nicht das Stäubchen eines mifsbilligenden Wortes auf Helga kommen. Was Helga dachte, sagte, tat, war alles der Inbegriff des Vollkommenen.

Tante Charlotte war sehr vermögend. Sie beabsichtigte, Helga, ihrem Wunsche gemäfs, in Hamburg ein Heim zu gründen, weil die Kopenhagener Gesellschaft »so arg schlecht mit der armen, jungen Frau verfahren war«.

Ich hatte mit Tante Charlotte eine neue Rivalin bekommen, denn auch sie überschüttete Helga mit leidenschaftlichen Liebkosungen, und es gereichte mir zur Genugtuung, dafs Helga diese Zärtlichkeiten offensichtlich nur widerstrebend duldete und nie erwiderte.

Im August wurde der Verkauf unseres Hofes perfekt. Vater sagte, es sei ein reiner Zufall und ein grofses Glück, dafs er gleich einen zahlungsfähigen Käufer, der fast den ganzen Landbesitz mit übernahm, gefunden hatte. Wenn alle Gläubiger befriedigt würden, bliebe doch noch eine kleine Summe zur Gründung einer neuen Existenz für uns übrig. Im Oktober sollte der Hof übergeben werden.

Es war ein warmer, schöner Tag, ein rechtes Hochsommerwetter, als die Herren zum Abschlufs auf unseren Hof kamen. Da wir mit Dyksens erzürnt waren und auch mit Tönnis in letzter Zeit auf gespanntem Fufs standen,

hatte Vater Eken Kornils gebeten, beim Abschliefsen des Kaufvertrags als Zeuge zu fungieren.

Nachmittags wurde das Geschäftliche erledigt, und abends wurde eine kleine feierliche Mahlzeit eingenommen. Als Nanny den Tisch deckte, kam Helga herein und fragte, neben wen sie sitzen werde.

»Zwischen Herrn Kornils und einem der fremden Herren, Frau Doktor,« sagte Nanny, die immer genau wufste, was sie rührte, und knickste.

»Nein doch ... Ich will nicht neben Herrn Kornils sitzen. Hier zwischen Diden und Frau Ibsen, bitte —.«

»Ganz wie Frau Doktor wünschen —.«

So safs Helga an diesem Abend unten am Tische zwischen Mutter und mir, und war lieblich und bescheiden und mädchenhaft wie nie. Ich konnte es mir nicht versagen, öfters triumphierend nach Eken hinüberzublicken, und fing jedesmal einen heifsen, fast wilden Blick von ihm nach Helga auf. Nach Tisch ging Helga in den Garten, Eken folgte ihr, und ich lief beiden nach. Am Graben holte Eken Helga ein. Sie bückte sich und pflückte Vergifsmeinnicht. Ich blieb in der Nähe und tat, als ob ich Vierklee suchte.

Ich beobachtete, dafs sie leise und aufgeregt miteinander sprachen, dafs Eken eindringlich und flehend auf Helga einzureden schien. Seine Gesten und seine ganze Haltung drückten die Leidenschaft eines Menschen aus, der alles auf eine Karte setzt, dem alles gleich ist, der an nichts mehr denkt als an die Erfüllung eines einzigen Wunsches. Nach einer Weile gingen sie anscheinend beruhigt auseinander.

Die fremden Herren, die am nächsten Morgen früh fahren wollten, zogen sich zeitig zurück; auch Eken verabschiedete sich früh; Helga klagte über Kopfschmerzen und bat mich, sie nicht mehr zu stören.

Ich schlief bald meinen festen, gesunden Kinderschlaf, der gewöhnlich bis morgens anhielt.

Aber in dieser Nacht wachte ich etwas nach Mitternacht auf.

Wie im Traum hörte ich ein leises, weiches, girrendes Lachen. Ich horchte. Träumte mir das? Täuschte ich mich? Ich richtete mich im Bett auf und horchte mit angehaltenem Atem. Wie aus weiter Ferne und doch unmittelbar nahe glaubte ich ein leises Geflüster zu hören. Mir stockte der Atem. Ich hatte nicht den Mut, eine Kerze anzuzünden. Mein Herz klopfte in lauten, wilden Schlägen.

Jetzt wieder ein Geräusch wie von schleichenden Schritten und wieder ein leises Sprechen.

Allmählich besann ich mich soweit, um zu konstatieren, dafs alle diese geheimnisvollen Laute nebenan in Helgas Zimmer waren.

»Helga!« rief ich.

Keine Antwort.

Da klirrte etwas, als ob jemand ein Fenster zuschlüge, und gleich danach glaubte ich rasche Schritte unten im Garten zu vernehmen. Im hellen Mondlicht meinte ich einen Schatten am Fenster vorübergleiten zu sehen, und dann war es mir wieder, als knarre ein Schlüssel in der Verbindungstür zu unseren Stuben.

»Helga!« schrie ich, halb bewufstlos vor Furcht.

Sie hörte nicht.

Eine Weile war ich still. Schauerliche Vorstellungen von Einbruch, Mord krochen durch meinen Kopf. Alle Schreckensszenen aus Greis Wiedehopps gelb gehefteten Romanen wurden in mir lebendig.

Mit kalten, zitternden Fingern zündete ich das Licht neben meinem Bett an und stand auf. Die Kerze in der

Hand, tappte ich durch die Stube nach der Tür und öffnete sie.

Als ich eintrat, erwachte Helga und reckte sich schlaftrunken.

»Um Gottes willen — was willst du, Dida? Warum weckst du mich —?«

Ich hielt mich an den Türpfosten fest und atmete tief auf. Gott sei Dank, Helga lebte! Ich hatte sie im Geist schon blutüberströmt, ermordet im Bett liegen sehen.

»Hier war jemand,« murmelte ich verstört. »Ich meinte, es wäre eingebrochen. Ich habe solche Angst. Ich hörte das Fenster zuschnappen und jemand durch den Graben laufen —.«

»Du hast geträumt, Kind, oder Alpdrücken —.«

»Nein — nein ... Ich habe es sicher und sicher gehört —.«

»Unsinn, wenn hier jemand gewesen wäre, müſste ich doch wach geworden sein. Ich habe einen so leichten Schlaf.« —

»Aber es ist sicher. Sieh doch nach, ob nichts gestohlen ist.« —

»Du bist ein skreckliches Kind,« sagte Helga verdrieſslich, zündete aber doch ihr Licht an und sah um sich.

»Wo soll denn der Dieb gewesen sein? Nichts ist gestohlen, und das Fenster hab' ich gestern selbst zugeriegelt — skau her. Geh in dein Bett, Dida.« —

Ich blickte mich ängstlich um, gewahrte aber auch wirklich nicht die geringste Spur, die meinen Verdacht bestätigt hätte, und zog mich daraufhin kleinlaut zurück.

Trotzdem schloſs ich in der Nacht kein Auge. —

Die fremden Herren fuhren schon mit Tagesanbruch ab. Ich hörte den Wagen fortrollen und erwartete mit Sehnsucht den Tag.

Um halb acht Uhr frühstückten wir nun alle zu sammen in der Wohnstube nach Norden. An diesem Morgen aber waren zu der gewohnten Zeit nur Tante Lotte, Mutter und ich am Tisch. Helga, die ihre Kopfschmerzen noch nicht los war, hatte sich den Kaffee ans Bett erbeten, und Vater war schon draufsen auf dem Felde.

Aber gerade als Mutter uns eingeschenkt hatte, kam Vater zurück. Selbst mir fiel seine Blässe und sein verstörtes Gesicht auf.

»In unserer Nachbarschaft ist diese Nacht etwas Fürchterliches vorgefallen,« sagte er geprefst; »halt' dich fest, Mine, denn es wird dich angreifen: Levka Kornils hat sich die Nacht im Garten an einem Birnbaum erhängt.«

»Erhängt?« wiederholte Mutter in fassungslosem Entsetzen. »Furchtbar! Das ist ja nicht auszudenken.« — Sie legte die Hände vor die Augen und begann zu weinen; denn sie hatte Levka lieb gehabt. »Ich habe es beinahe kommen sehen,« sagte sie unter Schluchzen. »Der Tod des Kindes hat ihr den Kopf dünn gemacht. Sie war in all der Zeit nicht mehr ganz richtig zurechnungsfähig.«

»Anderes ist wohl auch noch dazugekommen,« sagte Vater finster. »In solcher schweren Zeit soll ein Weib Halt und Stütze und Trost am Mann finden. Jawohl, wenn Tod und Unglück in ein Haus kommen, soll sich die eheliche Gemeinschaft bewähren, indem Mann und Frau fest aneinanderhalten und sich gegenseitig aufrichten. Aber Levka hat alles allein tragen müssen, sie hat in dieser traurigen Zeit gar nichts von ihrem Mann gehabt —; während das arme Weib mit ihrem Jammer im Haus hockte und vor Verzweiflung mit dem Kopf gegen die Türständer rannte, karossierte Eken mit

fremden Weibsleuten auf der Landstrafse herum. Eken wird für sein ganzes Leben an dem Bündel zu tragen haben, das er sich mit seiner Schürzenjägerei auf das Gewissen gepackt hat.« — —

»Ist dieser Eken Kornils nicht der schöne Mann, der unserer Helga den Hof macht?« fragte Tante Charlotte unbefangen.

»Jawohl, derselbe,« sagte Vater. »Und zwar ist's keine besondere Ehre für eine Frau, sich von einem verheirateten Mann den Hof machen zu lassen. Mir ist es jedenfalls nicht angenehm, dafs der Name von einem Gast meines Hauses in dieser Zeit mit Eken Kornils zusammen in einem Atemzug genannt wird.« —

Tante Charlotte schlug vor Entrüstung ihre kleinen, fetten, buntberingten Hände zusammen.

»Grofser Gott!« rief sie pathetisch, »kann das Licht dafür, dafs die Motte sich an ihr die Flügel versengt? Ist die Blume dafür verantwortlich zu machen, wenn sich jemand an ihren Düften betäubt? Kann Helga etwas dafür, dafs ihre wunderbare Schönheit, ihre Anmut, Eleganz und Liebenswürdigkeit allen Männern den Kopf verdreht, dafs sie ihr nachsteigen auf Schritt und Tritt, und keiner, aber auch keiner ihrem Zauber widersteht?«

»Unsinn!« sagte Vater. »Helga ist 'n hübsches, frisches, mannstolles Weib, das ist die ganze Herrlichkeit, da ist von Zauber nichts weiter mang. Im übrigen ist es Tatsache, dafs sie Eken die Sache leicht machte und ihm dreiviertelwegs entgegenkam, da beifst keine Maus keinen Faden von ab. Das andere, was sonst noch getratscht wird — dafs sie sich zu nachtschlafender Zeit mit Eken in den Fennen umhergetrieben und sich weglang von ihm hat abknutschen und küssen lassen, das will ich nicht glauben — — glaubte ich es« — — auf Vaters Stirn traten zwei rote Blutflämmchen — — — »ich täte

sie zur Stunde mit der Reitpeitsche von der Werfte jagen.« —

Tante Charlottens gelbliche Gesichtsfarbe bekam einen Stich ins Grüne.

»Da Sie selbst der Verleumdung keinen Glauben schenken, erübrigt es sich nur, zu diesem absurden Klatsch Stellung zu nehmen. Aber selbst so sollten Sie nicht so heftige Worte gebrauchen, lieber Christian. Wer selber Töchter hat, soll sich hüten, über andere so scharf die Geifsel zu schwingen.« —

»Meine Tochter?!« rief Vater. »Wenn meine Tochter mir in der Art Schande ins Haus brächte oder sich gar mit verheirateten Männern einliefse, würde ich sie mit meinen eigenen Händen ersaufen wie eine überzählige Katze.«

»Christian!« rief Mutter.

»So spricht ein Heide, kein Christ,« sagte Tante Lotte mit Salbung. Eine Weile schwiegen alle.

Ich aber würgte an einem Bissen Kuchen, der mir im Halse stecken geblieben war. Vaters heftige Worte fielen wie ein Mühlstein auf meine Seele und sind dort iegen geblieben — viele Jahre — uns allen zuleide. Und weder die Güte und Liebe und Nachsicht, die ich mein ganzes Leben lang von meinem Vater erfahren habe, noch die Einsicht, dafs man ein paar in der Erregung hervorgesprudelte Worte nicht auf die Goldwage legen darf, sind imstande gewesen, diesen Mühlstein hinwegzuwälzen.

Nach einigen Minuten stimmte Tante Charlotte einen neuen Psalm auf Helgas vortreffliche Eigenschaften an.

»Helga ist ein hochnobler Charakter, eine vornehme Natur, die sich nie von dem Schatten eines Unrechts andunkeln lassen würde. Sie ist ein tiefer, starker, reiner Mensch. Sie ist aber geistig frei und verachtet

kleinliche Vorurteile. Ich gebe zu, dafs es für einfache Leute nicht leicht ist, den vielfach verschlungenen Regungen ihres komplizierten Seelenlebens zu folgen und die Tiefe ihrer Anschauungen zu verstehen, sie ist eben eine ungewöhnliche Natur, turmhoch über die Durchschnittsmenschen erhaben —«

Ich glaube, an dieser Stelle von Tante Charlottens Rede war es, wo Vater seinen Hut nahm und hinaus ging. Tante Charlottens Redewogen schäumten aber so hoch, dafs es erst einiger Zeit bedurfte, bis sie in sanften Wellen abebbten, und sie mit einem tiefen Atemzug Punkt machen konnte.

»Nimm es mir nicht übel, Mine,« sagte sie, luftschnappend, »aber dein Mann ist ein Bauer. Und für einen ästhetisch ungebildeten Menschen, wie ein Bauer, ist es unmöglich, die Hochkultur einer feinsinnigen Frauenseele zu begreifen, und ich nehme ihm seine banausenhafte Art deshalb durchaus nicht übel. Man mufs bei den Menschen immer den Winkel des kritischen Mafsstabes an ihren Verstand und ihre Fassungsgabe legen, um sie nicht ungerecht zu beurteilen; meinst du nicht auch, Mine?«

Mutter sagte: »Ja, ja — —« und setzte noch hinzu, dasf Vater es nicht böse gemeint habe . . . Weiter weifs ich von der Fortsetzung der interessanten Unterhaltung nichts zu berichten, denn ich machte es wie Vater, liefs mein Frühstück im Stich und lief hinaus.

Ich entsinne mich, dafs ich mich über die Gefühllosigkeit der Natur wunderte, die an diesem Morgen so feiertägig fröhlich, fast übermütig schön war, während in kaum hundert Meter Luftlinie Entfernung die Erhängte auf der Bahre lag. Durch meine Seele ging umrifslos und erschauernd die Erkenntnis, die mir später oft ganz deutlich bewufst geworden ist: näm-

lich dafs diejenigen, die in der Natur das Prinzip der göttlichen Liebe sehen, unrecht haben. Die Natur ist das Prinzip der Herzlosigkeit. Sie bleibt unberührt von der Not und dem Jammer und der Verzweiflung der Menschen. Sie schmückt sich mit Gold und Diamanten wie zu einer Hochzeit und jauchzt und strahlt, während sich Menschen in Todesgrauen und Gewissensnot, in Angst und Elend zerreifsen, — — sie höhnt der Menschen Weh — — Es war ein selten schöner Morgen. Lachende Sonne und ultramarinblauer, wolkenloser Himmel . . .

Ich ging wie im Traum und mufste immer an die arme Levka denken. Wie grauenhaft war dieses Ende...

Ich ging in den Blumengarten und pflückte einen Straufs für Helga: Weifse Rosen, blafszarten Rittersporn, schwerdoldige tausilberbestaubte Reseden und ein feines, grünes Kraut, das wir seines starken Duftes wegen »Rükels« nannten. Ich wollte noch brennende Liebe und feingesprenkelte Federnelken hinzutun, als ich stutzte und aus meinen trüben Gedanken aufschreckte.

Das Beet mit den Nelken und der brennenden Liebe war total zertreten, und nun gewahrte ich auch die Fufsspuren in den gestern noch spät am Abend von Swen Meefs frisch geharkten Wegen. Sie führten in gerader Richtung von der Eingangspforte bis zu dem Fenster, hinter welchem Helga schlief, und entfernten sich quer durch den Garten über das Nelkenbeet und durch die Himbeerbüsche bis zur Planke.

Mit einem Schlage standen meine Wahrnehmungen in der Nacht wieder vor mir auf. Also hatte ich mich doch nicht getäuscht — — aber wer war der geheimnisvolle, nächtliche Eindringling? . . .

An der Himbeerecke lag etwas . . . ich hob es auf — ein etwas abgerissenes Notizbuch — — ich schlug

den Deckel zurück — — Eken Kornils stand auf der ersten Seite.

Was dann in den folgenden Momenten in mir vorging, kann ich nicht mit Worten beschreiben.

Wenige Wochen früher hätte mein Fund mir nicht ein Atom meiner Unbefangenheit genommen. Ich wäre damit wahrscheinlich nach Mutter gesprungen, und nie wäre es mir in den Sinn gekommen, zwischen Eken Kornils Notizbuch, den Fufsspuren und dem Klirren eines zuschlagenden Fensters in der Nacht einen Zusammenhang zu suchen.

Aber Helga selbst hatte mich sehend gemacht, und ich stand da, als wäre der Blitz vor mir eingeschlagen, verstört und kalt wie ein Steinbild, und die Gedanken krochen wie Würmer durch meinen Kopf und nagten wie hungrige Ratten an meiner Seele.

Ich kam mir plötzlich wie eine Mitschuldige an der grausigen Katastrophe an Kornils Hof vor . . . als hätte ich mit Helga und Eken zusammen den Strick der Erhängten gedreht . . . dann löste sich meine Erstarrung in Wut, und das Blut stürzte mir wie eine Springflut über Kopf und Hals; Zorn und Scham und Hafs und Verachtung peitschten mein Herz, dafs es mir rasch und stofsweise wie der Klöpfel einer Glocke gegen die Brustwand pochte . . .

Mit keuchendem Atem stürmte ich in Helgas Stube und warf ihr das Notizbuch an den Kopf, und schlug mit den Fäusten auf sie ein, und rifs sie an den Haaren und schrie wie eine Verrückte.

»Es war Eken Kornils . . . du sollst nicht leugnen, ich habe alles gehört — und seine Frau hat sich die Nacht erhängt . . . du bist ein schlechtes Mensch — Vater sollte dich mit der Reitpeitsche von der Werfte jagen — du — du Mordmensch — —«

Ich glaube, dafs sie unter meinen Faustschlägen und meinen unartikulierten Schimpfreden blafs bis in die Lippen wurde, aber ich sah und hörte nichts und stürzte wieder fort durchs Haus in den Baumgarten, und warf mich auf den Rasen und drückte mein heifses, tränennasses Gesicht in das lange, taukühle Gras, und wand mich vor Pein und Scham wie unter Peitschenschlägen.

Nach einem Weilchen kam Helga im rasch übergeworfenen Morgenkleid zu mir gelaufen, kniete neben mir nieder und versuchte mich mit Liebkosungen und Schmeicheleien zu beruhigen. Ich stiefs sie zurück, aber ihre sanfte Berührung und ihre kosige Stimme übten allmählich doch die alte, suggestive Macht auf mich, und nach einer Weile erreichte sie es, dafs ich ihr wenigstens das Gesicht zuwandte.

»Willst du mich verraten, Dida?« fragte sie leise.

»Nein,« sagte ich laut, »aber du sollst nicht mehr zu mir sprechen. Ich kann dich nicht sehen —«

»Wir reisen ja auch schon morgen oder spätestens übermorgen ab — — Und du hast mir doch immer gesagt, du hättest mich lieb, Dida —«

»Ihr reist ab — ganz fort? — —«

»Ja.«

Ganz fort — — Im Augenblick ging alles, was ich in der Minute vorher empfunden hatte, unter in dem Schmerz über die bevorstehende Trennung, und nach Kinderart von einem Extrem ins andere fallend, warf ich mich Helga an den Hals, bat sie um Verzeihung und flehte sie an, mich nicht zu verlassen, da ich nicht ohne sie leben könne.

Sie strich mir mit einer zarten Handbewegung über das Haar und tröstete mich ... Es ginge nicht gut an, dafs sie jetzt länger bliebe, aber sie käme schon mal

wieder, und ich sollte sie in Hamburg besuchen, und sie würde mir oft schreiben ...

Ich schluchzte leise vor mich hin. Nach einer Weile wurde ich aber ruhiger.

Es fiel mir ein, dafs ich am Abend vorher, als Helga und Eken am Graben standen, dachte, sie sähen aus wie zwei Löwen mit ihren roten Mähnen und der geschmeidigen Kraft ihrer schönen Glieder. Darüber mufste ich plötzlich lachen. Kinder haben eine eigentümliche Logik.

Ich betrachtete Helga eine Weile mit Spannung und Neugier.

»Was siehst du mich so an, Dida?«

»Freust du dich, dafs Levka Kornils tot ist?«

»Ich — mich freuen?« rief Helga mit ehrlicher Entrüstung. »Was denkst du von mir, Diden?! Ich beklage die arme, kleine, dumme Frau von ganzem Herzen. Sie war zu dumm und zu gut für die Ehe. Sie hätte nicht heiraten dürfen.«

»Wenn das Trauerjahr um ist, heiratest du Eken, gelt?«

»Gott behüte mich — nein! Gewifs nicht. Ich würde einen Bauer heiraten — das pafste mir eben. Nicht, und wenn er hundertmal so viel Geld hätte, als wie er in Wirklichkeit hat, Diden. Ich heirate überhaupt nicht wieder. Es ist zu schrecklich, sich an einen einzigen Menschen zu binden ...«

»Ich dachte, du liebtest Eken —.«

Sie lächelte. »Mufs man denn die Menschen, die man liebt, partout heiraten? Im Gegenteil, weil man sie liebt, heiratet man sie nicht.«

Diesem abgrundtiefen Gedankengang zu folgen war mir mit meinem kleinen Backfischverstand schlechterdings unmöglich. Es war aber ja auch alles so bagatellen-

haft und gleichgültig neben der Verzweiflung, in die mich die Aussicht auf eine Trennung von Helga stürzte. Noch einmal beschwor ich sie, mir das nicht anzutun — es würde mir das Herz brechen.

Sie sprach hundert süſse Worte zu mir ... Ich sei ja jetzt ein erwachsenes junges Mädchen, und ich werde schon bald einen Freund finden, über den ich die Freundin vergäſse. Denn die Liebe sei viel, viel süſser noch als die Freundschaft. Und wir würden uns auch bald wiedersehen —.

Ich jammerte noch eine Weile trostlos vor mich hin, aber nach einiger Zeit gelang es ihr doch, mich etwas aufzurichten ...

* * *

Drei Tage später reisten die beiden Damen mit ihren zwei Wagenladungen Gepäck ab. Sie wollten ein paar Wochen in einem Ostseebade zubringen und sich dann vorläufig oder für immer in Hamburg ansiedeln.

Etwa vierzehn Tage nach Levka Kornils Beerdigung suchte Eken sich einen Aufsichtsmann für seinen Hof; es hieſs, er wolle nach Hamburg ziehen.

Auſser seinen eigenen Leuten bekam ihn kaum noch ein Mensch zu Gesicht. Wir waren die einzigen Nachbarn, denen er vor seiner Abreise Adieu sagte.

Dann habe ich ihn nach Jahren wiedergesehen. Da ging über sein goldrotes Haar bereits ein grauer Schimmer, die Fröhlichkeit seiner blauen Augen war einem unruhigen, flackernden Fieber gewichen, und seine erschlafften Züge trugen deutlich das Gepräge seines ausschweifenden Lebenswandels.

Er hatte zurzeit eine wirkliche Leidenschaft für Helga gefaſst und sie nach Ablauf des Trauerjahres heiraten wollen. Als er sich endgültig einen dauerhaften Korb von ihr holte, ergab er sich einem wilden Leben, das

ihn früh altern machte. Das, was für die leichtsinnige, genufssüchtige Grofsstädterin nur eine Episode, ein lustiges, galantes Sommerfrischeabenteuer gewesen war, wurde ihm zum schweren Lebensschicksal — zum Verhängnis.

* * *

Mit Helga schien mir alle Freude aus meinem Leben gegangen zu sein. An den Gesindestubenkonferenzen fand ich, seitdem ich Helgas Bekanntschaft gemacht hatte, kein Interesse mehr; selten, dafs ich mich mal aus Langeweile hinein verirrte. Es kam mir alles dumm und abgeschmackt vor: Swen Meefs' kindische Renommisterei mit dem amerikanischen Präsidenten, Hinnerk Dirks Laubfroschphilosophien, Greis Wiedehopps alberne Romanphrasen, Claus Dyksens und August Tönnis' einfältige Jungenmanieren. Anstatt, wie sonst, andächtig den Gesprächen der Leute zuzuhören und nur dann und wann eine Frage oder eine Bitte um Aufklärung einzuschalten, ärgerte ich die Getreuen mit impertinenten Bemerkungen und mokanten Zwischenreden, wo ich nur konnte. Lude Schnack, der den Mut der Wahrheit in weit stärkerer Dosis als die anderen besafs, erklärte, ich sei eine übergeschnappte und affektierte Gans, und eines Abends kam es zur Katastrophe: Von vier Paar Händen zugleich wurde ich mit Glanz und Eleganz an die frische Luft befördert und die Pforte dieses Eldorado definitiv hinter mir verschlossen.

Unterdessen rückte der Termin der Hofübergabe so nahe heran, dafs die Frage wohin? und was nun? ernstlich erwogen werden mufste.

Vater hatte im Sinn, einen Streifen Land nahe an dem Städtchen T . . ., der grofs genug war, um sechs bis acht schweren Marschkühen Sommergräsung und Winterheu zu liefern, käuflich zu erwerben. Wenn es dann noch gelang, in nicht allzuweiter Entfernung ein Haus

mit Stallung zu kaufen — und Vater hatte schon etwas Passendes in Aussicht —, konnte man eine kleine, städtische Landwirtschaft mit Milchverkauf etablieren. Der Milchhandel rentierte sich gut in einer Stadt und brachte viel mehr als die Kälberzucht und die Butterfabrikation ein.

Als Vater ihr dies auseinandersetzte, wurde Mutters Gesicht immer länger und zuletzt brach sie in Tränen aus.

»Soweit ist es mit uns gekommen?!« rief sie und rang die Hände. »Ich soll mich hinstellen und Krethi und Plethi, Schuster und Schneider ein halbes Liter Milch oder für zehn Pfennig Rahm verkaufen? Nein, Christian, das kannst du mir nicht zumuten, das würde mich zugrunde richten.«

Vater schwieg eine ganze Weile. Um seine ernsten Augen lag ein kleines Lächeln — —. Vielleicht gedachte er der Zeit, wo er sein schönes, sanftes, bescheidenes, anspruchsloses Frauchen aus dem windschiefen Bauernhäuschen auf hoher Heide in sein stattliches Heim holte — — so wie sie ging und stand, ohne Gepäck, ohne einen Groschen Mitgift — — —. Sie hatte sich rasch in der reichen Marsch akklimatisiert und sich mit ihrer Schönheit, ihrer Anmut und ihrer Gewandtheit unter den geldstolzen Hofbesitzerfrauen eine Art Position erworben; sie hatte sich in die großzügigen Verhältnisse so eingelebt, daß sie sich weder zurück in ihre arme Herkunft, noch hinaus in eine kleinbürgerliche Sphäre denken konnte.

»Weißt du was anderes, Mine?« fragte Vater nach längerem Schweigen.

Mutter zupfte an ihrer Schürzenspitze. Vielleicht fand sich auf einem großen holsteinischen Gut eine Inspektor- oder Pächterstelle ...

Vater schüttelte den Kopf. »Ne, Mine, dazu bin ich nun wieder zu stolz, daß ich mich auf meine alten

Tage noch in ein Abhängigkeitsverhältnis begebe und mich unter einen Herrn stelle. Ich habe hin und her gedacht und finde kaum besseren Rat. Es wird wohl dabei bleiben müssen — —.«

Es blieb dabei.

In allen kleinen Angelegenheiten des Werktages und der Wirtschaft führte Mutter das Regiment und Vater enthielt sich jeder Einmischung, aber wenn es sich um groſse und entscheidende Fragen handelte, sprach er das letzte Wort, und dann gab es kein Deuten und Umstoſsen mehr.

Ich freute mich im Grunde meines Herzens über den Wechsel. Seitdem ich Helga kannte, war es einer meiner sehnsüchtigsten Wünsche, daſs wir zur Stadt ziehen möchten, und der wurde nun erfüllt.

Ich konnte kaum die Zeit unseres Umzuges erwarten. Die Wochen vergingen mir schneckenlangsam. Zuweilen kniete ich lange vor einer offenen Kommodenschublade der Gaststube und atmete den schwachen Fliederduft, den Helgas Wäsche darin zurückgelassen hatte, ein und berauschte mich daran und an der Vorstellung, daſs sie wieder bei mir sei. Übrigens hielt sie ihr Versprechen und schrieb mir öfters lange nnd ausführliche Briefe, und das war ihr in Anbetracht der vielen Zerstreuungen, die Heringsdorf bietet und die ihre Zeit in Anspruch nahmen, gewiſs hoch anzurechnen.

Ich habe nie in meinem späteren Leben Ursache gehabt, mein Bekanntwerden mit Helga Petterson zu segnen. Auch von ihrem Charakter — wenn das schwanke und seichte Ineinanderflieſsen von Launen und Stimmungen bei ihr überhaupt diesen Namen verdiente, habe ich keine altzuhohe Meinung. Aber über allem Leichtsinn, aller Genuſssucht und allem Egoismus ihrer oberflächlichen Natur lag der Ambraduft einer intensiven persönlichen

Liebenswürdigkeit, die ihr bis an ihr furchtbares Ende treu geblieben ist.

An einem nebelschweren Morgen Ende Oktober nahmen wir Abschied von unserem Hof; die Möbel waren schon ein paar Tage früher abgegangen. Von meinen Hunden durfte ich nur die kleine Wachtelhündin Dina mitnehmen, die anderen waren eingesperrt. Aber als ob der Instinkt der Tiere etwas Ungewöhnliches witterte, spektakelten sie wie toll hinter der verschlossenen Stalltür, bellten, winselten und heulten zum Steinerweichen.

Um unseren Einspänner hatte sich das ganze Gesinde versammelt, und alle Augen in der Runde waren rot und traurig. Jeder wollte uns nochmals die Hand drücken und adieu sagen, Vater sprach noch mit dem neuen Besitzer, und mich dünkte, als ob er diesen Morgen kleiner als sonst aussähe: er hatte rote und heifse Augen, und aus jeder Furche seines scharfkantigen, luftgebräunten Gesichtes sprach die innere Erschütterung. Zu allerletzt kam Swen Meefs noch mit einem grofsen Straufs Reseden und Astern — die letzten in unserem Garten — die er in aller Hast gepflückt und zusammengewurstelt hatte, und Mutter in den Wagen reichte. Er schüttelte abwechselnd Vater und Mutter und mir die Hand, ohne ein Wort zu sprechen, wie überhaupt bei unserem Abschied nicht viel Worte verloren wurden.

Als das Pferd anzog, brachen die Hunde drinnen in ein ohrzerreifsendes Geheul aus. Ich wollte Vater darauf aufmerksam machen, aber Mutter schüttelte den Kopf und bedeutete mir, ihn nicht zu stören. Er safs merkwürdig zusammengefallen, ohne sich zu rühren, auf dem Vorderstuhl und hielt die Leine. Mutter drückte ihr Taschentuch gegen das Gesicht und zog mich an sich, und in diesem Augenblick wurde auch mir die ganze Schwere dieses Abschiedes bewufst; ich fühlte, dafs dieser

Tag einen Strich unter einem Abschnitt meines Lebens bedeutete, und fing an, bitterlich zu weinen. Das Pferd trabte langsam vorwärts. Hinter uns schlugen die Nebel wie weifse, wallende Leichentücher über die Heimat meiner Kindheit zusammen.

* * *

Unser neues Domizil lag im westlichen Ende der Stadt in einer meist von kleinen Leuten bewohnten Strafse. Es hatte einen weifsen Anstrich, grüne Fensterläden, eine Giebelstube und zu beiden Seiten der Haustür je einen Rosenstock und eine grün gestrichene Sonnenbank. Es sah wirklich recht freundlich aus. Ein breiter, langer Flur teilte das Haus in zwei Hälften: Die Stuben waren niedrig und klein; durch unsere breitspurigen Mahagonimöbel und die klotzigen Eichenschränke wurde der Platz so beengt, dafs man sich nur mit Vorsicht umdrehen und bewegen konnte.

Hinter dem Hause lag ein gepflasterter Hof mit einer Einfahrt nach der angrenzenden Strafse, dann kam der Stall und hinter diesem ein ziemlich weitläufiger Garten voll hochstaudiger Lilien, Zentifolien, Stachelbeeren, Unkraut und ein paar uralten Birnbäumen. Rings um den Garten zog sich eine Weifsdornhecke und schuf eine lebende Grenze zwischen unseren und den benachbarten Grundstücken. Unser Garten lag nämlich in seiner ganzen Ausdehnung den zahlreichen Gärtchen einer parallel laufenden Strafse vorgelagert, so dafs wir eine grofse Anzahl von Gartennachbarn hatten.

Bei meinem ersten Rundgang durch den Garten machte er auf mich den Eindruck einer grofsen, ärmlichen, unsauberen und unaufgeräumten Stube. Zu allen Seiten schauten Häuser und neugierige Fensteraugen hinein. Und überall fiel der Blick auf die Höfe, auf schwatzende, geschäftige und lärmende Menschen. Hier

hingen Weiber Wäsche auf eine Leine, im nächsten Garten klopfte jemand Betten, drüben unterhielten sich zwei Frauen über den Grenzzaun langatmig über Küchen- und Kinderangelegenheiten, und etwas weiter kreischten Knaben, die einen Drachen steigen liefsen. Der Garten selbst war total verwildert, die Rosen- und Stachelbeerbüsche standen wohl seit Jahren unbeschnitten und waren ganz verwachsen, fahles Birnlaub bedeckte den Rasen und die Wege, das Holzgerüst der kleinen Laube war halb eingefallen, und in einer Ecke lag ein riesengrofser Kehrichthaufen, mit Steinen, verrosteten Giefskannen, Scherben, Konservenbüchsen und anderen Raritäten garniert.

Der Anblick dieser Wüstenei, der in keiner Weise einen Vergleich mit unserem schönen, stillen, schattigen Obst- und dem propern Blumengarten aushalten konnte, drückte meine Stimmung bis zur Mutlosigkeit hinunter, und das Weinen war mir nahe. Vater, der mit mir ging, merkte es und klopfte mich tröstend auf die Schulter: »Nur nicht verzagt, Diden. Das wollen wir schon kriegen. Wenn das die gröfste Schwierigkeit wäre!! Sollst mal sehen, was du im Frühjahr für 'n hübschen Garten kriegst — — Mutter mufs ja doch auch ihre Blumen wieder haben —«

Ganz unten stiefs der Garten gegen eine hohe, schwarze Planke, durch deren breite Lücken man auf einen weiten, kahlen, sauberen Hof sah. Beim Näherkommen fuhr ich entsetzt zurück, denn an der Planke stand ein entsetzliches Geschöpf, das mit seinem butterfafsgrofsen, roten Kopf auf den dürren Schultern, dem stieren Blick und den langen, grauen Händen kaum mehr wie ein Mensch aussah.

Als das Scheusal meine Furcht bemerkte, verzog es seine fleischigen Lippen, zeigte ein Reihe schwarz-

gelber, stockiger Zähne und langte mit den mageren Armen durch die Spalte nach mir . . . Dann kam ein altes Weib an einem Stock angehumpelt und schalt in unverständlichen Lauten und wandte sich mir zu. Die Alte hatte das Aussehen einer leibhaftigen Hexe. Die kleinen roten, geschwollenen Augen verschwanden fast unter den geschwollenen Lidern, das ledergelbe Gesicht war mit einem Netz von Runzeln bedeckt, und die Nase hatte die Fasson eines Geierschnabels.

»Sie brauchen sich nicht zu ängstigen,« krähte das Weib, »es ist 'n armer Wasserkopf. Er ist ohne Verstand auf die Welt gekommen. Aber er tut sonst niemand nix — — Willst du —«

Der Wasserkopf hatte seine Arme wieder durch die Planke gesteckt. In demselben Augenblick schlug das Weib ihm mit ihrem Stock über die Schulter, dafs er mit einem lauten Schmerz- und Wutgebrüll zurückschnellte und auf die Alte zustürzte — —.

»Wenn er keinen Verstand hat, weshalb schlagen Sie ihn denn?« sagte Vater unwillig.

Die Alte antwortete nicht, sondern knüppelte wie toll und blind auf den Kretin ein.

»Teufel hol' euch, ihr Rackerpack ... Wer hat nun wieder die Prügelei angefangen?« rief eine barsche Männerstimme. Gleich darauf kam ein untersetzter, älterer Mann aus dem Hause, packte den Blödsinnigen und das Weib mit je einer Hand, rifs sie auseinander, schleuderte sie wie zwei Gummibälle eines nach jeder Seite auf das Pflaster und ging, ohne sich weiter um die schreiend hinschlagenden Menschen zu kümmern, weiter.

Ich zitterte an allen Gliedern und hing mich an Vaters Arm.

»Um Gottes willen, was sind das für schreckliche Menschen?«

»Es sind arme Leute,« sagte Vater. »Das Haus ist das Armenhaus der Gemeinde — —« und nach einer Weile: »Genau solch ein bedauernswerter Mensch wie der unglückliche Kretin wäre Guschen Kornils geworden. Man kann die Weisheit und Güte Gottes wirklich nicht genug anerkennen, wenn er ein solches Wesen als kleines Kind wieder zu sich nimmt —.«

Ich dachte bei mir, daſs Gottes Güte und Weisheit jedenfalls sich noch gröſser darin offenbaren würde, wenn er einem solchen unglücklichen Geschöpf überhaupt den Eintritt ins Leben verwehren würde, aber ich sagte es nicht.

Ich schlief in der Giebelstube. Da war die Decke so niedrig, daſs ich, wenn ich im Bett aufrecht stand, mit der Hand hinanreichte. In der ersten Nacht träumte mir, die Decke sänke sich langsam auf mich nieder, und durch die Dachluke oben schaute das scheuſsliche Gesicht des Armenhaus-Kretins zu mir hinein. Dann äugelte Helga in ihrem schleifenbesetzten Nachthemd in meine Stube, und der Kretin schlüpfte behende durch das Dach hinunter und umarmte Helga und tanzte einen wilden Cancan mit ihr an meinem Bett ...

Es war schwer, sehr schwer für uns alle, uns in die neuen Verhältnisse hineinzuleben.

Mutter fand sich verhältnismäſsig noch am ehesten und leichtesten in die Veränderung.

In der ersten Zeit ging auch sie still und gedrückt umher und sah nur schweigend zu, wenn die Magd die Milch aus dem groſsen, spiegelblanken Messingkessel in die vielen kleinen Gefäſse der Kunden verteilte; aber nach ein paar Tagen übernahm sie diese Arbeit selber und lernte auf diese Art auch die Kunden, meist klein-

bürgerliche Frauen, die sich ihre Milch selbst holten, kennen. Und nach einigen weiteren Tagen fand sie, dafs es sich mit der jungen Frau des Lokomotivführers nebenan ganz gut plaudern lasse, und dafs die Frau Bäckermeister Schuff eine gemütliche Alte sei, und die Frau Gerichtssekretär, ihrer Sprache und ihrem Benehmen nach zu schliefsen, von sehr guter Familie wäre. Vielleicht hätte sie sich mit der Zeit dem neuen Milieu ganz gut angepafst, wenn nicht die vielen Sorgen ums Auskommen da gewesen wären. Es stellte sich doch in Wirklichkeit vieles anders heraus, als Vater gedacht hatte. Die Milchwirtschaft rentierte sich durchaus nicht in dem Mafse, wie Vater angenommen hatte. Die Einnahmen setzten sich aus Groschen und Pfennigen zusammen, und die Ausgaben für das Winterkorn der Kühe und anderes erforderten verhältnismäfsig grofse Summen. Das, was für uns selber übrig blieb, reichte unter den allergröfsten Einschränkungen eben fürs nackte Leben. Auf dem Hof hatten die Eltern auch stets mit Sorgen zu kämpfen, aber es war doch etwas anderes gewesen als dieses schreckliche Rechnen mit Pfennigen; im Haushalt war alles im Überflufs vorhanden gewesen; hier, wo jede Kleinigkeit bar gekauft werden mufste, haperte es an allen Enden. . . . Und das drückte Mutter nieder, das machte sie unlustig, so dafs sie schliefslich gar keinen rechten Lebensmut mehr hatte. Ihre blühenden, blafsroten Wangen bleichten und fielen zusammen, ihre hellen Augen wurden trübe, und selbst ihr glänzendes, tiefschwarzes Kraushaar hing allmählich stumpf und schlaff um ihre Schläfen. Sie hatte für nichts mehr richtiges Interesse — selbst für mich kaum noch.

Und doch litt Vater wohl noch mehr unter dem Umschwung der Dinge als sie, obgleich man es ihm äufserlich nicht so anmerkte, obgleich er nie klagte und für

Mutters Jammer immer noch beschwichtigende und tröstende Worte hatte. Aber er war im ganzen Wesen so furchtbar gealtert, sein blondes Haar war über Nacht grau geworden, und dann war er so merkwürdig still und in sich gekehrt, so dafs wir oft lange zu ihm sprachen, ehe er überhaupt hörte.

Er hatte keinen Knecht angenommen und schaffte alle Arbeit, auch die gröbste, allein. Die Arbeit und die trüben Gedanken machten ihn wortkarg. Wir konnten uns nicht über Unfreundlichkeit von ihm beklagen, aber in sein Gesicht kam nichtsdestoweniger ein strenger Zug, der einen fast finsteren Ausdruck hineinlegte.

Des Abends nach dem Essen kamen oft ein paar Nachbarn zu einem gemütlichen Feierabendschnack hinüber. Der dicke Bäckermeister und Stadtverordnete Schuff, der ehemalige Kapitän Harksen, den die Jahre und die Gicht an Land geworfen hatten, und der alte pensionierte Schulmeister Willibald. Alle drei brachten lange Pfeifen mit und qualmten, dafs man, wie Mutter konstatierte, die Luft im Zimmer, wie den Londoner Nebel, hätte in Streifen schneiden und zum Trocknen aufhängen können — nur dafs in diesem Falle eine vorhergehende Wäsche mit Seife und Soda angebracht gewesen wäre.

Die Männer sprachen über Stadtneuigkeiten, persönliche Angelegenheiten und über Politik, wobei Bäckermeister Schuff das reaktionäre Element und Kapitän Harksen die Opposition vertrat, während Willibald sich neutral verhielt und mit klugen, wohl durchdachten Bemerkungen zwischen den hitzig aufeinander platzenden Parteien zu vermitteln suchte. Vater sprach wenig, man merkte, seine Gedanken weilten wo anders, vielleicht in dem grünen Land, das sein eigen gewesen, vielleicht auch wo anders, in ferneren Regionen.

Wir waren wohl etwa vier Wochen oder etwas länger in T . . ., da trat eines Tages um die Dämmerung ein Schatten in unsere Wohnstube.

Ich sage mit Absicht: Ein Schatten — denn erstens sah ich im Augenblick nichts als einen riesigen Schatten, der quer über den Reflex des Ofenfeuers fiel und die kleine Stube ganz zu erfüllen schien, und zweitens ist der Mann wirklich in unserem Leben ein Schatten gewesen, in dessen Dunkel das letzte bifschen Lebensmut und Lebensfreude eingingen.

Ich war allein und safs am Fenster und lernte bei dem letzten schwachen Schimmer des Tageslichts aus dem »Dichterwald« ein Poem auswendig. Das Anklopfen hatte ich überhört und schrak heftig zusammen, als eine wunderlich ölige Stimme »guten Abend« sagte und sich nach Herrn Ibsen erkundigte.

»Ich möchte Herrn Ibsen sprechen. Wollen Sie ihn rufen, liebes Kind? Sagen Sie, Propst Sommer ist da und bittet Herrn Ibsen um eine Unterredung.«

Vater war im Stall bei dem Vieh beschäftigt. Als er hörte, wer da war, kam er sogleich und ging nach vorne. Mutter stand in der Küche am Feuerherd.

»Wer ist da?« fragte sie gleichgültig.

»Propst Sommer.«

»Propst Sommer — der fehlt noch gerade,« sagte sie brummend.

Als eine halbe Stunde verstrichen war, ging ich in die Stube, um mein Buch zu holen, und fand die beiden Männer in eifrigem Gespräch. Der Propst hatte sich etwas vornüber gebeugt; auf seinem gelben Jesuitengesicht lag eine hektische Röte, und seine Augen funkelten vor Fanatismus — — —

»— — jawohl — die Hand des Herrn ruhte schwer auf Ihrem Hause, Herr Ibsen, aber Sie müssen bedenken,

dafs Gott die Seinen oft auf wunderbaren Wegen zum Ziele führt . . . Kommen Sie zu uns! Bei uns werden Sie Frieden und Trost finden. Jeden Montag, Mittwoch und Sonnabend versammelt sich eine Anzahl ernster, christlicher Männer zu einer Andacht mit anschliefsender Diskussion in meinem Hause — — kommen Sie . . . Sie sind uns willkommen — Sie werden bei uns Leidensgenossen finden, Männer, die auch viel durchgemacht haben, und die in schweren Kreuzgängen erst die Krone des Glaubens errangen. Solch ein Zusammenschlufs stärkt und stählt und tröstet, Herr Ibsen.« —

Vater nickte. »Ich bin mein Leben lang eigentlich kein Kopfhänger und Kirchenläufer gewesen, Herr Propst, aber was Sie da sagen, mag seine Richtigkeit haben. Ich hab' mir in letzter Zeit auch allerhand Gedanken gemacht.« — —

»Ich kann Ihnen nur sagen: Kommen Sie zu uns.« — — —

Ich schlüpfte hinaus und berichtete Mutter, was ich gehört hatte.

»Ja, das fehlt noch, dafs uns die Hilligen jetzt auf die Tür rücken,« rief Mutter. »Vater neigt ohnehin dazu — — Gott, was hat man für 'n Kreuz.«

Beim Abendessen fragte sie Vater, was der Propst von ihm gewollt hätte.

»Er lud mich ein zu einer Bibelsstunde . . .«

»Du gehst aber doch nicht hin?«

»Warum nicht, Mine? Man hört nichts Schlechtes da.«

»Ich kann die Pfaffen nicht leiden,« sagte Mutter heftig; »die Seeleute haben die Überzeugung, dafs sie schwere See bekommen, sobald sie einen Pfaffen an Bord nehmen, und ich glaube, dafs über dem Hause, in dem die Pfaffen ein und aus laufen, auch ein Wetter steht. Die Hilligen sind alle schlecht; sie sind alle Heuchler . . .«

»Nicht alle, Mine! Es gibt auch noch Christen, denen es ernst mit ihrem Glauben ist und die danach leben.« — —

»Ja, und das sind dann die Dummen, die von den Schlauen in der Gesellschaft ausgenutzt werden.«

»Das Unglück hat dich ungerecht gemacht, Mine,« sagte Vater bekümmert. »Du bist doch auch gern in die Kirche gegangen und hast Pastor Willers immer freundlich aufgenommen.«

»Das war ganz was anderes. Zur Kirche gehe ich noch, und an meinen Herrgott glaube ich auch, der hat mit der schwarzen Gesellschaft überhaupt nichts zu tun. Und wenn Pastor Willers uns besuchte, kam er wie ein Mensch zu Menschen und nicht mit Salbadereien.«

Vater schwieg. An dem Abend wurde überhaupt nichts mehr gesprochen.

Aber am Montag ging Vater wirklich in die Bibelstunde, trotzdem Mutter ihm vorher eine kleine Szene machte.

Es war das erstemal, dafs ich eine wirkliche Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern hörte. Das bedrückte mein ohnehin etwas deprimiertes Gemüt noch mehr; denn ich hatte ein heimliches, wildes Heimweh nach unserem alten Hause, nach den Getreuen, nach meinen Hunden, nach den Kameraden, nach allen. In der Schule ging es mir auch nicht glänzend: ich war meinem Alter nach in die erste Klasse von Fräulein Lundbergs höherer Töchterschule aufgenommen, und es zeigte sich, dafs ich meinen Kenntnissen nach zur Not für die zweite Klasse reif war. Zurückversetzen wollte ich mich nicht gerne lassen, aber obgleich ich mich tüchtig ins Zeug legte und es an Fleifs und Aufmerksamkeit gewifs nicht fehlen liefs, konnte ich doch mit den anderen nicht Schritt halten. Freundinnen hatte ich

mir bislang noch nicht erworben; die einzige, auf die ich mich gefreut hatte, Thymian Gotteball, war kurz vorher, irgend eines Vorkommnisses wegen, ausgetreten und in ihre Vaterstadt zurückgekehrt. Sie hatte mir einmal geschrieben, aber da ich zu schreibfaul war, um zu antworten, kam die Korrespondenz nicht in Fluſs. Wenn uns der Zufall nicht nach Jahren wieder zusammengeführt hätte, würden wir einander wohl nie wieder gesehen haben.

An diesem ersten Montagabend, wo Vater in die Bibelstunde ging, hatte ich einen Aufsatz über die Punischen Kriege zu machen, mit dem ich gar nicht fertig werden konnte. Um halb neun kam Nachbar Willibald mit seiner Pfeife hinüber und setzte sich auf seinen Stammplatz am Ofen, und Mutter fing nach einer Weile an, sich ihren Unmut vom Herzen zu reden. Der alte Exschulmeister hatte etwas so Vertrauenerweckendes, daſs man ihm gegenüber kein Blatt vor den Mund zu nehmen brauchte.

Er nickte. »Ja, ja, Frau Nachbarin, ich müſste lügen, wenn ich sagen wollte, ich dächte anders als Sie über die Mucker und Schwarzen, aber Sie sollten sich deswegen nicht beunruhigen. Einem gesunden Mann, wie Nachbar Ibsen, werden schon von selber bald die Augen aufgehen.«

»Leider ist mein Mann kein gesunder Mensch,« sagte Mutter. »Sein Gemüt ist krank. Er ist wie ein Baum, den man aus seinem richtigen Standort herausgerissen und in Sand eingeschlagen hat, und der so allmählich eingeht . . . .«

Sie seufzte tief, und ich seufzte noch tiefer.

Durch zwei Punische Kriege hatte ich mich glücklich durchgearbeitet, aber bei dem dritten streikte mein Gedächtnis; ich kam mir wie blödsinnig vor. Namen und Zahlen schwirrten mir wie Käfer im Kopf herum;

es war mir nicht möglich, die Berichterstattung über den dritten Punischen Krieg auch nur halbwegs verständig zu Papier zu bringen.

»Ich werde noch verrückt,« sagte ich verzweifelt. »Wer eroberte Karthago im dritten Punischen Krieg? Wie lange dauerte der letzte Punische Krieg? Morgen fliege ich totsicher in die zweite Klasse zurück . . . Ich weiſs nichts — nichts mehr —«

»Der letzte Punische Krieg dauerte von 143—146 vor Christi und endigte mit Cornelius Scipios Sieg über Karthago,« ertönte eine rettende Stimme aus der Ofenecke.

»Es ist wirklich schlimm, daſs Dida gar keine Hilfe bei den Schularbeiten hat, sie ist noch weit zurück,« sagte Mutter. »Die Nachhilfestunden sind so teuer —«

»Wenn du Lust hast, kannst du jeden Nachmittag mit deinen Schularbeiten zu mir kommen und sie unter meiner Aufsicht machen, Dida,« sagte Willibald freundlich; »mir wird manchmal die Zeit lang. Es würde mir Freude machen —«

Das lieſs ich mir nicht zweimal sagen. —

Am nächsten Nachmittag wanderte ich mit meinen Büchern über die Straſse zu unserem alten Freund. Er hatte ein eigenes kleines Haus, das er allein bewohnte. Eine Aufwärterin besorgte vormittags die groben häuslichen Arbeiten, alles andere machte er selber, und es sah so piksauber und akkurat bei ihm aus, wie in einer Altjungfernwohnung. Er war nie verheiratet gewesen. Allerhand kleine Liebhabereien, Blumenpflege, Vogelhecken und Briefmarkensammlung vertrieben ihm die Zeit. Auſserdem malte er etwas. In jener Zeit grassierte in unserer Schule die Sucht des Tagebuchschreibens. Mutter schenkte mir auf meinen Wunsch auch ein solches verschlieſsbares Buch zu Weihnachten. Es liegt in diesem

Augenblick vor mir, und ich glaube, ich kann meine Aufzeichnungen nicht besser ergänzen, als wenn ich die Originaleintragungen aus der Zeit hier einschiebe.

Die ersten zehn Seiten erhalten ein Resumée alles dessen, was ich bis jetzt niederschrieb, und geben dann weiter die inneren und äußeren Erlebnisse meiner damaligen Zeit wieder.

* * *

28. Januar 1888.

— — Gestern war ich mit Onkel Willibald drei Stunden spazieren. Es hatte tüchtig geschneit, und es war eine ganz weiße Welt. Die Bäume waren wie weiße Gedichte, und die Häuser hatten etwas Märchenhaftes in ihrem sammetigen Schneepelz und mit den Kristallen an den überhängenden Dächern. Wir waren weit hinaus nach Milms gewandert. Es geht sich so schön mit Onkel. Auf dem ganzen Wege geht keine Sekunde das Gespräch aus. Ich komme mir oft ganz treulos vor, daß ich jetzt so wenig an Helga denke. Alles, was Onkel sagt, klingt so mild, so versöhnend und gut. Er spricht nie von bösen Menschen, immer nur von unglücklichen. Glückliche Menschen sind nie böse, sagt er. Schafft glückliche Menschen, dann gibt es keine Verbrechen mehr. Er hat recht. Wir kamen bei der Hohl am Bahnübergang vorbei, und Onkel blieb eine Weile stehen und sprach mit dem Bahnwärter, der nur einen Arm hat und diesen in einer Binde trägt.

»Das ist ein Krieger von 1870,« sagte Onkel, als wir weitergingen. »Er hat einen Arm im Feldzug verloren, und nun ist ihm die gesunde Hand erfroren. Der arme Teufel hat seine Schwiegertochter mit drei kleinen Kindern auf den Hals, seitdem sein Sohn diesen Herbst an der Schwindsucht starb; und die junge Frau ist auch krank. Da ist Schmalhans Küchenmeister ...«

»Ja, gibt ihm der Staat denn nichts für seinen verlorenen Arm?« sagte ich.

»Ei wohl, dafür hat er doch die Anstellung von der Königlichen Staatsbahn als Wärter ...«

»Wenn er nun aber dabei hungern mufs?«

»Das ist nicht die Sache des Staates, sondern Privatangelegenheit,« sagte Onkel.

»Ich will ihm mein Vesperbrot geben, da ist Zunge drauf,« sagte ich.

»Tu' das, Dida,« sagte Onkel. Und ich kehrte um und gab dem alten Mann das Paketchen.

Onkel Willibald ist zu gut, und ich bin ihm so dankbar, denn mir scheint, ich habe in den paar Wochen mehr bei ihm gelernt, als in all den Jahren bei dem dämlichen Kandidaten. Ich sagte, wie wir weitergingen, mich dünkte, er hätte sein Amt noch viel zu früh an den Nagel gehängt. »Ja, das sagst du, Dida,« erwiderte er. »Ich bin auch mit Leib und Seele Lehrer gewesen, ich liebte mein Amt und hätte es vielleicht noch heute. Aber ich bin gegangen w o r d e n.«

»Wieso?« fragte ich.

»Ja, das kam folgendermafsen: Du weifst, ich bin ein guter Patriot, und ich hege für den Kaiser als den höchstangestellten und höchstbesoldeten Beamten des Staates die höchste Achtung und Ehrerbietung; dagegen habe ich es nie fertig gebracht, in diesen hohen Herrschaften etwas Majestätisches zu sehen. Gott ist Majestät. Der Gedanke des Grofsen, Schönen, Wahren, Unendlichen ist Majestät, aber kein Mensch. Stell' dir doch einen armen König oder eine Königin vor, die durch Krankheit hilflos an das Bett oder den Rollstuhl gefesselt sind und sich jede kleine Hantierung von anderen Leuten machen lassen müssen; stell' dir sie in ihren Särgen vor, wie ihre Mumien wie Pergament zusammen-

schrumpfen — — wo ist die Majestät? frage ich. Sind es nicht zwei stolze Titel: Herr Kaiser und Frau Kaiserin? Mufs noch die Majestät daran hängen? Nun schau — wenn ich mit meinen Kindern Kaisers Geburtstag feierte, da habe ich sie patriotische Lieder singen lassen, und habe ihnen aus den stolzen Kapiteln unserer vaterländischen Geschichte vorgelesen und ihnen erzählt, dafs der Kaiser und die Kaiserin brave Menschen sind und das Bestreben haben, nur das Beste zu wollen und zu tun. Ist das nicht das Höchste, was man von einem sterblichen Menschen sagen kann? Gibt es ein gröfseres Lob? Nie habe ich mich aber dazu verstanden, die Kinder speichelleckerische Gedichte mit öden Lobhudeleien, wo die kaiserliche Familie den Vergleich mit Sonne, Mond und Sterne herhalten mufs, die mir wie Hohn vorkommen, deklamieren und singen zu lassen. Das mifsfiel nun meinen hohen Vorgesetzten, und eines Tages erhielt ich direkten Befehl, den Kindern ein bestimmtes Lied zu Kaisers Geburtstag einzuüben. Es begann mit einer Lobeshymne auf den Kaiser, kam dann zur Kaiserin:

> Die Kaiserin, sie ist fürwahr die Mutter in dem Land,
> Sie reichet Trost und Hülfe dar dem Volk mit eig'ner Hand.
> Wo Not und Tod sich Bahnen bricht, da rettet sie und wanket nicht.
> Die Kaiserin lebe hoch — —.

Belobhudelte dann den Kronprinzen, den Prinz Friedrich Karl und hielt sich so dran in fünf Versen. Da sag' ich: ‚Nein. Das tu' ich nicht. Ich bin hier, um den Kindern Lauterkeit und Wahrheit in die jungen Herzen zu pflanzen, und nicht, um ihnen falsche Begriffe einzuimpfen und sie Katzbuckeln und Speichellecken zu lehren. Ein Kind ist ein Mensch, ein unvollendeter, aber

— ein Mensch, kein Ding — —.‘ Sprach’s und hab’s nicht getan — und da — — na, da ist eben ein Disziplinarverfahren gegen mich eingeleitet worden, und da haben sie mich geschafst — — weil ich mich nicht zur Jugenderziehung qualifiziere — — — hm ja — — habe ja ein kleines eigenes Vermögen und kann ohne dem fertig werden, aber — zu dir gesagt, Dida — weh getan hat’s doch. Ich hatte die Kinder gar so lieb — —.«

Wie er das gesagt hatte, rieb Onkel sich die Augen und dann die Hände und sagte mit einem Male: »Jetzt wollen wir aber mal schneeballen, Dida ...«

Und da haben wir uns geschneeballt, dafs die Lappen flogen und der Schnee uns wie ’ne Ladung Puderzucker über die Köpfe sauste, und einmal bin ich ausgerutscht und lang hingefallen, und sah aus wie ein Wattemännchen — Onkel sagte, wie ein gezuckerter Christstollen — — und ich habe gelacht —. Und Onkel sagte: »Heute bist du mal wieder ein richtiges Kind mit deinen glänzenden Augen und rosenroten Backen, Dida —.«

»Bin ich das nicht immer?« sagte ich lachend.

»Nein,« sagte er nachdenklich. »Als du diesen Herbst kamst, war etwas so Versonnenes in deinen Augen — etwas, das noch nicht in den Augen eines so jungen Wesens wie du sein soll. Wenn man so jung ist wie du, müssen die Augen klar wie Kristall sein, dafs man wie durch einen Spiegel tief in den Grund der Seele sehen kann, und unten mufs man nur Blumen und Muscheln sehen, und in den Muscheln müssen Perlen schlafen ...« Er schüttelte sanft den Schnee aus meinen Locken. »Bleib’ noch lange ein Kind, Dida — es ist die schönste Zeit im Leben.«

* * *

13. Februar.

Ich bin viel mehr drüben als zu Hause. Eigentlich immer, mit Ausnahme der Schulstunden und der Mittagsmahlzeiten, denn abends esse ich auch oft mit Onkel. Ich glaube, zu Hause achten sie kaum darauf, ob ich da oder fort bin. Es ist gar nicht mehr nett bei uns.

Manchmal ist es mir, als ob ich träumte und auf einmal wieder auf unserem Hof aufwachen müsse, und dann alles wieder wie einst ist. Ich kann es gar nicht fassen, daſs die Verhältnisse und die Menschen sich in so kurzer Zeit derartig ändern können. Wenn wir auch viel Schulden hatten, wir untereinander waren doch immer zufrieden und lieb miteinander. Vater las Mutter ihre Wünsche von den Augen ab, und was Vater wollte, das wollte Mutter auch.

Manchmal sehe ich die Eltern an und meine, es sind gar nicht mehr dieselben wie früher. Wo ist Mutters glattes, heiteres Gesicht, wo ist Vaters freundlicher Ernst geblieben?! Mutter ist immer verdrieſslich und miſsgestimmt. Sie hat keine Lust mehr, sich ordentlich anzuziehen. Vater wird jeden Tag schweigsamer. Er geht Sonntags zweimal zur Kirche und dreimal die Woche zur Bibelstunde. Er liest viel in Predigtbüchern, und an den Abenden, wo er nicht bei Propst Sommer ist, kommen die »Hilligen«, wie Mutter sie nennt, zu uns. Mutter läſst sich dann nicht blicken, und Bäcker Schuff und Kapitän Harksen und Onkel Willibald sind auch weggeblieben seitdem. Ich muſs sagen, ich kann die Leute auch nicht besonders gut verknusen, obgleich sie mir nichts getan haben. Eine lange Zeit verdachte ich es Mutter, daſs sie immer so an Vater herumstichelt. Immer die häſslichen, scharfen Bemerkungen und Ausfälle, ohne daſs Vater ihr dazu Veranlassung gibt, denn er ist immer ruhig; nur um seine Augen zuckt es bisweilen, und wenn

das Sticheln nicht aufhört, steht er auf und geht hinaus. Ich meine, Vater kann doch machen, was er will, und wenn ihm das Frommsein Befriedigung gewährt, hat ihm doch niemand das zu verbieten und zu verweisen. Wirklich, ich stand bisher ganz auf Vaters Seite.

Neulich Abend zählte Mutter die Tageseinnahme, fünf Mark dreifsig Pfennig in lauter Groschen, und plötzlich fängt ihre Hand an zu zittern, und auf einmal nimmt sie das Geld und schleudert es mit voller Wucht in die Stube, dafs die Groschen nach allen Seiten unter die Möbel kollerten, und schlägt die Hände vors Gesicht und stöhnt laut auf.

»Was für ein Leben! Was für ein Leben! Ich wollte, ich wäre von der Welt. Wenn ich das so bedenke, hat Levka Kornils das beste Teil erwählt damals ... Ein Ruck und weg — —.«

Ich erschrak so, dafs mir das Brot aus der Hand fiel, und es ging mir wie ein Messerstich durchs Herz.

»Mine, Mine!« sagte Vater. »Du lästerst Gott —.«

»Gott?!« rief Mutter. »Geh' mir ab mit Gott! Ich will nichts mehr von ihm wissen. Heifst es nicht, Gott ist gerecht? Jawohl — wo ist Gerechtigkeit? Was haben wir getan, dafs es gerade uns so schlecht gehen mufs? Da sitzen sie zu Dutzenden auf ihren Höfen, und schlemmen und saufen und prassen und spielen und schinden ihre Leute und faulenzen sich durch ihre Tage, und denen wird vom lieben Gott kein Haar gekrümmt. Wir sind fleifsig und sparsam gewesen, haben solide gelebt, unser Gesinde gut behandelt und uns nichts zuschulden kommen lassen, und auf uns schlägt alles ein — —. Wahrhaftig, wenn es denn niemals besser wird, ist es schon das Beste, man schafft sich aus dieser elenden Welt.«

Sie schluchzte leise vor sich hin und ging hinaus. Vater sah traurig vor sich nieder, seine Augen waren

auch nafs, und ich strich ihm über sein weiches, graues Haar und drückte mein Gesicht gegen seine Wange.

»Dida, mein liebes Kind — geh' du wenigstens mit mir!« sagte er leise.

»Wohin?« fragte ich.

»Zum lieben Gott!« — sagte Vater.

Ich weifs nicht, warum mich plötzlich so fröstelte. Nach einem Weilchen stand ich auf und ging zu Mutter. Sie safs in der Küche am kalten Herd und war so weifs wie die getünchte Wand. Und mit einem Male tat sie mir so furchtbar leid, mein Herz wurde grofs und weich vor Mitleid und Liebe zu der kleinen, lieben, blassen Mutti, und ich kniete neben ihr nieder und steckte den Kopf in ihren Schofs, und ich wollte ihr viel sagen, aber, weifs der Himmel, wie es zugeht, mir ist jetzt immer zu Hause der Mund wie zugepappt. Onkel Willibald kann ich alles fragen und sagen. Ich konnte nur stammeln.

»Du mufst nicht wieder so etwas sagen, Muttichen. Es tut uns weh. Vater ist doch gut. Und die Hilligen nehmen ihn uns doch nicht weg.« —

»Ja wohl nehmen sie ihn uns weg,« sagte Mutti mit zuckenden Lippen. »Du wirst schon sehen. Halb haben sie ihn uns schon genommen. Dieser Propst Sommer ist ja in der ganzen Stadt verhafst, und die schwarze Bibelgesellschaft, die er sich zusammentrommelt, sind alles fragwürdige Existenzen. Hast du denn keine Augen im Kopf, dafs Vater nur noch wie 'n Stück Holz bei uns am Tische sitzt? Seine ganze Seele und sein ganzes Leben sind in der Bibel. Neulich hörte ich mit eigenen Ohren, wie der gelbe Filou, der Propst, leise zu Vater sagte, er täte es tief beklagen, dafs ein so religiöser Mann wie Vater leider eine so irreligiöse Lebens-

gefährtin habe, und ob es nicht möglich sei, mich auch auf den Weg des Heils zu führen — —. Na, mir sollen sie kommen, die Augenverdreher.« —

Wie ich Mutter so hörte, kam plötzlich ein heftiger Groll gegen den gelben Propst und seinen Anhang über mich. Und das hat sich seitdem noch nicht wieder verloren.

Zuweilen dünkt mich, ich wäre auch gar nicht mehr dieselbe Diden Ibsen, die vor ein paar Monaten noch mit ihren Hunden in Eiderstedt umherraste. Damals war alles blauer Himmel über mir, und jetzt ist alles grau in grau. Ich denke manchmal: Sieht das Leben so aus, dann ist es wahrhaftig nicht der Mühe wert, damit anzufangen, und dann habe ich solche Angst vor dem Leben.

Wenn es so ungemütlich bei uns ist, nehme ich Dina unter den Arm und laufe herüber zu Onkel Willibald. Gleich wenn man die Tür aufmacht, schlägt einem dann die mollige Wärme entgegen. Im Ofen brennt das helle Feuer, und auf den Fensterbrettern stehen die vielen Hyazinthen und erfüllen die Stube mit ihrem starken Duft, und in der Röhre ist meist eine Platte mit gebratenen Äpfeln. Dann ruft Onkel: »Sieh', da kommen die Dida und die Dina« — und die Vögel spektakeln, und alles ist freundlich und fröhlich und friedlich.

Gestern bin ich in der Schule drei nach oben gekommen. Bei Onkel fange ich jetzt an zu zeichnen. Ich habe Talent, sagt Onkel, und man kann nicht wissen, ob nicht noch mal eine Künstlerin aus mir werde. Jedenfalls macht es mir viel Vergnügen.

* * *

Hamburg, den 27. April 1883.

Geliebte Maus!

Warum läſst Du denn gar nichts mehr von Dir hören, kleiner Faulsack? Was ist denn, bist Du krank, machst Du dumme Streiche oder hast Du mich ganz vergessen? Wie geht es Dir? Macht Dir die Schule noch so viel Beschwerden? Die ganze Lernerei ist Unsinn, man kann es später doch nicht gebrauchen; nur fremde Sprachen muſs man kennen. Das Übrige, was man an Bildung braucht, lernt man am besten aus Romanen, Zeitungen und Theater. Also horche, Dida. Ich war im März drei Wochen mit einer Freundin in Paris, es war entzückend, und das rosa Battistkleid, dem dieser Brief beiliegt, habe ich dort für Dich gekauft. Ich möchte zu Pfingsten gern wieder hinfahren, aber nun hat Tante Charlotte es sich in den Kopf gesetzt, gerade zu Pfingsten nach Dänemark zu reisen, um ihre verschiedenen Besitzungen dort mal zu inspizieren, und sie reist durchaus nicht gern allein. Ich habe ihr also vorgeschlagen, Dich mitzunehmen. Es ist um die Zeit Deiner Ferien, und auf eine Woche mehr oder weniger kommt es gewiſs nicht an. Nicht wahr, Du tust mir den Gefallen, es ist auch für Dich eine kleine Abwechslung. Wann besuchst Du mich in Hamburg? Ich würde mich ungemein freuen. Ich küsse Dich tausendmal, mein lieber, kleiner Schatz, und bleibe

Deine treue Freundin
Helga.

* * *

2. Mai.

Helga hat an mich geschrieben, ob ich mit Tante Charlotten in den Pfingstferien nach Dänemark fahren will. Warum nicht? Ich freue mich darauf. Eigentlich ist es sonderbar, daſs Helgas Bild in den paar Monaten

so sehr verblaſst ist. Als wir hierher kamen, schwärmte ich so für sie, sie stand wie 'n Gott bei mir auf einem Hausaltar.

Jeden Abend schlief ich mit meinen sehnsüchtigen Gedanken an sie ein, jetzt gar nicht mehr. Und wenn ich mich eines gewissen Vorfalles erinnere, schäme ich mich, und es ist mir, als ob meine ganze Erinnerung an unser altes Heim dadurch angeschmutzt würde.

Ich mache jetzt viele Fortschritte in der Schule und auch bei Onkel Willibald im Zeichnen. Onkel malt Blumen, Schmetterlinge, Landschaften, aber ich zeichne am liebsten Porträts. Vorigen Monat zeichnete ich unsere Klassenlehrerin, es war sehr ähnlich, und schenkte ihr das Bild, worüber sie sich freute.

Onkel und ich gehen oft spazieren. Bei uns ist es immer das alte Lied. Mutter hat erfahren, daſs Vater für einen von den Hilligen Kaution gesagt hat für dreitausend Mark, und darüber war sie auſser sich und bekam Weinkrämpfe. Vater sagt, Reinhold Männ ist ein reeller, ehrenhafter Mensch und ein gläubiger Christ, dem man vertrauen könnte, und es sei nicht mehr als Christenpflicht, dem Bruder zu helfen.

Vater hat ohne Mutters Wissen nach dem Doktor geschickt, weil Mutter immer Ohnmachtsanwandlungen hat, und der Doktor sagt, es ist eine Nervenzerrüttung. Er sah Vater in die Augen und fragte ihn, ob er sich gesund fühle. Vater erwiderte, er litte manchmal so an Kopfschmerzen, sonst fehle ihm nichts. Der Doktor sagte: »Sie müssen sich beide schonen und vor Gemütsbewegungen in acht nehmen; mich dünkt, Sie besonders, Herr Ibsen.« Vater will aber nichts davon wissen, daſs er krank ist.

Es ist ja kein Skandal bei uns im Hause, kein Streit, aber schon die Tatsache, daſs die Eltern sich nicht einig

sind und jeder einen anderen Weg geht, ist so unerquicklich. Ich fange auch an, die Frommen zu hassen weil sie uns Vater wirklich gestohlen haben; Mutter hat ganz recht, er ist nie mehr mit der Seele bei uns.

Ich mag deshalb auch gar nicht mehr zur Kirche gehen. Propst Sommer schimpft immer so schrecklich auf die Sünder. Ich glaube, die Atheisten haben recht, und es ist alles Quatsch. Ich denke oft in der Nacht an solche Dinge und kann dann nicht schlafen, denn wenn es keinen Gott gebe und kein Weiterleben nach dem Tode, wäre es doch auch schrecklich.

Onkel Willibald glaubt fest und sicher an den lieben Gott, als den grofsen Geist des Weltalls, und auch an Christus. Er sagt, das Evangelium ist wie ein prachtvoller Stoff, der vor uns ausgebreitet ist, und der zu einem Krönungsmantel für die ganze Menschheit reiche. Aber die Menschen wissen nichts anderes aus ihm zu machen, als dafs sie Filzpantoffeln, Krawatten, Dekorationsschälchen und Stöcke daraus fabrizieren. Sie drehen aus dem köstlichen Urstoff Pillen, an denen sich viele den Magen verderben und viele sich vergiften. Was lauter Heilung und Segen und Süfsigkeit werden sollte und könnte, wird in den harten, ungeschickten Menschenhänden zu Gift und Fluch und Galle.

Wenn ich Onkel Willibald zuhöre, wird es immer so friedlich in mir, und nichts von dem, was er spricht, ist langweilig. Er ist wahrhaft fromm. Ich habe ihn furchtbar lieb.

* * *

5. Juni.

Freitagabend von der dänischen Reise zurückgekehrt. Es war ganz interessant, wenn uns auch keine besonderen Abenteuer begegnet sind. Tante Charlotte schwätzt nur so fürchterlich viel, dafs einem zuletzt der

Kopf brummt; es geht wie ein Uhrwerk den ganzen Tag. Immer von Helga, wann sie aufsteht, wie sie sich anzieht, was sie sagt, was sie tut, von ihren Toiletten, ihrer Einrichtung, ihren vielen Verehrern. Mein Gott, schliesslich kriegt man das mal über, obgleich ich selber weiss, wie reizend Helga ist und wie man sich in sie verlieben kann. Trotzdem ich kein Dänisch verstehe, habe ich doch herausgefunden, dass man in Kopenhagen nicht allzuviel von Helga hält. Wir waren bei mehreren Bekannten von Tante, und jedesmal, wenn der Name Helga fiel, machten die Leute eine unwillige Geste und ein sehr ernstes Gesicht — mehrere Male kam es zu erregten Debatten. Tante sagt, es sind reiche, aber wenig gebildete Menschen, die Helgas Eigenart nicht begreifen können. Alles in allem sehnte ich mich nach einer vernünftigen Unterhaltung mit Onkel Willibald. Ich bin gewiss nicht neidisch, aber wenn ich das anhöre, was die reichen Leute für Geld verschwenden, — dass Helga von einem ihrer Verehrer oft für dreissig Mark Blumen am Tage — geschenkt bekommt und sich Hüte für hundert Mark kauft, und ich denke daran, wie Mutter jeden Groschen zehnmal umdrehen muss, ehe sie ihn ausgibt, meine ich, dass es doch sehr ungerecht in der Welt verteilt ist.

Tante Charlotte hat mir zu dem rosa Battistkleid von Helga einen rosa Hut gekauft. Ich finde mich sehr reizend darin. Aber schliesslich — weshalb? Für wen soll ich mich denn putzen?!

Ich habe manchmal solche Sehnsucht nach Glück.

Helga sagt, das Glück ist die Liebe. Dasselbe sagt Onkel Willibald auch. Helga meint die Liebe zu einem Mann, aber Onkel meint die Liebe zu den Armen, Unglücklichen, die barmherzige Menschenliebe. Ich glaube, er hat recht. Wenn ich dem alten Bahnwärter an der

Hohl was bringe, ist mir hernach immer leicht und froh ums Herz. Dennoch — ich weiſs nicht — —.

* * *

10. Juni.

Unser Garten schwimmt jetzt in Lilienduft. Besonders abends bei Mondschein ist es jetzt oft zauberisch schön darin. Gestern abend gingen Mutter und ich noch lange nach zehn Arm in Arm darin auf und ab. Vater war noch nicht vom Missionsfest in B. zurück. Mutter will, daſs ich zum Herbst eingesegnet werde, denn die Michaeliskonfirmation hält Pastor Rahm und die Osterkonfirmation Propst Sommer. Vater wollte erst nichts davon wissen, aber Mutter hat es durchgesetzt. Ich bin gestern für den Konfirmandenunterricht angemeldet worden.

Gestern abend sagte Mutter, ich müſste etwas lernen, damit ich später selbständig werde, denn sie könne es nicht ansehen, daſs meine Jugend in diesen Verhältnissen verkümmert. »Wenn ich dich nicht hätte, würfe ich alles zusammen und ginge meinen Weg,« sagte sie. »Ich bin jetzt sechsunddreiſsig Jahre alt und bin ein altes Weib. In dieser Stickluft geht einem alle Frische und alle Lebensfreude ein.«

»Ich möchte am liebsten nach Amerika gehen,« sagte ich.

»Wenn du einige Jahre älter bist, habe ich nichts dagegen,« sagte sie. »Der Mensch muſs sich etwas versuchen in der Welt. Vorher muſst du aber etwas lernen, denn ein Mensch, der nichts kann, ist auch in Amerika verraten und verkauft.« Nachher, wie wir in der Laube saſsen, weinte sie und sagte: »Wer mir das vor einem Jahre gesagt hätte, daſs ich mal den Gedanken, dich von mir zu geben, so ruhig erwägen könnte. Ich sehe

aber ein, dafs ich unrecht täte, wenn ich dich länger als nötig im Hause behielte.«

Die halbe Nacht habe ich spintisiert, was ich wohl werden kann. Malerin — aber das dauert zu lange, ehe man Geld verdient. Für den Lehrerinnenberuf habe ich nicht die nötige Geduld und bin auch nicht gescheit genug. Zur Putzmacherin und Schneiderin habe ich auch keine Lust. Ich mufs mich mal mit Onkel Willibald beraten.

* * *

30. Juni.

Sonntag besuchte Swen Meefs uns. Er frühstückte mit uns, und nachher ging Vater zur Kirche. Mutter sagte: »Nun, Swen? Was sagt er zu meinem Mann?« Swen schüttelte den Kopf. »Nicht wahr, er hat sich viel verändert? Letzte Woche ist uns wieder eine Kuh gestürzt. Mein Mann war zu einem Missionsfest — das dritte in diesem Monat — da war natürlich nicht gleich Hilfe bei der Hand. Das Tier war in Blut und hätte ganz gut durch einen rechtzeitigen Aderlafs gerettet werden können ... Na — mal wieder hundert Taler zum Teufel — — was schadet's! ... Jedes Missionsfest kostet auch zehn Mark Liebesopfer für die Heiden — alle werden mufs es ja doch ...«

Wenn Mutter in diesem Tone spricht, schneidet es mir allemal wie ein Messer durchs Herz; das ist das Furchtbarste, viel schrecklicher als wenn sie klagt oder schilt.

Swen Meefs rakte mit seinen arbeitskrummen Fingern die Krumen neben seinem Teller zusammen und nickte.

»Das ist allemal so, Frau Ibsen. Irgendwo schlägt das Unglück in die meisten Menschen ein. Dem einen pustet es den Lebensmut aus, dann greift er in seiner

Not zum Strick oder zum Revolver; dem anderen geht es in die Galle, und er wird ein verbitterter Mensch, der seinem Nächsten das Leben mit Quängeleien verekelt. Der dritte wird menschenscheu und sonderbar, und bei den vierten setzt sich die Verzweiflung in Frömmigkeit ein —.«

»Das bei meinem Mann ist keine Frömmigkeit mehr, das ist Fanatismus. Er ist manchmal ganz wirr im Kopf und antwortet, wenn ich ihn etwas frage, mit einem Bibelspruch. Das ist eine Krankheit, Swen.«

Krank ... ja, ich glaube, das ist die richtige Bezeichnung für Vater.

Swen mufste mir alles erzählen und wufste viel Neues. August Tönnis, der sonst einen Hauslehrer hatte, ist zu Ostern aufs Gymnasium nach Flensburg gekommen, und Lude Schnack ist zu einem Hamburger Restaurateur als Kellnerjunge in die Lehre gegeben. Ich wundere mich, dafs Lude mit seiner Grofsmäuligkeit sich dazu hergibt, anderen Leuten den »Pudel pafs auf« zu spielen.

Ich weifs noch immer nicht, was ich werden will. Das macht mir viel Sorge.

* * *

15. September.

Jetzt weifs ich's. Ich werde Schauspielerin.

Nämlich neben Onkel wohnt eine Wäscherin, und die hat eine Stube an eine Schauspielerin vermietet. Die arme Dame ist leidend und will sich hier erst eine Zeitlang erholen und ausruhen, bis ihr Mann, der Theaterdirektor ist, Ende Oktober mit seiner Gesellschaft hierher kommt. Ich machte ihre Bekanntschaft in Onkels Gärtchen überm Zaun. Überm Zaun habe ich schon viele Leute kennen gelernt. Onkel sagt, Güte und Freundlichkeit sind die Passepartouts zu den meisten Menschenherzen. Man soll es in allen Lebenslagen erst

damit versuchen. Und es ist wahrhaftig so. Unsere Nachbarinnen sind alle freundlich zu mir, weil ich freundlich zu ihnen bin; sogar die alte, krumme Nachtwächtersche, die in der ganzen Nachbarschaft als eine böse und geizige, alte Frau verschrieen ist und eigentlich auch so aussieht. Weil ich ihr aber immer freundlich zunicke, erwidert sie meinen Gruſs auch freundlich, und kürzlich gab sie mir ein paar Spalieräpfel und streichelte Dina, und erzählte mir, daſs sie zu Hause als Kind auch ein Hündchen gehabt hätte. Auch die Armenhausleute kennen mich alle, und wenn sie mich ankommen sehen, drängen sie sich alle wie die Tiere im Käfig hinter der Planke, denn ich bringe ihnen meist etwas, Pfeffernüsse oder Butterbrot oder auch nur Zucker. Mutter wundert sich oft, daſs die Zuckerbüchse jeden zweiten Tag leer ist, aber ich wage nicht, es ihr zu sagen, weil ich fürchte, daſs sie es mir verbietet. Ach, diese armen Menschen!

Frau Burkhardt, die Schauspielerin, lud mich ein, einmal bei ihr Kaffee zu trinken, und nachher lud ich sie wieder ein zu uns. Sie ist früher an einem groſsen Berliner Theater gewesen, und es ist entzückend, ihr zuzuhören, wenn sie erzählt, was für Triumphe sie dort gefeiert hat und wie es da zugeht. Ich denke es mir wunderbar, so jeden Abend ein anderes Leben zu leben und sich in eine neue Welt hinein zu versetzen, und wenn dann die Leute alle klatschen und man eine ganze Wagenladung Blumen bekommt, und die Musik, ach Gott und überhaupt — — —. Jetzt scheint es ihr ja nicht allzu brillant zu gehen, sonst würde sie gewiſs nicht die kleine Stube bei Frau Melzer gemietet haben.

Frau Burkhardt fragte mich mal, ob ich nicht auch Sinn fürs Theater habe, ich hätte die Erscheinung und auch das Gesicht für die Bühne. Was Talent anbelange, handele es sich nur darum, daſs der eine mehr Auf-

fassungsgabe habe und rascher lerne als der andere, alles andere sei Mumpitz. Sie hatte es kaum ausgesprochen, als ich ihr um den Hals fiel, denn ich empfand sofort, dafs das wirklich der einzig richtige Beruf für mich ist. Mutter wollte erst nichts davon wissen, aber Frau Burkhardt hat ihr alles vorgestellt, wie gut man in dem Beruf aufgehoben ist, und wie leicht und rasch man da vorankommt, und schliefslich sah Mutter es auch ein und sagte, es sei eigentlich auch ganz egal, auf welchem Wege der Mensch zu seinem Glück komme.

Frau Burkhardt hat schon angefangen, mich etwas zu unterrichten; zu Onkel Willibald darf ich nicht davon sprechen, was mir leid tut, denn ich mag eigentlich nicht gern Geheimnisse vor ihm haben. Aber Onkel ist eben ein alter Mann.

* * *

12. Oktober.

Einsegnung vorüber. Wir hatten den Tag viel Besuch von näheren Bekannten aus Eiderstedt. Ich war sehr gerührt und habe mir alles Gute für mein künftiges Leben vorgenommen. Ach ja, Vater hielt mir am Morgen eine lange Rede, aber mir war der Kopf so wirr, dafs ich nicht viel davon in mir aufnehme.

Onkel Willibalds wenige, schlichte Worte am Abend vor der Einsegnung sind dagegen in mir haften geblieben. Er sagte, ich solle in meinem ganzen Leben immer auf die Stimme des Gottes in meiner Brust hören und die Logik des Herzens immer den Kalkulationen des Verstandes voransetzen. Er schenkte mir Geroks Palmblätter, und vorn hat er als Widmung den Spruch eingeschrieben: Dein Lebelang habe Gott vor Augen und im Herzen und hüte Dich, dafs Du in keine Sünde willigst, noch tust wider Gottes Gebot.

Ich hätte, glaube ich, mehr von der Feier gehabt,

wenn mir nicht der Kopf so voll von meinem künftigen Beruf gewesen wäre. Frau Burkhardt gibt sich viele Mühe mit mir. Dienstag kommt ihre Gesellschaft, dann soll ich mal im Ensemble üben. Vielleicht, sagt sie, nimmt ihr Mann mich gleich in seine Gesellschaft auf, das ist billiger als wie eine Theaterschule, und die Praxis ist immer eine bessere Lehrmeisterin als die Theorie. Vater weiſs noch von nichts, er braucht es auch nicht zu wissen, er spricht ja doch tagsüber keine zehn Worte mit uns . . .

* * *

Hier brechen die Tagebucheintragungen ab, um erst nach längerer Zeit wieder anzusetzen. Wahrscheinlich hatte ich in den nächstfolgenden Monaten weder Zeit noch Gedanken zum Tagebucheln.

Direktor Burkhardt hatte, nachdem seine Frau mich ihm vorgestellt, eine längere Rücksprache mit Mutter. Ganz so licht und leicht, wie nach den Schilderungen seiner Frau, schien seiner Ansicht nach die Bühnenlaufbahn doch nicht. »Zu einer erfolgreichen dramatischen Ausbildung muſs der Betreffende über fünf Teile verfügen,« sagte er. »Über Anmut, Ausdauer, Zeit, Geld und Intelligenz. Das erste und die letzte dieser fünf, verehrte Frau, hat Ihr Fräulein Tochter ohne Zweifel. Wie es mit den anderen dreien steht, entzieht sich meiner Kenntnis.«

Mutter beruhigte den Gestrengen. Was Zeit und Geduld anbelange, so sei ich noch nicht fünfzehn Jahre und habe mein ganzes Leben also noch vor mir. Die Liebe zur Sache gebe auch Ausdauer. Und wenn die Sache nicht allzu kostspielig sei, werde sie es schon zwingen.

Auf dem Hofe hatten die sämtlichen Einnahmen aus Butter, Eier und Geflügel Mutter als »Tütengeld« ge-

hört; davon hatte sie in weiser Vorsicht immer etwas als Notgroschen für allerschlimmste Zeiten auf die Kante gelegt. Etwas über sechshundert Mark waren es immer.

Hundert Mark bekam Direktor Burkhardt als Anzahlung für seine Mühe.

Das Burkhardtsche Theaterensemble war eigentlich keine Schmierentruppe im gewöhnlichen Sinne. Mit Ausnahme der Frau Direktorin (die vermutlich in Berlin einmal Choristin an einem gröſseren Theater gewesen war), hatten doch wohl alle Mitglieder einigen Anspruch auf die Bezeichnung als Künstler. Alle hatten bessere Tage mit guten Engagements an angesehenen Bühnen hinter sich, und nur die Ungunst der Verhältnisse oder die Tatsache, daſs jüngere Kräfte sie aus ihren Positionen verdrängten, hatten sie bergab und unter Eduard Burkhardts direktoriale Fittiche getrieben. Denn das war das Manko der Burkhardtschen Gesellschaft: die jugendlichen Kräfte fehlten. Adele Burkhardt war mit ihren vierunddreiſsig Jahren das Nestküken des Ensembles und spielte die jüngsten Naiven. Die jugendliche Tragische hatte mehr als ein halbes Säkulum an ihrem lockenumwallten Haupt vorübergehen lassen, und die anderen Damen waren Matronen.

Direktor Burkhardt nahm die Sache mit meiner Ausbildung zur zweiten Sarah Bernhard ernst, das muſs ich ihm lassen. Ich wurde tüchtig herangeholt. Morgens gab er dramatische Lesestunden, mittags Unterricht in Mimik und Bewegung, und abends muſste ich meine praktische Ausbildung hinter den Kulissen dadurch fördern, daſs ich den Damen beim Schminken und Ankleiden zur Hand ging.

Ich stürzte mich mit der ganzen Begeisterung und dem Anpassungsvermögen meines backfischlichen Alters in die Mysterien meines künftigen Berufs, präparierte und

studierte stundenlang unmögliche Rollen und hielt meinen Kolleginnen in spe mit Wonne die Schminkbüchsen, und je öfter und vielfältiger der Ruf »Dida!« erklang, desto stolzer hob sich mein Selbstgefühl im Bewufstsein meiner Brauchbarkeit für die Welt der Kulissen.

Die Burkhardtsche Gesellschaft machte in T. verhältnismäfsig gute Geschäfte, und der Direktor beschlofs deshalb, den Winter über dazubleiben. Wenn Vater die Augen offen gehalten hätte, wäre ihm meine stundenlange Abwesenheit, auch abends, aufgefallen, aber er ging wie im Traum umher und hatte keine Ahnung, was sich hinter seinem Rücken zutrug.

Aber eines Nachmittags — Ende Januar — nahte das Verhängnis. Ich safs mit einem Band Shakespearescher Dramen an einem, Vater mit einem frommen Buch und seiner langen Pfeife am anderen Fenster. Da klopfte es, und herein trat im wehenden Schulterkragen, Stock und Schlapphut in der Hand, Herr Erich Siebenzeil, erster tragischer Held und Liebhaber des Burkhardtschen Kunstinstituts.

Mir wurde heifs und kalt. Vor Herzklopfen konnte ich den Mund nicht auftun; mein flehender Blick ging spurlos an Herrn Siebenzeil, der sich Vater mit einer Heldenspielerverbeugung vorstellte, vorüber.

»Ich bitte um eine vertrauliche Unterredung, Herr Ibsen — ach nein, so war's nicht gemeint — Fräulein Dida darf ruhig zuhören, denn was ich Ihnen zu sagen habe, hat keines Menschen Ohr zu scheuen —.«

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr — —.«

»Siebenzeil — Verehrtester — ist mein Name. Selbst auf die Gefahr hin, mich des Verdachtes der Zudringlichkeit auszusetzen, mufs ich mir das, was mir seit Wochen am Herzen liegt, heruntersprechen. Ich hoffe, Sie werden meine Absichten nicht mifsverstehen — —.«

»Bitte, bitte,« sagte Vater in Herrn Siebenzeils Kunstpause hinein. Ich hielt es unterdessen für geraten, mich eilends zu drücken. Hinter dem Vorhang, der den Alkoven vom Zimmer trennte, horchte ich, fast erstickt von Herzpochen, auf den Verlauf der Unterredung.

»Ihre Tochter, hochverehrter Herr Ibsen,« begann Siebenzeil, »hat die Absicht, sich der Bühne zu widmen. Und da Sie diesen Wunsch durch Ihre Genehmigung unterstützen, steht es mir nicht an, Fräulein Dida und Ihnen Ihre Entschlüsse durch Unkenrufe leid zu machen. Ich will Ihnen nicht sagen, wie schwer und dornenreich des Künstlers Wege zur Höhe sind, und in welche Kämpfe und Gefahren sich ein junges, unerfahrenes Mädchen auf dieser Laufbahn stürzt. Das müssen sie sich selber sagen. Aber es schneidet mir in die Seele, zu sehen, auf wie *falschem* Wege sich Ihr Kind zu dem erträumten Ziele befindet. Ihre Tochter, Herr Ibsen, ist jung, schön, anmutig, liebenswürdig, klug — — alles gute Geleitsbriefe für unsere Karriere, aber — Verehrtester — das alles zusammen macht den Kohl noch lange nicht fett. Noch lange nicht. Die Hauptsache ist Talent, und wenn das Talent da ist, die sorgfältige Schulung und Ausbildung des Talents. Was glauben Sie, haben Sie nach dieser Seite von unserem sonst höchst ehrenwerten Direktor Burkhardt zu erwarten? — was wird Fräulein Dida, wenn ihre ganze Ausbildung in diesen Händen bleibt? — — Unser Direktor in Ehren — aber es schneidet mir ins Herz, Verehrter — hier stehe ich und kann nicht anders — Es ist ein Jammer um das junge, liebliche Geschöpf —!! Da kann von keiner Ausbildung, sondern nur von einer Dressur die Rede sein. Was wird aus ihr? Eine armselige Dilettantin, ein Mädchen für alles, unserem Direktor eine billige Naive und Aushilfsstütze — dabei gehen die paar besten Jahre

hin, in denen gearbeitet und gelernt werden sollte — und der Rest ist — Schweigen — —«

Während dieser mit Bühnenpathos vorgetragenen Rede Siebenzeils hatte Vater verschiedene Einwürfe versucht, ohne damit durchzudringen.

»Meine Tochter Christine? Das ist ein Irrtum — ich weiſs von nichts,« hörte ich ihn sagen.

»Mine! Mine! Komm bitte mal rein —«

Ich warf mich aufs Sofa und steckte auf Vogelstrauſsmanier den Kopf ins Kissen und verstopfte mir die Ohren. Aber in dem Durcheinander der Stimmen hörte ich doch, wie Mutter ruhig und bestimmt erklärte, daſs ich mit ihrer Einwilligung vom Direktor Burkhardt für die Bühne ausgebildet werde. Ich hörte Siebenzeils hohe Stimme —: »Verehrte Frau — hier steht der Sohn einer Mutter.« »Daſs Sie nicht der Sohn Ihrer Tante sind, glaube ich Ihnen ohne Versicherung —« — »einer zärtlichen, aber blinden Mutter — auch mir ist mein Los nicht an der Wiege gesungen — mein Vater war Justizrat —.«

Ich hörte Herrn Siebenzeil die Tür zumachen und einen kurzen und heftigen Wortwechsel zwischen den Eltern. Dann wurde es plötzlich still.

Nach einer Weile kam Mutter zu mir und sagte, Vater sei weggegangen, wahrscheinlich, um sich Rat bei Propst Sommer zu holen. Sie war anscheinend ruhig und sprach mir auch Mut zu.

»Nichts wird so heiſs gegessen, wie es gekocht wird. Sei nur ruhig, Liebling —«

Vater blieb lange fort. Erst gegen acht Uhr kam er wieder und eröffnete uns, daſs ich in der nächsten Woche in ein Pastorat in den Vierlanden bei Hamburg in Pension komme. Der Pastor sei ein intimer Freund von Propst Sommer, und man halte dort immer drei oder

vier junge Mädchen in Pension; eigentlich nehme er sechshundert Mark von jeder, aber Propst Sommer zu Gefallen werde er für mich den Preis sicher gern auf die Hälfte ermäfsigen.

Mutter blieb sehr ruhig. »Schön,« sagte sie, »und wann soll die Reise losgehen? Ich mufs doch Didas Sachen in Ordnung machen.«

»Ich denke, nächste Woche. Bis dahin kommt mir Dida nicht aus dem Hause . . .« Er seufzte: »dafs Ihr mir das antun konntet —«

»Ich will an Tante Charlotte schreiben, dafs sie Dida in Hamburg vom Bahnhof holt und sie an Ort und Stelle bringt.«

Vater nickte; offenbar freute er sich, dafs die weitere Entwicklung der Dinge anscheinend ohne Differenzen vor sich ging.

Ich safs etwas bedribbelt am Tisch. Damals war es in den besseren Bürgerfamilien Mode, ihre Töchter nach der Konfirmation ein Jahr zum Haushaltlernen in ein Pastorat zu geben, und die Aussicht, in ein solches zu kommen, war keineswegs sehr deprimierend. Aber was sollte unter diesen Umständen aus meiner Kunst und meinem künftigen Beruf werden?

Als wir allein waren, sagte Mutter, sie werde Tante Charlotte bitten, mich vorläufig bei sich zu behalten. Auf keinen Fall gäbe sie es zu, dafs die schwarze Bande mich auch noch in die Finger bekomme. Wenn ich nur erst aus dem Hause sei, werde sie das Weitere schon übernehmen.

Mir war durchaus nicht wohl bei der Sache. Ich wagte es kaum, Vater anzusehen, und auch vor den Augen meines alten, braven Freundes über der Strafse hielt ich nicht stand. Ich hatte in meinem Leben kaum ein strenges Wort von Vater gehört, und doch fürchtete

ich ihn. Die beiden letzten Nächte vor der Abreise schloſs ich kein Auge, und im letzten Moment des Abschieds auf dem Bahnhofe, als ich Vater in das merkwürdig verfallene Gesicht und in seine guten, treuen, geröteten Augen sah, warf ich mich ihm an den Hals und küſste ihn unter Schluchzen, und es hing an einem Haar, daſs ich in der letzten Minute unser Vorhaben gestanden hatte. Mutter schob mich zuletzt ins Coupé, und dann setzte der Zug sich auch gleich in Bewegung. Die dumpfe Angst vor dem Kommenden lag mir steinschwer auf der Seele. Ich sah nicht rechts und links, mit geschlossenen Augen und bang pochendem Herzen drückte ich mich in die Ecke. Ich kam mir vor wie ein Sünder auf dem Weg zu einem Verbrechen.

* * *

Meine Angst schwand erst in Altona unter der herzlichen Begrüſsung von Tante Charlotte und Helga.

»Du kommst mir gerade gelegen, Dida,« sagte Helga. »Was bist du hübsch geworden, und so groſs —«

»Sagte ich es nicht?« fiel Tante Lotte strahlend ein. »Und ein so nettes, verständiges Mädchen. Hat sie sich nicht reizend entwickelt in den anderthalb Jahren?«

»Sie wird allerliebst, wenn wir sie erst richtig angezogen haben,« meinte Helga. —

Die Damen wohnten am Alsterdamm. Tante Charlotte hatte im ersten Stock eine Drei-Zimmer- und Helga im dritten Stock eine Vier-Zimmer-Wohnung. Ich wurde bei Helga einquartiert. Sie hatte eines ihrer koketten Räume für mich hergegeben. Hinter einem breiten japanischen Wandschirm stand das Bett; im übrigen war es ein allerliebstes Boudoir mit einer Überfülle von Teppichen, Vorhängen, Kissen und niedlichen Schnurrpfeifereien.

Helgas neu eingerichtete Wohnung war ein aparter und geschmackvoller Rahmen für ihre luxuriöse, persönliche Erscheinung.

Sie selbst war noch genau dieselbe, wie ich sie vor anderthalb Jahren kennen lernte, und wir waren erst wenige Stunden zusammen, als der alte Zauber ihrer Persönlichkeit in gewohnter Weise auf mich einwirkte. Wie ich am Abend meiner Ankunft durch die farbenfreudigen, von rot und gelb beschirmten Lampen freundlich erhellten, mit Weifsfliederduft diskret parfümierten Räume wanderte, atmete ich nach langer Zeit einmal wieder frei auf, als sei ein Druck von mir abgefallen. Ich fühlte mich so wohl in dieser parfümierten Atmosphäre, als ob ich sie von jeher geatmet und sie nur zwangsweise eine Zeitlang entbehrt hätte.

Die beiden Damen verhätschelten mich um die Wette.

»Wir wollen dich schon verbergen, dafs sie dich nicht finden, Dida,« sagte Tante Lotte wichtig; »du armes Kind!« Sie schüttelte, herzbrechend seufzend, den Kopf. Tante Charlotte liebte es, Romane mitzuerleben. Mit Wonne übernahm sie die Rolle eines schützenden Engels bei dem ihr anvertrauten, verfolgten Kinde.

Helga kleidete mich darauf wie eine Puppe aus und an, warf meine sämtlichen Sachen durcheinander, suchte und wühlte, und wenige Stücke fanden ihren Beifall. Es sei nichts Schickes darunter, behauptete sie, sie müsse mir manches kaufen. Dann gingen wir zu Gerlach und kauften Kleiderstoffe, in ein Wäschegeschäft, zu einer Modistin und zu einer Schneiderin. Helga wählte, ohne nach dem Preis zu fragen. Es fiel mir auf, dafs die Verkäufer in jedem Geschäft nach Abschlufs der Einkäufe die gleiche höfliche Frage stellten: »Es wird für Herrn Larstorff notiert, nicht wahr, gnädige Frau?

ufwora Helga mit einem nachlässigen »Na ja, gewifs« oder »Natürlich« antwortete.

»Wer ist denn Herr Larstörff eigentlich?« erkundigte ich mich.

»Ein Geschäftsfreund,« sagte Helga kurz; »er hilft mir mein Vermögen verwalten.«

»Ich fürchte, Vater wird das nicht alles bezahlen wollen — es sind zu teure Sachen,« sagte ich kleinlaut.

»Ganz sknuppe,« meinte Helga. Sie sprach noch immer sk statt sch . . . Sie hatte Zeit genug gehabt, sich bei ihrem tadellosen Deutsch auch diesen kleinen Ausspracheschnitzer abzugewöhnen, aber es klang nicht übel, und das wufste sie wohl. »Man mufs dich sehen lassen können. Ich habe etwas ganz Besonderes mit dir vor. Ich will dich glücklich machen.«

»Helga!« sagte ich. »Ich möchte doch Schauspielerin werden. Wenn du mir so viel Geld leihen willst, dafs ich mich ausbilden lassen kann, machst du mich glücklich.«

»Wir werden sehen,« sagte Helga.

* * *

14. Februar.

Gestern abend war ich mit Tante Charlotte und Helga in einer Gesellschaft bei Konsul Hansens. Frau Hansen ist eine Kopenhagerin und eine gute Bekannte von Tante Charlotte. Ich hatte mir solche Gesellschaft ganz anders vorgestellt. Es gab sehr viel zu essen und war sehr langweilig. Es gab Kaviar, Königinsuppe, Seezunge mit Hummersauce, Poularden, Schinken in Burgunder und Gott weifs was sonst, aber das Essen und der Wein waren auch alles. Bei Tisch tat kaum

jemand den Mund auf, und ein Herr neben mir schmatzte beim Essen so, dafs mir der Appetit schon beim ersten Gericht verging. Um zwölf Uhr standen wir vom Tisch auf, die Herren küfsten den Damen die Hand, und man wünschte sich gegenseitig gesegnete Mahlzeit, und dann setzte sich die Langeweile in dem Salon fort, wo die Herren in einer Ecke rauchten und die Damen in der anderen Ecke beim Mokka schläfrige Gespräche führten.

Helga blinzelte mich ab und zu spöttisch an, und nachher flüsterte sie mir ins Ohr: »Fein, was? Na, warte nur, bei mir ist's lustiger.«

Mir ist gar nicht behaglich zumute, obgleich Helga so nett zu mir ist und es mir vorzüglich hier gefällt. Ich mufs immer an zu Hause denken. Was Vater wohl sagt. Ich komme mir ganz schlecht vor. — — —

* * *

T., 14. Februar.

Mein liebes Kind!

Endlich komme ich dazu, Dir ein paar Zeilen zu schreiben. Bei uns ist es furchtbar, das Unglück verfolgt uns, und eins überstürzt das andere. In den Tagen nach Deiner Abreise war Vater in grofser Unruhe, wohl zehnmal lief er an die Tür, um nach dem Briefträger zu sehen, und dabei klagte er zwischendurch immer über schreckliche Kopfschmerzen. Am vierten Tage hatte er ohne mein Wissen an den Pastor telegraphiert, ob Du gut angekommen seist, und da kommt die Antwort zurück, dafs sie Dich vergeblich erwartet haben. Er sah ganz entgeistert aus, und da hielt ich den Zeitpunkt für gekommen, ihm die Wahrheit zu sagen; sagte, dafs Du bei Tante Charlotte bist und dort vorläufig bleiben wirst, weil ich es nicht zugebe, dafs Du in ein vom Propst

Sommer empfohlenes Pastorat kommst. Ich sagte: Dida solle ihre hellen Augen behalten, denn sie wird sie nötig haben im Leben, aber ich hatte noch nicht ausgesprochen, da fängt er an zu rasen, wie 'n Besessener, reifst alles, was auf dem Tische steht, durcheinander und schlägt wie wild die Hände überm Kopfe zusammen, und das ganze Gesicht ist wie mit einem roten Tuche bedeckt, sogar die Augen sind rot. — — Ich versichere Dir, in meinem Leben habe ich nicht solche Angst gehabt, wie in dem Augenblick. Nach einer Weile wurde er ruhiger und legte sich aufs Sofa und stöhnte nur, und dann fing er plötzlich an zu erbrechen. Ich schickte natürlich das Mädchen sofort zum Doktor, und wie der kam, sagte er gleich »o weh«. Also kurz: Vater hat eine schwere Gehirnentzündung, der Doktor sagt, das hat schon lange in ihm gesteckt. Ach, Dida, ich kann Dir nicht beschreiben, wie mir zumute ist. Es ist plötzlich, als wäre das letzte Jahr mit seinen Unzuträglichkeiten und Widerwärtigkeiten wie ausgelöscht, und ich denke nur immer, wie glücklich wir zusammen lebten, und wie lieb wir einander hatten, und wie gut Vater doch ist, und ich meine, ich hätte eine schwere Schuld gegen ihn auf der Seele. Wenn es wieder besser ist, dann soll alles anders werden, und selbst wenn er dann noch zu den Hilligen läuft, will ich tun, als merke ich es gar nicht und alles freundlich und geduldig hinnehmen, wie es kommt. Die Nachbarn stehen mir in dieser schweren Zeit treu zur Seite; gestern Nacht haben drei Männer bei Vater gewacht, und doch ist es ihnen kaum gelungen, ihn im Bett zu halten. Das Fieber steht noch auf 41 Grad, das Rasen und Phantasieren ist über alle Mafsen furchtbar anzuhören. Da in der Wirtschaft auch alles drunter und drüber geht, schrieb ich gestern Morgen an Swen Meefs, und heute kam das alte treue Blut schon an. Er

bleibt nun einstweilen hier, um nach dem Rechten zu sehen. Du, mein Liebling, bleibst am besten vorderhand, wo Du bist. Tante Charlotte schreibt gestern, dafs sie Dich furchtbar gern behalten, und dafs alle Leute Dich lieb gewinnen, was mich natürlich sehr freute. Du mufst Dich dann allmählich entschliefsen, wonach Du hinaus willst und etwas lernen. Mit dem Theater ist es wohl besser nichts. Wenn Du Geld brauchst, schreibe. In Eile Deine tiefbetrübte treue Mutter.

* * *

T., 28. Februar.

Meine liebe Dida! Du sollst nicht kommen. Ich wüfste gar nicht, was Du hier augenblicklich solltest. Helfen kannst Du doch nicht, und ich möchte Dir das Herzeleid der traurigen Tage hier ersparen. Was mir nächst der Sorge um Vaters Leben am meisten am Herzen liegt, das ist die Angst um Deine Zukunft. Manchmal wünsche ich, Du wärst ein Junge, dann würde sich alles viel leichter regeln. Was soll aus Dir werden, wenn Du hier bleibst?! Die groben Arbeiten der Magd kann und will ich Dir nicht zumuten, und die übrige Arbeit mufs ich selber tun; es ist die einzige Ablenkung für mich, und wenn ich sie nicht hätte, wäre ich schon lange verrückt geworden. Frau Matzen meinte, Du solltest in Hamburg die Gewerbeschule besuchen. Du mufst etwas lernen, was Dich später mal ganz selbständig macht. Du sollst hier nicht verkommen in diesen engen Verhältnissen, und Du sollst auch keinen Beruf ergreifen, der Dich von irgend jemand abhängig macht. Wir sind zu stolz, um uns vor jemand zu bücken; ich kann's selber auch nicht. Über Vaters Befinden schreibe ich Dir nach wie vor jeden Tag eine Karte. Bleibe ruhig, bis ich Dich rufe. Wenn Du erst wieder

zurückkommst, wissen wir nicht, ob wir Dich wieder hinauskriegen, und wenn Vater zur Besinnung kommt, möchte es ihn aufregen, wenn er Dich sieht. In Eile

Deine treue Mutter.

Nachschrift: Nachbar Willibald wundert sich, dafs Du noch gar nicht mal an ihn geschrieben hast. Du mufst es bald tun, Dida, da Du ihm doch manches verdankst.

* * *

T., 6. März.

Geliebtes Kind! Tante Charlotte hat ganz recht, dafs sie Dich mit Gewalt an der Abreise verhindert. Es hat gar keinen Zweck, dafs Du kommst. Glaube mir, dafs es mir in dieser schweren Zeit gewifs ein Trost wäre, Dich hier zu haben, aber es ist für uns alle und besonders für Dich entschieden das beste, dafs Du in Hamburg bleibst. Die letzten Nächte waren etwas ruhiger, hoffentlich wird sich doch noch alles zum besten wenden. Es tut mir leid, dafs es Dir bei Helga doch nicht ganz zu behagen scheint, da Du über die unruhige Geselligkeit klagst. Helga ist eben ein sehr lebenslustiges Frauchen; ihr Vater war ein leichtsinniger Tunichtgut und ihre Mutter eine Schauspielerin mit lockeren Grundsätzen, das Pärchen lebte zwei Jahre in dolce jubilo, verzehrte während der Zeit die Hälfte des grofsen Vermögens und starb kurz hintereinander, als Helga noch ein Baby war. Von den Eltern her steckt ihr ein bifschen Leichtsinn im Blute — na, und du lieber Gott, einer jungen, reichen, hübschen Frau kann man es eigentlich auch nicht verdenken, dafs sie ihr Leben ordentlich geniefst; man mufs über so etwas gerecht und nicht kleinlich denken. Die paar Jahre, wo man was vom Leben hat, sind bald hin. Du wirst dabei keinen Schaden nehmen, dafür bist Du Christian Ibsens und

meine Tochter. Ich würde Dir deshalb nie Moral predigen, da ich überzeugt bin, dafs Du von ganz allein weifst, was recht ist und was nicht.

Tausend Grüfse und Küsse.

Mutter.

* *
*

T., 10. März 1889.

Liebe Dida! Vielen Dank für Deinen lieben Brief, über dessen — lange erwartetes — Eintreffen ich mich herzlich freute. Noch gröfser wäre meine Freude gewesen, hätte ich aus Deinen Zeilen etwas mehr über Dein jetziges Leben, Deine Umgebung und vor allem über Dich selbst erfahren. Es ist etwas so Unruhvolles in dem Briefchen, was mir, ich weifs nicht warum, Sorge macht. Bei Euch im Hause ist es immer noch nicht gut, der Doktor weifs immer noch nicht, wie es mit der Krankheit hinaus will, manchmal meinen wir, es würde besser, und am Tage darauf tritt wieder eine Verschlimmerung ein. Deine arme Mutter hat es sehr schwer in dieser Zeit, und ich wünsche oft, dafs Du an ihrer Seite wärst, um ihr ein bifschen zu helfen und sie im Haushalt und in der Pflege etwas zu unterstützen. Ich hatte bestimmt erwartet, dafs Du gleich zurückkehren würdest, und es ist mir so, als müfsten es ganz besondere Einflüsse sein, die Dich abhalten, Deiner Kindespflicht in diesen schlimmen Tagen zu genügen. Ich kenne doch das weiche, warme, liebevolle Herzchen meiner Dida. — Seit drei Tagen schneit es hier wieder, wundervoller, weicher, samtglatter, silberschimmernder Märzschnee — weifst Du noch, wenn wir im vorigen Winter spazieren gingen nach Milms und uns schneeballten und Du dem Bahnwärter Deine Vesperbrote brachtest, und wie wir darüber sprachen, dafs man in jedem armen, hilfsbedürftigen Menschen eigentlich den

lieben Herrgott sehen müſste, der an unser Herz pocht und Einlaſs begehrt? Und alles war wie ein weiſses Märchen, weiſst Du das noch, Dida? Und wie wir beide darüber einig waren, daſs nichts in der Welt schöner ist als der reine, frostklare Schnee, und daſs jedes Menschenleben und Seele von rechtswegen auch so schimmernd rein sein müſste als der unbetretene Schnee. — — Wie Du noch meintest, der Vergleich sei nicht richtig, weil der Schnee so kalt und tot sei, und ich Dir erwiderte, daſs der Schnee sich nur kalt ansieht, aber in Wirklichkeit schirme und wärme und unter ihm der Frühling schlafe, weiſst Du noch, Diden?

Deine Mutter erzählte mir die Geschichte mit den Schauspielern, und es hat mich geschmerzt, daſs meine Dida so wenig Vertrauen zu ihrem alten Onkel Willibald hatte. Willst Du es nicht mal mit dem Zeichnen versuchen? Du hast eine so hübsche, originelle Auffassungsgabe, und wenn Du es nicht zur groſsen Künstlerin bringst, so kommst Du doch vielleicht so weit, für kunstgewerbliche Anstalten Muster zu entwerfen und damit Dein Auskommen zu finden. — Was meinst Du dazu? Schreibe mir bitte bald und ausführlicher wieder, oder komme noch besser bald zurück zu uns.

Dein treuer väterlicher Freund
Lorenz Willibald.

* * *

T., 21. März 1883.

Geliebtes Kind! Du sollst Dich nicht sorgen und aufregen. Der Doktor gibt uns jetzt Hoffnung für Vater, und das Fieber steigt abends nicht mehr so hoch, aber er ist noch ganz teilnahmslos. Vorgestern ist unsere groſse, schwarze Kuh, die beste vom Stalle, drei Tage nach dem Kalben an Milchfieber eingegangen.

Wir sollten nötig eine neue kaufen, weil die Kundschaft sich sonst verliert, aber ich weiſs nicht, woher das Geld nehmen, ich weiſs überhaupt nicht mehr ein und aus. Was für ein Leben! Ich bete jeden Abend zum lieben Gott, daſs es Dir wenigstens mal besser gehen möge.

Gruſs und viele Küsse.

Deine treue Mutter.

* * *

T., 15. April 1883.

Mein süſses Kind! Ich sollte Dein Herz nicht mit meinem Kummer beschweren, es ist gewiſs egoistisch, daſs ich es tue, aber ich bin so allein, und ich glaube, es wird mir etwas leichter, wenn ich mir meine Qual ein wenig vom Herzen schreibe. Ach Gott, meine Dida, das Haus bricht über uns zusammen. Kaum sind wir so weit, daſs wir mit Vater wieder etwas Hoffnung fassen, gleich kommt eine neue Hiobspost, ein gräſslicher Schicksalsschlag. Denke Dir, der Kerl, der Reinhold Mann, dem Vater auf des Probsten Veranlassung gut gesagt hat für dreitausend Mark in der Sparkasse, ist in Konkurs und ist fort, wie es heiſst nach Amerika, ist auch ganz egal, wo der Schuft hin ist, Tatsache ist, daſs wir die dreitausend Mark werden bezahlen müssen. Ich hab's gewuſst, ganz gewiſs, Dida, ich hab's vorausgeahnt, gleich das erstemal, als der Kerl mit seinen falschen Augen zu uns kam, ist es mir durch den Kopf gegangen, der bringt Unglück ins Haus, und deshalb war ich schon gleich so bestürzt, als ich erfuhr, daſs Vater ihm für eine solche groſse Summe Kaution gesagt hatte. Das haben wir Probst Sommer zu verdanken, dessen rechte Hand der Lump war, und der es Vater so eindringlich vorgestellt hat, daſs es Christenpflicht sei, dem Bruder in der Not beizuspringen. Ich frage mich vergeblich, warum Probst Sommer, der doch sehr ver-

mögend sein soll, sich dieser Christenpflicht nicht selber unterzogen hat, und ich möchte wissen, ob uns einer von den frommen Brüdern beispringt, wenn uns das Wasser am Halse steht. Dafs wir diese dreitausend Mark nicht bezahlen können, ist todsicher, denn wir können kaum unsere Zinsen innehalten, und gegenwärtig kann ich nicht so viel herbeischaffen, um das Allernötigste bar zu bezahlen; dazu kommen noch die hohen Doktor- und Apothekerrechnungen, und wann ist Vater so weit, um wieder selbst den Betrieb zu führen — — ob es überhaupt je wieder so weit kommt. — — Ach — ich sollte Dir das alles nicht vorlamentieren, mein Engel, denn Du kannst mir ja auch nicht helfen, aber ich merke, dafs mir etwas freier wird, während ich mit Dir plaudere. Ich habe schon in drei Nächten nicht geschlafen, ich habe ja niemand, niemand, zu dem ich mich ordentlich aussprechen kann, denn von Vater mufs natürlich jede Aufregung ferngehalten werden, und er ist auch noch immer so teilnahmslos, dafs ich manchmal fürchte, die Krankheit hat seinen Geist geschwächt.

Du schreibst, Du hast Heimweh und Sehnsucht nach Hause, und ich, mein Engel, habe solche Sehnsucht nach Dir, aber es ist doch besser, Du überwindest es, zumal Du jetzt eben angefangen hast, Unterricht zu nehmen. Wenn ich noch etwas von diesem Leben wünsche, dann ist es das, dafs Du so weit wärst, um auf eigenen Füfsen stehen zu können: wir beide Alten kommen unsere paar Tage dann wohl so oder so zu Ende. Ich habe in diesen Tagen so viel geweint, dafs mir die Augen ganz blind sind, und ich sehe kaum, was ich schreibe. Die Zukunft liegt so schwarz vor uns, wohin ich blicke, ist es dunkel und ich sehe nirgends einen Ausweg. Gott helfe uns.

Ich küsse Dich vielmals, mein liebes Herzblatt.

Deine traurige Mutter.

* * *

17. April.

Mutter schreibt, es wird ihr leichter, wenn sie sich ihre Qual vom Herzen schreibt; ich will versuchen, ob es mir auch leichter wird, wenn ich meine Sorgen und trüben Gedanken in die verschwiegenen Blätter meines Tagebuches ergieſse.

Ach, was waren das für Wochen, die ich durchgemacht habe, ich hier in Hamburg und Vater zu Hause todkrank, und jede Minute die Angst, es kommt eine Depesche, daſs Vater gestorben ist. Ich bin vor Sehnsucht und Heimweh wirklich krank gewesen, und am liebsten wäre ich zu Fuſs nach T... gelaufen, wenn ich mir nicht gesagt hätte, daſs ich unterwegs wohl liegen bleiben würde. Nun muſs dieses noch kommen, daſs wir dreitausend Mark Kaution bezahlen sollen. Wenn ich doch helfen könnte. Ich liege oft stundenlang nachts wach und zerbreche mir den Kopf, was ich anfangen könnte und entwerfe die abenteuerlichsten Pläne und sehe am Morgen dann doch, daſs alles Unsinn ist. Ich habe in den verflossenen Wochen Tante Charlotte ein paarmal fast fuſsfällig gebeten, mir Reisegeld zu geben, damit ich nach Hause fahren kann; aber da Mutter es lieber nicht haben wollte, hat sie sich nicht darauf eingelassen.

Tante ist sehr dafür, daſs ich den Plan, zur Bühne zu gehen, beibehalte, und ich bekomme jetzt Stunden bei einem Herrn Kritzky am Rathausmarkt. Ich glaube ja, daſs der Unterricht besser und gründlicher ist, als der von Direktor Burckhardt. Ich habe natürlich immer noch groſse Lust zur Sache, aber meine Gedanken sind jetzt oft abwesend, sie sind immer zu Hause, und da habe ich nicht immer die nötige Aufmerksamkeit. Und dann — wenn ich hier im Stadttheater oder Thaliatheater die Aufführungen sehe — kommt es mir so vor, als würde

ich so etwas doch nie leisten, und das entmutigt mich dann für den Augenblick. Onkel Willibald schrieb mir einen so hübschen Spruch ins Album:

> Um keinen Preis gestehe Du
> Der Mittelmäfsigkeit, was zu, — —
> Hast Du Dich erst mit ihr vertragen,
> Wird es Dir bald bei ihr behagen,
> Bis Du zuletzt, Du weifst nicht wie, —
> So flach geworden bist wie sie.

Das finde ich auch, wenn man etwas anfängt, soll man auch danach streben, etwas Ordentliches und Ganzes zu leisten. Ich glaube auch nicht, dafs ich es im Zeichnen zu etwas Grofsem bringen werde, und das macht mich dann so traurig und niedergeschlagen, wenn ich daran denke.

Helga sagt, das ist alles Quatsch. »Schaff' dir einen reichen Freund an, das ist der beste Weg zum Vorankommen,« sagte sie. Erst meinte ich immer, es sei Spafs, aber es ist ihr ganz gewisser Ernst damit.

»Ich hatte auch schon mit fünfzehn Jahren einen Freund, der mir kaufte, was ich mir wünschte,« sagte sie.

»Aber du bist doch selber reich,« sagte ich erstaunt.

»Reich —! Nein, das bin ich nicht. Ich habe monatlich vierhundertzwanzig Mark zu verzehren, und Tante bezahlt die Miete für mich und das Dienstmädchen. Aber glaubst du, dafs ich davon so leben könnte, wie ich lebe?«

»Ja, da mufs man sich doch einrichten,« sagte ich.

»Das können kleine, spiefsbürgerliche Leute, aber ein grofser Genufsmensch und ein Lebeweib, wie ich, kann es nicht. Ich mufs mich ausleben können. Und dazu brauche ich Geld, viel Geld.« — —

»Wer gibt es dir denn jetzt?« fragte ich.

»Ei, der Herr Larstorff.« Ich schwieg ganz be-

troffen, denn ich mufs sagen, dafs ich mich in diese Sache nicht ganz hineindenken konnte, aber sie erklärte es mir selber.

»Herr Larstorff,« sagte sie, »ist ein sehr lieber Freund von mir. Er hat mich eine Zeitlang wahnsinnig geliebt, und ich bin seinetwegen von meinem Manne geschieden. Aber wenn man sich längere Zeit kennt, wird man einander schliefslich langweilig ... Herr Larstorff ist ein guter Mensch, er ist auch sehr reich; es heifst, er hat siebzig Millionen Vermögen — ich will gern die Null abziehen, bleibt immer noch ein anständiges Kapital für einen anhanglosen Junggesellen. Im allgemeinen habe ich ja grade mit den Millionären keine berühmten Erfahrungen gemacht. Die meisten sind kleinlich und geizig, man sollte es nicht glauben, aber es ist so. — — Nun höre also, Dida. — — Herr Larstorff und ich, wir sind einander etwas über. Ich möchte ihn aber doch gern an mich halten, denn ich wüfste nicht, wie ich ohne ihn auskommen soll, und da habe ich an dich gedacht, Dida. Du mufst an meine Stelle treten. Herr Larstorff mufs sich in dich verlieben.« —

»In mich?!« sagte ich über die Mafsen erstaunt und wurde ganz rot dabei. »Dir piept's wohl irgendwo, Helga?«

»Keineswegs,« sagte sie. »Du mufst mir sehr dankbar für die Idee sein. Denn wenn Herr Larstorff dein Freund würde, könntest du alles haben: eine elegante Wohnung und Wagen und Toilette, und wenn er deine Ausbildung in die Hand nimmt, flunskt die Geskichte, kann ich dich versichern. Er hat das Geld und die Macht und die Konnexionen und bringt dich hoch.« ...

»Danke für Obst,« sagte ich, »nicht für alles Kleingeld der Welt täte ich mich mit so einem alten Knacker einlassen.«

Helga tat aber, als hätte sie meine Bemerkung nicht gehört, und sagte, während sie mit ihrem Schuh wippte, was sie furchtbar gern tut: »Herr Larstorff kann so viele Weiber haben, als er will, und schönere und interessantere als dich, Dida, darfst du glauben. Aber wenn man alle Genüsse der Welt durchprobiert hat, verliert man den Geschmack an allem, wonach andere sich vielleicht reifsen, und bekommt Appetit nach etwas ganz Apartem. Du hast das einzige, das einen Mann wie Fréderic Larstorff reizen könnte, nämlich deine fünfzehn Jahre. Sieh nur zu, dafs du die Zeit ausnutzt, sie ist bald perdu.« — Ich mochte nichts weiter über diese Sache hören.

Manchmal denke ich, in Helga wohnen zwei Menschen, bald tritt der eine, bald der andere hervor.

Wenn sie mit Tante Charlotte zu ihren Bekannten geht, ist sie so etepetete und steif wie die auch, aber in ihrer Wohnung geht es manchmal abends und nachts toll her. Es sind meist junge Leute, einige nicht viel älter als ich, und noch ein paar Weiber, ich kann sie nicht »Damen« nennen, denn sie betragen sich unter aller Kanone. Sie rauchen und trinken, bis sie auf dem Boden liegen, Wein und Bier, Punsch, Liköre und Absinth, alles durcheinander, und es ist eine wüste Wirtschaft. Das erstemal habe ich mich fast zu Tode geschämt bei den Liedern, die sie sangen, und von den Witzen, über die sie sich fast kaput lachten, verstand ich die Pointe gar nicht; aber wie Helga sie mir hinterher erklärte, war es mir gerade, als hätte ich was Ekelhaftes an mir, das ich gar nicht wieder los werden konnte. Im Vergleich zu diesen Leuten ist der alte Larstorff mit seinem eleganten Exterieur und seinen feinen Manieren ein Prachtmensch. Er sieht nur so schrecklich verhutzelt aus, und die kreideweifsen Zähne stören in dem grauen Bart; man sieht gleich, dafs es ein falsches Gebifs ist.

Wie mir in den letzten Wochen bei diesen Gelagen oft zumute gewesen ist, kann ich nicht beschreiben.

Einmal hatten sie einen Indianerabend. Da war der Salon zu einem Zelt umgewandelt mit Fellen und Waffen, und alle kamen halb nackt und braun geschminkt, und es gab eine fürchterliche Zecherei. Ich sollte mich auch so anziehen, aber ich hab's nicht getan, weil ich just so schlechte Nachricht von zu Hause hatte, und Herr Larstorff kam auch im Gesellschaftsanzug. Es ging wild her, ich mag nicht davon schreiben; ich mochte zuletzt nichts mehr davon hören und sehen und wollte in mein Zimmer gehen. In dem kleinen Korridor begegnete uns Herr Larstorff und hielt mich fest, und streichelte mein Haar, sagte, es sei das schönste Silberblond, das er je gesehen habe, und mit einemmal, ehe ich's mir versah, hatte er mich umfaſst und küſste mich. Ich stieſs ihn mit der Faust ins Auge, da fiel er zurück, und dann flog ich in meine Stube. Helga kam mir auf den Hacken nach und gab mir zwei gepfefferte Ohrfeigen.

»Du dummes Ding,« sagte sie, »sollst du so meine Gäste behandeln?!«

»Deine Gäste sollen sich keine Unverschämtheiten herausnehmen,« sagte ich.

»Ach was! Du bist ja zu dumm für diese Welt,« sagte Helga. »Du sollst dich nochmal unterstehen, mich zu schlagen,« sagte ich. »Ach was!« sagte sie.

Aber sie war betrunken.

* * *

Wie ich dies gestern schrieb, fiel mir plötzlich etwas ein: Herr Larstorff ist immer so nett zu mir und ist so furchtbar reich, da ist mir mit einem Male eingefallen, ob ich ihn nicht bitten könnte, Mutter die dreitausend Mark zu leihen. Ich sagte es Helga gleich, und sie kniff

die Augen ein und lachte, wurde aber gleich wieder ernst und sagte: »Gewifs, dreitausend Mark spielen für Herrn Larstorff keine grofse Rolle, aber wenn du immer so eklig und kurz angebunden zu ihm bist, wie bisher, wird er sich hüten, dir so viel Geld als fond perdu zu geben. Du mufst lieb zu ihm sein.«

»Ja, das will ich auch,« sagte ich kleinlaut.

»Du mufst ihn lieb haben,« sagte Helga.

»Das kann ich nicht.«

»Du mufst es wenigstens versuchen.«

Wir machten dann ab, dafs wir es ihm morgen abend, wo wir nach dem Theater mit ihm in seiner Wohnung soupieren, sagen wollen. Ich bin voller Angst und Hoffnung. Ich weifs gar nicht, was ich tun könnte, um Mutter diese Sorge abzunehmen. Ich glaube, ich könnte mich sogar von Herrn Larstorff küssen lassen, ohne ihn zu schlagen, obgleich es mir ein widerwärtiger Gedanke ist.

Helga sagt, ich mufs viel Sekt trinken, dann bekomme ich etwas Farbe und Stimmung, und dann bekäme ich auch Mut, ihm meine Bitte vorzutragen. Ich habe ihr aber eingeschärft, mir beizustehen, und das hat sie mir versprochen.

Ich habe solche Angst. — —

* *
*

Alle Qual vom Herzen schreiben, kann man das? Auch allen Zorn, alle Pein, allen Abscheu, alle Angst ...? Ich weifs nicht, ich will's versuchen; ich wollte, man könnt's.

Montag abend holte Herr Larstorff uns ins Stadttheater, wo der »Troubadour« gegeben wurde, ab. Im letzten Augenblick telephonierte ein durchreisender Kopenhagener bei Helga an, dafs er zwischen neun und zehn

auf eine Viertelstunde zu ihr käme. Helga konnte nicht gut refüsieren, da es ein alter Bekannter von ihr war, und wir machten ab, dafs wir einstweilen allein gehen und sie dann direkt zu Herrn Larstorff kommt, wo wir uns treffen.

Die Oper war halb elf zu Ende, und wir fuhren dann in Herrn Larstorffs eigenem Coupé nach der Uhlenhorst, wo seine Villa ist. Er sagte mir viele Schmeicheleien und streichelte abwechselnd meine Hände, mein Haar und mein Gesicht, was mir nicht angenehm war; aber ich liefs es geschehen, weil mir immer die Frage durch den Kopf ging: Wird er uns das Geld leihen? Wird alles gut werden? Ich hatte die Nacht zuvor keine halbe Stunde geschlafen. Meine Hände waren eiskalt vor Aufregung, und mein Herz hämmerte wie wild in der Brust.

Als wir an das Vestibül der Villa traten, wurde eine Tür geöffnet, und ein grofser, sehr vornehm aussehender Herr mit einem blonden Schnurrbart kam heraus und eilte, ohne mich weiter zu beachten, auf Herrn Larstorff zu.

»Potztausend, Erik,« sagte der erstaunt. »Wo kommst du mit 'nmal her?«

»Gestern morgen in Bremerhaven mit ‚Bismarck' gelandet — ich hätte dich gern heute abend noch gesprochen — schade —.«

Er warf einen eigentümlichen Blick auf mich, und ich bemerkte, dafs er stutzte.

Herr Larstorff stellte ihn mir nun vor: »Mein Vetter und Kompagnon, Herr Erik Norresen — Fräulein Dida Ibsen, ein Cousinchen von Frau Doktor Pettersen, die du ja auch kennst.« —

»Jawohl — so so —,« sagte Herr Norresen etwas

gedehnt und verbeugte sich ein wenig, und ich merkte ordentlich, wie seine Blicke mir die ganze Treppe hinauf folgten, während er noch ein paar Worte mit Herrn Larstorff wechselte.

»Mein Vetter war ein paar Monate in New York, wo wir eine Filiale haben,« sagte Herr Larstorff, als er mir nachkam. »Er hat mir das Parterre abgemietet, aber ich will ihm nächstens kündigen. Ich merke immer mehr, daſs es doch angenehmer ist, wenn man sein Haus für sich allein hat.«

Ich dachte bestimmt, daſs Helga uns schon längst erwartete, aber sie war nicht da, was mich ärgerte; es war nicht hübsch von ihr, mich in Stich zu lassen. Ich war zum erstenmal bei Herrn Larstorff und war ganz erstaunt, wie prachtvoll er eingerichtet ist. Besonders imponierte mir eine riesengroſse chinesische Vase, die auf dem Fuſsboden stand und ganz mit Orchideen gefüllt war.

Vor einem breiten Sofa stand ein Tisch mit nur zwei Gedecken.

»Hoffentlich kommt Helga doch noch,« sagte ich.

»Netter von ihr wäre es, wenn sie nicht käme,« sagte Herr Larstorff. »Wir werden doch ganz gut ohne sie fertig, liebes Kind. Sie sehen Helga alle Tage, und ich habe sie auch genügend genossen, um mal einen Abend auf ihre Gesellschaft verzichten zu können. Sie werden sich doch nicht vor mir fürchten?«

»O nein, gewiſs nicht,« sagte ich, aber es war eine Unwahrheit. Ich fürchtete mich so, daſs ich an mich halten muſste, um nicht vor Aufregung und innerer Kälte mit den Zähnen zu klappern.

»Sie sind kalt,« sagte Herr Larstorff, als er meine Hand nahm. »Trinken Sie rasch ein Glas Rotwein.«

Das tat ich und trank noch eins, und dann wurde

mir wirklich etwas wärmer. Essen konnte ich beim besten Willen nichts, die Angst stand mir in der Kehle und würgte mich; aber es kam mir beinahe so vor, als spüle ich mit jedem Glas Wein die Angst ein Stückchen weiter hinunter, und allmählich wurde mir etwas behaglicher zumute. Nach dem Essen zeigte Herr Larstorff mir seine ganze Wohnung; in dem Wintergarten war etwas an der Heizung kaput, sonst hätten wir dort soupiert, sagte Herr Larstorff. Ein Zimmer ist voll von Raritäten und Altertümern gepfropft. Er erklärte mir alles, und dabei gewann ich allmählich Fassung und Ruhe. Als wir in das Speisezimmer zurückkehrten, war der Tisch bis auf das Dessert abgeräumt und ein paar Flaschen Sekt standen im Kühler.

»Warum sind Sie nur so still, Fräulein Dida?« sagte Herr Larstorff freundlich. »Sie müssen sich bei mir wie zu Hause fühlen. Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir?«

Ich konnte nur nicken, und ich dachte daran, was Helga gesagt hatte, dafs man viel Sekt trinken müsse, um sich Mut zu machen, und trank ein Glas nach dem anderen, so dafs mir zuletzt ganz schwindlig wurde und meine Gedanken ins Gleiten und Schwanken kamen, und ich selber fühlte, dafs ich nicht immer richtig antwortete. Aber bei allem diesem war ich mir doch immer des Zweckes meines Besuches bei Herrn Larstorff bewufst, und wie ich es mir so überlegte, dafs ich hier so behaglich in dem eleganten Zimmer vor einem Korb voll Pfirsiche und Konfekt sitze und Sekt trinke, während Mutter sich daheim in Tränen und Sorge in ihrem Bette umherwirft, kann ich nicht länger an mich halten und fange bitterlich an zu weinen.

»Aber Dida, Herzenskind,« sagte Herr Larstorff er-

schrocken; »was fehlt Ihnen denn? Wo drückt denn das Schuhchen?«

Ich konnte nur mühsam unter Schluchzen sprechen und erzählte ihm stofsweise alles, dafs es uns so schlecht geht, und Vater so krank ist, und wir zu allem anderen Unglück nun auch noch für fremde Leute dreitausend Mark zahlen müssen und es nicht können, und dafs — und ob. — — — Und da stockte ich und konnte vor Tränen und Scham nicht weitersprechen, aber Herr Larstorff legte seinen Arm um mich und sprach sehr lieb und gut und zärtlich zu mir.

»Sehen Sie, Fräulein Dida — ich habe alles, was ich brauche, und mehr als das — und bin doch so einsam. — Und ich wüfste nicht, was ich dafür gäbe, wenn ein so liebes, reizendes Mädchen, wie Sie, mich lieb hätte, und mir dann und wann etwas Frohsinn und Sonnenschein und Jugend ins Haus brächte. Mir wäre dann nichts zu viel, ich würde gern Ihren Angehörigen aus ihren Verlegenheiten helfen, und Ihnen erst — — — ach Kind — für Sie wäre mir ja nur das Schönste und Beste auf der Welt gut genug.« — — Und sprach so weiter, wohl eine Viertelstunde lang, und ich wufste nicht, ob ich Hoffnung fassen durfte oder ob alles verloren war; bis er plötzlich wieder die Gläser füllte und mir meines in die Hand gab und sagte: »Also topp — Dida — — du willst mir gut sein, und deine Eltern kriegen das Geld.« — — Da fiel ich ihm vor Freude um den Hals und gab ihm aus freien Stücken einen Kufs auf den Mund, und er liefs mich nicht los, sondern prefste mich so fest an sich, dafs mir der Atem fast ausging, und küfste mich zum Ersticken, und am liebsten hätte ich laut um Hilfe geschrieen, so gräfslich war das. Mir war ohnehin von dem Wein und der Wärme und dem Blumenduft im Zimmer der Kopf ganz benommen, und

ich wehrte mich mit Händen und Füſsen, und es gelang mir schlieſslich, einen Arm frei zu kriegen, und da sprang ich auf und lief nach dem Fenster. Das ganze Zimmer drehte sich mit mir, und es war mir, als würde ich ersticken und müſste Luft haben, um jeden Preis, und riſs das Fenster auf; und die kalte Luft, die von drauſsen hereinströmte, war wie ein erfrischendes Bad für meinen armen Kopf, aber Herr Larstorff trat hinter mich und schloſs das Fenster wieder.

»Du wirst dich erkälten, Dida,« sagte er; »komm', sei vernünftig, was läufst du denn weg von mir?«

»Ich will nach Hause,« sagte ich.

»Du sollst bei mir zu Hause sein,« sagte Herr Larstorff.

Er wollte mich wieder umarmen, aber ich wehrte mich und hielt mich am Fenster fest, und drauſsen lag der blanke Mondschein auf der Alster, und die Sterne funkelten, und ich hatte solche Sehnsucht nach drauſsen.

»Ja, wenn du gar nichts von mir wissen willst und ich dir durchaus widerwärtig bin, will ich dich natürlich nicht zwingen, kleine Dida!« sagte Herr Larstorff. »Ich dachte, du würdest dich schon aus Liebe zu deinen Eltern und um ihrer Not willen überwinden und es wenigstens versuchen, mich ein wenig lieb zu haben.«

Das ist das letzte Wort, das ich von unserer Unterhaltung behalten habe; ich weiſs nur noch, daſs ich ihn bat, mich doch gehen zu lassen, ich würde es gern versuchen, und daſs Herr Larstorff mich vom Fenster weg und zum Sofa führte, und daſs er auf mich einredete, und daſs mir ganz wirr im Kopf war und ich meinte, Mutter drauſsen schluchzen zu hören. Und es ging mir so durch den Sinn, daſs ich schlecht wäre, wenn ich nicht um meiner armen Mutter willen mich zusammennähme und freundlich zu dem alten Herrn wäre, und dann

wurde mir plötzlich so müde, und ich hörte mit geschlossenen Augen auf seine leise, weiche, zärtliche Stimme. Ich weiſs eigentlich von nichts mehr, als daſs es mich wie ein dunkler, heiſser Traum umfing, und ich erst wieder ganz wach wurde, als wir im Wagen saſsen und in die helle Nacht hinausfuhren. Da schütterte mir plötzlich wieder der Frost durch die Glieder, und Herrn Larstorffs Gesicht schien mir mit den kreideweiſsen Zähnen wie ein Totenkopf, und es war sicher nur meine Einbildung, aber ich meinte, einen widerlichen Leichengeruch an ihm zu spüren, und preſste mein Taschentuch gegen Mund und Nase, um den nicht einzuatmen, und war wie erlöst, als wir zur Stelle waren. Ich wunderte mich ein wenig im stillen, daſs Herr Larstorff einen Schlüssel zu Helgas Wohnung hatte; aber im ganzen war ich viel zu hin und verwirrt, um nachdenken zu können. Als ich eben noch meine Kleider im Korridor ablegte, rief Helga von drinnen, ich sollte noch ein biſschen zu ihr kommen.

»Warum hast du mich im Stich gelassen, Helga,« sagte ich, und die Gedanken an die letzten Stunden überwältigten mich so, daſs mir alle Glieder flogen; ich muſste mich rasch setzen und legte beide Hände vors Gesicht und weinte.

»Erbarme dich, Dida, und laſs das Lamentieren,« sagte Helga.

Sie lag im Schlafrock auf der Chaiselongue, rauchte eine Zigarre und trank Absinth. »Ich kann das nicht ausstehen. Du bist groſs und alt genug, um mal 'n biſschen selbständig zu sein. Herr Larstorff hat dir den Kopf nicht abgerissen, soviel ich sehe.«

»Ich wollte, er hätt's,« sagte ich; »ich mag nicht mehr leben.«

Da lachte Helga und ich hielt mir die Ohren zu, weil mir das Lachen über die Nerven ging. »Sei still!«

schrie ich aufser mir. »Du bist augenblicklich still —« Und sie wurde still.

»Du bist närrisch, Dida,« sagte sie, »ich will doch nur dein Bestes. Wenn es dir zu Hause bei deinen Kühen und Schafen und in den ärmlichen Verhältnissen besser gefällt, will ich dich nicht hindern, zurückzukehren.«

Wir schwiegen beide.

»Kennst du Herrn Norresen?« fragte ich.

»Erik Norresen — gewifs, sehr gut. Ist er wieder hier?«

»Ja . . . Es ist ein schöner Mann!«

»Findest du? Ich mag ihn nicht, ich mag dieses Genre nicht mehr. Der Geschmack wechselt mit den Jahren, Dida. In deinem Alter schwärmte ich für alte Herren, und dann kam eine Periode, wo ich die schönen, blühenden, stattlichen Männer wie Erik Norresen bevorzugte. — Der letzte in dieser Reihe war Eken Kornils. Nun liebe ich nur die Jugend — und mich graut schon vor dem Zeitpunkt, wo ich auch das über kriege. Das ist das Niederträchtige im Leben, dafs man an nichts dauernd Freude haben kann —«

»Gute Nacht,« sagte ich . . .

Und lag noch lange wach und war beklommen und ratlos und wufste nicht, ob mich dieser Abend zur Sünderin oder Märtyrerin gemacht hatte, — ob das, was ich getan hatte, gut war oder böse.

* * *

Heute rede ich von mir wie von einem fremden Menschen. Und heute weifs ich es, dafs das, was an jenem Abend wie ein unabwendbares Schicksal über mich hereinbrach, mir weder das Prädikat »gut« noch »böse«

einbringen konnte. Ich habe nie bereut, weil ich nichts zu bereuen hatte. Ich bin Fatalistin . . . Und deshalb glaube ich, dafs alles so kam, wie es kommen mufste.

* *
*

Am nächsten Tage machte Herr Norresen Helga eine Visite. Ich erkannte seine volle und wohlklingende Stimme, als ich in den kleinen Salon trat, der nur durch einen Vorhang von Helgas Boudoir getrennt war und ich hörte, dafs sie von mir sprachen.

»Hat das Kind keine Angehörigen mehr?« fragte Herr Norresen.

»Ja, die Familie hat sie mir geschickt, damit ich sie etwas anlerne —«

»Der Tausend! Sorgsame Eltern, das mufs man sagen.«

»Wollen Sie mich beleidigen, Erik Norresen?« fragte Helga.

»Ich? I wo. Fällt mir nicht ein; ich meine nur so, dafs es doch eine eigenartige Erziehung ist, das Kind nachts allein in eine Junggesellenklause zu schicken. Oder teilt sich mein lieber Freund Frederik mit Ihnen in die Erziehungspflichten?«

»Dida ist kein Baby mehr, und Sie sollen Ihre Spitzen unterlassen, Erik Norresen,« rief Helga erzürnt. »Was geht es Sie an?«

»Nichts! . . . Aber vielleicht interessiere ich mich auch für das kleine Mädchen.«

Sie fingen jetzt an, Dänisch zu sprechen. Herr Norresen war, wie Herr Larstorff, geborener Däne, und wenn Helga aufgeregt oder böse war, fiel sie immer noch in ihre Muttersprache.

Ich schlich mich leise wieder zurück und machte die

Tür dann mit Geräusch auf und zu; da verstummte das Gespräch, und Helga nahm die Portière zur Seite und forderte mich auf, näherzutreten.

Als ich nach einem langen, bleischweren Schlaf spät vormittags aufgewacht war, hatte ich merkwürdigerweise zuerst an Herrn Norresen gedacht. Nun fand ich es sonderbar, dafs ich ihn gleich hier antreffen mufste. —

Erik Norresen besuchte uns oft, obgleich Helga ihn nicht besonders gut leiden mochte und ihm dies auch gelegentlich zu verstehen gab, indem sie unter irgendeinem Vorwand wegging, wenn er da war, oder sich verleugnen liefs.

Ich selber sah Erik Norresen gern kommen. Von allen Menschen, die bei Tante Charlotte und Helga aus und ein gingen, war er mir der angenehmste. Er war immer freundlich und gütig zu mir, aber seine Liebenswürdigkeit und überhaupt sein ganzes Benehmen trug ein anderes Gepräge als die parfümierte Freundlichkeit des Herrn Larstorff. Den wollte ich überhaupt nicht wiedersehen, und Helga zwang mich nicht dazu, und Herr Larstorff selber war taktvoll genug, sich in dieser Zeit nicht an mich heranzudrängen. Ich versuchte, die Erinnerung an die Abendstunden in seiner Villa aus meinem Gedächtnis zu jagen, aber es gelang nur zeitweise; dann tauchte sie wie ein grauer Spuk wieder in mir auf und verbreitete eine Atmosphäre von Beklemmung und Unbehagen über meine Stimmung.

Eines Tages schrieb Mutter mir einen strahlenden Brief. Helga hatte ihnen unaufgefordert dreitausend Mark als unverzinsbares Darlehen geschickt; sie war glücklich, nun wenigstens der drückendsten Sorge überhoben zu sein, und ihre Zeilen flossen über von Dankbarkeit. »Ich habe Helga grofses Unrecht getan, indem

ich sie immer für oberflächlich und ziemlich egoistisch hielt. Wenn sie nicht ein gutes, weiches Herz und ein tiefes Gefühl hätte, würde sie uns gewiſs nicht so ohne weiteres und ohne jede Sicherheit mit einer so bedeutenden Summe aus der Not geholfen haben. Mit Vater geht es andauernd besser, aber er ist noch sehr still, und ehe es wie früher wird, vergeht gewiſs noch viel Zeit.« — —

Von dieser Stunde an wich das Gespenst von mir, und ich dachte kaum noch an das Gewesene.

Aber bei alledem war eine wunderliche Unruhe in mir.

Helgas Persönlichkeit übte nicht mehr die gleiche suggestive Wirkung wie früher auf mich aus, aber trotzdem färbten ihr Wesen, ihre Ansichten, ihre mehr als leichte Lebensauffassung allmählich auf mich ab. Ihre sonderbare Privatgeselligkeit verlor nach und nach das Abstoſsende für mich; wenn ich nicht wie die anderen mitmachte, lag das mehr an meiner Schwerfälligkeit als an einer moralischen Überlegenheit. Meine Stunden bei Herrn Kritzky fingen dagegen an, mich zu langweilen. Ich war daran, den Monolog der »Jungfrau von Orleans« im ersten Akt einzuüben. Er erschien mir über alle Maſsen theatralisch, unwahr, gespreizt und lächerlich.

Einmal erzählte ich Herrn Norresen von meiner heimlichen Not. Er dachte eine Weile nach und fragte mich, ob ich Fräulein Resold kenne.

Natürlich kannte ich die gefeierte erste Heroine der vereinigten Hamburger und Altonaer Theater; ich schwärmte für sie, und es war mein höchster Traum, auch nur ein Zipfelchen ihres Könnens zu erreichen. Sie erschien mir als der personifizierte Inbegriff vollkommenster Schönheit und Genialität.

»Fräulein Resold ist eine sehr liebe Dame, und ich bin etwas befreundet mit ihr,« sagte Erik Norresen.

»Ich will an sie schreiben und Sie ihr empfehlen, und dann gehen Sie einmal zu ihr und sprechen mit ihr; sie wird Ihnen am besten raten können — —«

Ein paar Tage darauf schrieb er mir, dafs Fräulein Resold mich am Dienstagmittag um zwei Uhr erwarte.

Ich machte mich mit Herzklopfen auf den Weg. Ich dachte mir die Wohnung der Resold mit fürstlicher Pracht und sybaritischem Luxus eingerichtet. Ich dachte sie mir wie in Romanen, in irgendeiner märchenhaften Toilette, auf der Chaiselongue liegend, mit einem Buch, und neben ihr ein Papagei oder ein schneeweifses Hündchen, und ich war schon enttäuscht, als ich die bezeichnete Nummer des Gänsemarktes an einem alten, unansehnlichen Hause entdeckte. Sie wohnte drei Treppen hoch; ein kleines Dienstmädchen öffnete und führte mich in ein einfach bürgerliches Zimmer mit der damals stereotypen roten Plüschgarnitur, in dem nur die Lorbeerkränze an der Wand, viel frische Blumen in Töpfen, Jardinièren und Vasen und unzählige gerahmte und ungerahmte Photographien von Künstlern und Künstlerinnen in Kostümen daran erinnerten, dafs man sich in dem Domizil einer berühmten Schauspielerin befand. Als Fräulein Resold hereintrat, kannte ich sie zuerst nicht. Zum ersten Male in meinem Leben sah ich, was Schminke und Lampenlicht vermögen. Ich hatte sie zuletzt als Julia gesehen, wo sie in der Balkonszene, in dem blassen Mondsilberlicht von so zauberischer, überirdischer Schönheit war, dafs die Erinnerung daran wie ein entzückendes Bild in mir haften geblieben war. Der Kontrast zwischen dem holden Bühnenbild und der Wirklichkeit bestürzte mich fast, ich konnte im Augenblick nicht glauben, dafs die Fräulein Resold vom Theaterzettel und diese Fräulein Resold eine und dieselbe Person wären. Sie war noch nicht alt, vielleicht Mitte oder Ende der Zwanzig, aber

die tiefen Linien um Mund, Nase und Augen, die man bei grofsen dramatischen Künstlerinnen fast stets findet, die ein intensives Innenleben und temperamentale Erschütterungen hinterlassen, machten sie um zehn Jahre älter; auch schien sie auf der Bühne gröfser und schlanker als wie sie in Wirklichkeit war.

Sie hatte ein feines, blasses Gesicht und klare, gütige Augen.

»Sie sind mir von Herrn Norresen sehr warm empfohlen, liebes Fräulein,« sagte sie und schob mir einen Stuhl hin, während sie selber, die verschränkten Arme auf die Lehne des Sessels gestützt, stehen blieb.

»Wie Herr Norresen mir schreibt, wollen Sie zur Bühne gehen — darf ich fragen, was Sie zu dem Entschlufs veranlafste?«

Ich wurde rot und verlegen und wufste im Moment nicht recht, was ich antworten sollte; ich murmelte etwas von einer Berufswahl, vor die ich gestellt sei, und dafs das Theater mir sehr sympathisch sei und ich keinen anderen Beruf kenne, dem ich so gern angehören würde als diesem. Fräulein Resold lächelte ein wenig und räusperte sich, und dann begann sie zu sprechen und hielt mir ein stundenlanges Privatissimum über Kunst und Bühnenleben, dafs mir Hören und Sehen verging. Den Wortlaut ihrer Rede kann ich heute natürlich nicht mehr wiedergeben, aber das, was sie sagte, klang so überzeugend, so durchdrungen von dem Bestreben, zu überzeugen, dafs die Wirkung nicht ausbleiben konnte. Sie sagte ungefähr so: »Ob Sie Talent haben oder nicht, das zeigt sich mit Bestimmtheit erst nach längerer Zeit. Wenn man Ihnen dann mitteilen müfste, dafs Ihre Aussichten völlig hoffnungslos sind, hätten Sie einen gut Teil Zeit, in der Sie etwas anderes lernen könnten, nutzlos verschwendet. Aber selbst wenn Sie Talent

haben, ist Ihnen damit noch lange keine Garantie für eine gute Karriere gegeben. Tausend hoffnungsvolle Talente versanden gerade in unserem Beruf an kleinen Bühnen, an denen ihre Eigenart nie zur Geltung kommen kann, und die deshalb unter der Schablone des herkömmlichen Theaterdrills elend verkümmern, und Tausende stranden an den unaufzählbaren Klippen und Hindernissen unseres Berufs. Wenn Sie aber wirklich eine der relativ Glücklichen sind, die das äußerlich nächstliegende Ziel, ein Engagement in ersten Rollen an einer großen Bühne, erreichen, ist es durchaus noch nicht gesagt, ob Sie in ihrer Wirksamkeit als Schauspielerin auch diejenige Befriedigung finden, die wir in unserer beruflichen Tätigkeit eben empfinden müssen, weil sie uns vieles, fast alles, was andere beglückt, ersetzen muß. Denn — so paradox es Ihnen klingen mag — der Entschluß, zur Bühne zu gehen, ist für eine, die es ernst mit ihrem künftigen Beruf meint, gleichbedeutend mit dem Entschluß, in ein Kloster zu treten und Nonne zu werden. Sie sehen mich verwundert an, aber es ist so. Die meisten Menschen, die uns da oben vor der Rampe sehen, haben wunderlich verworrene Vorstellungen von dem glanzvollen Leben einer Schauspielerin: So 'n bißchen Rolle lernen — Gott, das muß doch für jemand, der's gewohnt ist, Spaß sein . . . Und so viel Licht und Begeisterung, schwindelnd hohe Gagen, Lorbeer und Blumen, Spiel und Sang, Lust und Liebe, Ruhm und Wohlleben. Das ist ja aber alles so falsch. Die großen Faktoren unseres Lebens heißen Arbeit und Entsagung. Unsere Kunst ist die strengste und eifersüchtigste und despotischste aller Künste; sie verlangt unser ganzes Sein, sie will uns ganz absorbieren, sie duldet keinen anderen Gott und Einfluß und kein anderes Interesse neben sich. Warum, denken Sie, sind

z. B. von hundert Künstlerehen fünfundneunzig unglücklich? Ganz gewifs nicht deshalb, weil von einer Seite ein moralisches Manko oder eine laxe Auffassung der ehelichen Pflichten vorliegt — im Gegenteil, unsere Kunst veredelt und vertieft unsere Anschauungen, nein, es liegt daran, dafs wir zu wenig zu geben haben. Wir leben hundert verschiedene Leben, jede Rolle ist ein Leben und verlangt eine ganze Seele. — Was bleibt dann noch für unser Haus, unsere Familie, unser Privatleben —? Ein paar Partikelchen — nichts weiter. Und der Glanz? Lieber Himmel! Ich beziehe in allererster Position fünfzehntausend Mark Gage pro anno, das ist verhältnismäfsig schon sehr viel und ist doch so wenig, wenn man bedenkt, dafs oft ein Stück für Tausend Mark Toiletten erfordert. Fällt die Première dann durch, hängen die Kleider, soweit es sich um historische oder Phantasiekostüme handelt, als totes Kapital im Schrank, und was wir für unsere alten Tage zurücklegen können, ist gleich Null. Und welche Summe aufreibender Arbeit mufs dafür geleistet werden. Wir haben zurzeit »Theodora« in Vorbereitung, in der ich die Titelrolle kreire; gestern dauerte die Probe von neun Uhr morgens bis sechs Uhr nachmittags. Der Bühnenraum war nicht geheizt, von unten kam ein schneidender Zug, so dafs unsere Füfse bis an die Knie hinauf erstarrten; in den neun Stunden fand ich knapp Zeit, rasch eine Tasse Bouillon und ein halbes Brötchen zu mir zu nehmen, und um sechs Uhr mufste ich mich halb erfroren, hungrig, erschöpft und todmüde, wie ich war, in eine Droschke werfen und ins Altonaer Stadttheater fahren, um die Witwe im »Veilchenfresser« zu spielen. Und das kommt oft vor; das ist Bühnenleben. Ich will Sie nicht entmutigen. Wenn Sie die Liebe und Begeisterung für die Kunst in sich fühlen, ihr bis zur völligen Selbstentäufserung anzugehören, wenn

Sie sich, wie der echte Dichter sagt: Ich wirke und schaffe nicht für andere und nicht um materielle Entlohnung; es ist mir ganz egal, ob mir die Menschen — ‚Hosianna' oder ‚Kreuzige' rufen, ich diene meiner Göttin, weil ich ihr dienen muſs, und in diesem Dienst schon Lohn und Befriedigung finde — dann versuchen Sie's in Gottes Namen, dann will ich Ihnen gern die Wege zeigen. Aber wenn Sie nichts als eine gewöhnliche Berufswahl zur Bühne zieht, dann, liebes Kind, lassen Sie um Himmels willen die Hände davon: Sie würden fürchterliche Enttäuschungen erleben und direkt in Ihr Unglück gehen. Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann.« Es war nicht viel anders, als was Herr Siebenzeil Vater gesagt hatte. Ich küſste die mir freundlich zur Verabschiedung gereichte Hand der Künstlerin, stammelte ein paar Dankesworte und schlich mich, innerlich vollständig geknickt und niedergeschmettert, nach Hause. Das, was mir Fräulein Resold mit einem erheblichen Aufwand von Beredsamkeit klar machte, hatte ich längst instinktiv empfunden: Zur Kunst gehört mehr als der gute Wille und ein ansprechendes Äuſsere, und ich hatte nichts mehr zu bieten und es war nichts damit, und die Stunden bei Herrn Kritzky waren hinausgeworfenes Geld.

Ich kam mit rotgeweinten Augen zum Abendessen. Helga erkundigte sich, was mir fehlte, und ich klagte ihr mein Leid. Sie zuckte die Achseln: »Du willst ja nicht hören, Dida; Herrn Larstorff behandelst du so, daſs er genug von dir hat. Und bei ihm wärst du so skön aufgehoben gewesen.«

Ich sah stumm vor mich nieder. »Wenn's noch Herr Norresen wäre,« sagte ich leise.

»Ach, der Quatschkopf! Ich mag ihn nicht. Er ist skarf wie 'n Messer und stichelig wie 'ne Nadel . . .«

Helga gähnte. Sie sah nicht gut aus mit den breiten Rändern in den Augen; ihr Gesicht war blafs und schmal und sonderbar durchwühlt.

»Du mufst dich mal 'n bissel aufrappeln, Dida,« fuhr sie fort, »das Leben ist so greulich fad und skläfrig. Wenn ich denke, dafs ich alt würde und müfste mich noch viele Jahre so hinöden, möchte ich mich lieber gleich heute vergiften. Wenn es mir mal gar zu skal ist, tue ich etwas, was andere nicht tun. Ganz heimlich, dann ist es am skönsten. Dann geh' ich unters Volk und tanze und freue mich mit den Leuten. Ich sage dir, die Mensken verstehen besser zu leben als wir mit unserer sogenannten verfeinerten Kultur. Willst du mal mitgehen? Morgen abend? Aber du mufst es für dich behalten . . . Willst du?« Ich sagte zu.

Am andern Abend nahm Helga mich mit. Es war schon spät, fast Mitternacht, als wir uns auf den Weg machten. Wir fuhren nach St. Pauli. Im vierten Stock eines Hauses an der Langen Reihe hatte Helga ein kleines Zimmerchen, in dem nur die notwendigsten Möbel, ein Bett, ein kleiner Schrank, ein Waschtisch und ein Stuhl standen.

Helga nahm hier eine merkwürdige Metamorphose vor. Sie vertauschte ihr elegantes graues Tuchkleid mit einer verwaschenen, weifsen Wollfahne, wurstelte das lose, rote Haar zu einem Zopf zusammen und setzte einen grofsen, geschmacklosen Hut mit Blumen auf. Man mufste sie schon genau betrachten, um sie in diesem Aufzug zu erkennen.

Wir gingen dann in ein — wie ich später erfuhr — übel berüchtigtes Tanzlokal an der Kleinen Freiheit.

Der Saal war mit einer lärmenden Menschenmenge aus den niederen Volksschichten bevölkert. Das Juchzen und Stampfen der tanzenden Paare, das Lachen und

Kreischen der Zuschauenden übertönte fast die laute, rauschende Musik. Die Atmosphäre war erfüllt von Zigarrenrauch, Bier-, Grog- und Menschendunst. Ich fühlte mich unsagbar angewidert von dem ganzen Milieu und wäre am liebsten gleich wieder umgekehrt, aber Helga lachte mich aus. »Dummheit, Dida — du mufst dich kopfüber hineinstürzen« — Sie nahm mich an die Hand und rifs mich mit in das dichte Gewühl der Tanzenden, und im Augenblick hatten sich rechts und links zu uns Partner und Partnerinnen gefunden. Die Musik spielte etwas Marschartiges, und in Reihen und Paaren wogte es auf und ab im Saal, vor- und rückwärts, bald polonaiseartig, bald regellos, aber immer im Marschtempo; so ging es wohl eine halbe Stunde lang, dann löste ein wilder Galopp die zwanglos untergefafsten Reihen auf. Irgend ein Mensch rifs mich an sich und raste mit mir davon und liefs mich nach einigen wilden Runden durch den Saal stehen. Dann kam ein zweiter Tänzer und wollte mich anfassen, aber der Mensch roch nach Branntwein, und seine dicken, gedunsenen Hände erweckten die Vorstellung von rohem Fleisch; ich hätte mich nicht von ihm berühren lassen können und drehte mich um und lief weg. Der Mensch, wahrscheinlich ein angetrunkener Matrose, rannte mir nach, ich suchte in tausend Ängsten nach Helga, sah sie aber nirgends, und lief instinktiv dem Ausgang zu, vor dem eine Anzahl Herren in Paletots und Zylindern standen und dem Tanz zuschauten. Ich lief in der Angst vor meinem Verfolger, dem die Sache Spafs zu machen schien, gerade in die Herrengruppe hinein und fuhr entsetzt zusammen, als mich einer von ihnen festhielt, und ich aufblickend Erik Norresen ins Gesicht sah.

Er war offenbar selber erschrocken. »Herrgott, Dida! Wie kommen Sie denn hierher?« sagte er bestürzt.

Ich wollte antworten, besann mich aber, dafs ich Helga Schweigen gelobt hatte, und zuckte nur trotzig mit den Achseln. Zum Glück kannte mich keiner der anderen Herren. Erik Norresen schob seine Hand in meinen Arm und dirigierte mich nach draufsen. Ich liefs mich gern von ihm führen; ich hatte nie zuvor so das angenehme Gefühl des Geborgenseins empfunden als in diesem Augenblick an seiner Seite.

Er erzählte mir im Gehen, dafs er mit ein paar Bekannten von einem Herrendiner in Wiezels Hotel am Hafen komme und dafs sie nach einer Rundtour durch verschiedene Cafés und Singspielhallen auf der Reeperbahn nach dem Lokal in der Kleinen Freiheit verschlagen wären.

»Sie waren heute zum ersten Male dort — nicht wahr, Fräulein Dida?«

Ich nickte.

»Wie kamen Sie dazu? Ist Frau Pettersen auch da?«

Ich schüttelte den Kopf. Erik Norresen seufzte ein wenig, rief eine Droschke heran und liefs mich zuerst einsteigen.

Wir safsen stumm nebeneinander. Erik Norresen schien über etwas nachzudenken; er hatte den Kopf von mir ab- und dem Fenster zugewandt.

Es war eine helle Frühlingsnacht; der Mond schien zu uns herein und tauchte Herrn Norresens ovalen Kopf in ein weifses Licht. Ich sah deutlich jedes Vibrieren seiner Schnurrbartspitzen und jedes Zucken seiner Wimpern, und ein ganz eigentümliches Gemisch von verschiedenen Empfindungen überstürzte mich: Sehnsucht, den blonden Mund und die blauen Augen neben mir zu küssen, ein heifses Verlangen, mich umarmen zu lassen und mich eng in den schützenden Arm zu schmiegen, und Groll und Ärger, dafs der Mann so still und reglos, ohne mich

anzurühren, neben mir safs. War ich so häfslich, so unbedeutend, dafs es ihm nicht einmal der Mühe verlohnte, sein Glück zu versuchen? Mein Herz klopfte, meine Pulse flogen — — in dieser Stunde erwachte meine Liebe zu Erik Norresen.

Am Jungfernstieg liefs er halten. »Die Nacht ist wunderschön. Wollen wir noch ein Stück zu Fufs gehen, Fräulein Dida?« Ich war gern einverstanden, und wir gingen die Allee längs der Alster bis zur Lombardbrücke und von dort den Weg hinunter ans Wasser. Dort setzten wir uns auf eine Bank in einer Grotte.

»Was soll denn nun mit Ihnen werden, Fräulein Dida?« sagte Erik Norresen.

»Ich weifs es nicht,« sagte ich leise. »Meine Stunden bei Kritzky habe ich abgemeldet. Es ist ja doch nichts damit.« — —

»Fräulein Resold hat Ihnen den Vorsatz, zur Bühne zu gehen, ausgeredet? Na, Gott sei Dank,« sagte Erik Norresen mit einer so freudigen Überzeugung, dafs mir hinterher oft der Gedanke gekommen ist, Fräulein Resolds eindringliche Rede wäre auf eine besondere Information hin erfolgt; »es ist sicher besser so. Und nun?« —

»Ich weifs nicht ... Für mich wäre es am besten, ich wäre tot,« sagte ich beklommen.

»Sie sollen nicht etwas so Törichtes reden, Dida. Wenn man noch so jung ist.« —

»Wenn man aber so unnötig und überflüssig in der Welt ist, wie ich.« —

»Kein Mensch ist unnötig und überflüssig.« — — Und nach einer Weile flüsternd: »Waren Sie noch einmal bei Herrn Larstorff, Dida?«

»Nein, und ich gehe auch nicht wieder hin. Nie wieder!«

»Warum nicht?« — »Weil ich ihn nicht leiden kann.«

»Können Sie mich leiden?« — »Ja,« sagte ich unter rasendem Herzklopfen. Er nahm meine Hand. »Sie wissen, ich führe ein unruhiges Leben; heute in Hamburg und über vierzehn Tage in New York und vier Wochen darauf in Wien oder Paris. Wenn ich Ihnen nun sagte: ‚Komm mit, Dida, bleib' immer bei mir, gehöre mir ganz an — würdest du das tun?‘« »Ja,« sagte ich und erstickte fast vor Herzklopfen. »Du würdest es wirklich tun? Aber du kennst mich doch so wenig, Kind! Warum würdest du es tun, Dida?« »Weil ich Sie liebe,« schluchzte ich und warf mich ihm an den Hals, und er zog mich auf den Schofs wie ein kleines Kind, ohne meine leidenschaftliche Zärtlichkeit zu erwidern, und seufzte tief auf. »Du machst es einem leicht — — nein, furchtbar schwer, ein anständiger Kerl zu bleiben,« murmelte er. »Wir können uns doch nicht heiraten, Dida.« — — »Macht nichts!« — — »Das m a c h t nichts?! Engelchen, du machst es einem sauer! Glaubst du nicht, dafs es einem Mann Überwindung kostet, ein so herziges Mädelchen wie dich am Weg zu finden, und man mufs vorübergehen und darf es nicht mitnehmen —«

»Warum denn nicht?« fragte ich verstört.

»Nun, weil unsereins doch auch noch so etwas wie 'n Gewissen hat, Liebchen. Wenn du drei Jahre älter wärest — dann ja. Aber so bist du wie ein junges, blindes Kätzchen, und wenn dir über neun Tage die Äugelchen aufgehen, würdest du sagen: ‚Was ist der Erik Norresen für ein schäbiger und erbärmlicher Kerl gewesen, als er die Unerfahrenheit und Hilflosigkeit und den Leichtsinn eines jungen Kindes für sich ausnutzte und sie ins Unglück führte.‘ So würdest du sprechen und hättest recht . . . Dida, du mufst in deine Heimat zurückgehen und bei deiner Mutter bleiben. Du bist

nicht gut aufgehoben bei Frau Pettersen. Du hast noch Eltern. Du mufst bei ihnen bleiben, bis du heiratest. Wenn du dann dein erstes Kind taufst, wirst du dich an diese Stunde erinnern und sagen: ‚Erik Norresen hat es doch gut mit mir gemeint; er hat als Gentleman und anständiger Mensch an mir gehandelt.' Was willst du, Dida?«

Ich machte mich von ihm los und schob meinen Hut zurecht. Zum ersten Male steifte sich das Rückgrat von Christian Ibsens Tochter in mir, und der Trotz erwachte in meiner Mutter Kind. Man verschmähte mich? — Oho . . .

»Was hast du, Dida?«

»Nichts! Ich möchte nach Hause. Es war ja alles nur Spafs und Dummheit, entschuldigen Sie —«

»Sie sind mir böse?! Ich glaube, Sie haben mich ganz falsch verstanden, Dida —«

»Ich habe Sie sehr gut verstanden, Herr Norresen. Morgen reise ich nach Hause.«

»Aber Sie schreiben mir zuweilen? —«

»Wenn ich Zeit finde —«

»Und Sie vergessen nie, dafs ich Ihr bester Freund bin. Wenn Sie irgendein Anliegen hätten — —« »Wie käme ich dazu, Sie zu behelligen?« »Sie sollen mich richtig verstehen, Kind. Wissen Sie, dafs ich noch nie einer Frau so viel gegeben habe als Ihnen —?« Ich schwieg. »Gerade weil ich mich für Sie interessiere . . . Ich möchte Sie im Auge behalten —« »Ich werde schon meinen Weg finden.« »Sie sind jetzt trotzig, Dida. Warum? Wollen wir so scheiden?«

Unter dem Hin und Her kamen wir an unser Haus und verabschiedeten uns.

In meinem Zimmerchen begann ich den Kleiderschrank und die Kommode auszuräumen und alles zum

Einpacken zurechtzulegen. Dann warf ich mich halb ausgekleidet ins Bett; ich war todmüde und doch so aufgeregt, dafs an Schlafen nicht zu denken war. Ich schluchzte vor Qual und Sehnsucht; ich verwünschte meine Jugend und ersehnte den Tod; es schien mir unmöglich, ohne Erik Norresen weiterzuleben. Und doch wollte ich ihn nie wieder sehen, weil er mich gekränkt hatte.

Am anderen Morgen bekam ich einen Brief von Mutter, in dem sie mir den Tod meines alten Freundes Willibald mitteilte. Er war nur drei Tage krank gewesen. »Er sprach in den letzten Tagen immer von Dir,« schrieb Mutter, »es war eine fixe Idee von ihm, dafs Du noch zu jung bist, um allein in einer grofsen Stadt zu sein; ich mufste ihm versprechen, Dich wieder nach Haus zu nehmen, und um ihn zu beruhigen, tat ich es. Übrigens habe ich noch grofse Sehnsucht nach Dir, ich möchte Dich doch gern zu Pfingsten hier haben — — —«

Mutters Brief schien mir wie ein Schicksalswink.

Um elf Uhr frühstückte ich mit Helga und eröffnete ihr meinen Entschlufs.

»Meinetwegen — ich kann dich nicht halten, wenn du heim willst,« sagte Helga mürrisch; »aber von Erik Norresen brauchst du dir nichts vorreden zu lassen. Der! So einer, der selbst die tollsten Zicken gemacht hat . . . Ich weifs es doch von Frederik Larstorff . . . In Paris hat er eine Schauspielerin ausgehalten, die ihm über hundertfünfzigtausend Kronen in einem Jahr gekostet hat, und dann vergaffte er sich in ein uraltes Weib und bändelte mit ihr an, und all solche Verrücktheiten; und der will uns Moral predigen? Ist das nicht zum Lachen?« —

»Ich will ihn nie wieder sehen,« sagte ich.

Helga horchte auf. »Du hast dich wohl in Erik Norresen verliebt, Dida?«

»Ich? Gott bewahre. Ich hasse ihn.«

»So, so, hm, hm. Na, du wirst ja bald wiederkommen, Dida.«

«Ich glaub's nicht.«

»Aber ich. Und ich freue mich deswegen. Ich habe mich zu sehr an dich gewöhnt . . .«

»Nein, nein. Ich will für immer in T. bleiben.«

»Abwarten.«

»Jawohl.«

* * *

Es war eine wunderliche Heimkehr. Als Mutter mich umarmte und mich küſste, hatte ich ein eigen beglücktes und zufriedenes Gefühl: Heim, heim! Es ist doch schön, noch mein eigenes Heim zu haben, in das man zurückkehren kann und in dem sich noch ein paar Arme liebevoll nach einem ausstrecken. Der Zauber der Heimat umfing mich. Es war mir, als sei ich Jahre fort gewesen. Alles war so eng, so traut, so behaglich und — worüber ich mich am meisten wunderte — so unverändert. Nur Vater war um zwanzig Jahre gealtert und ganz blaſs und zusammengefallen. Als ich ihn begrüſste, muſste er sich erst besinnen, wer ich war, und wenn man ihn etwas fragte, dauerte es immer fünf Minuten, bevor man langsam die richtige Antwort bekam. Das Denken wurde ihm noch schwer; die Gedanken, sagte er, sausten ihm wie Fliegen und Bienen im Kopf herum, und er bedurfte immer einige Zeit, bis er die richtigen eingefangen habe.

Ja, alles war doch nicht da, wie ich es verlassen hatte. Am Mittag desselben Tages, an dem ich abends heimkehrte, hatten sie Onkel Willibald begraben. Die

Fenster seines Häuschens standen offen, und laute, fremde, gleichgültige Stimmen drangen aus dem kleinen, gemütlichen Wohnzimmer, in dem ich manche angenehme Stunde verlebte und an das sich für mich so manche liebe Erinnerungen knüpften, auf die Strafse. Da waren die Nichten und Neffen — die Männer alle dem Lehrerstand angehörend — schon an der Teilung des Nachlasses. Ich hörte im Vorbeigehen, dafs die Frauen sich nicht um ein altes Porzellanservice einigen konnten, und ein dumpfer, beklemmender Schmerz ging durch meine Seele, irgendein unbewufstes, nur halb empfundenes Ahnen, das mit dem guten, klugen, alten Mann, der einzige Faktor hingegangen war, der mein Leben vielleicht in eine andere als in die ihm nun vom Schicksal gewiesene Bahn hätte lenken können.

In unserem Hause war nun Friede. Mutter pflegte Vater mit rührender Liebe und Aufopferung, und Vater vergalt ihr die Sorgen und vielen kleinen Liebesdienste mit ebenso rührender Dankbarkeit; man hätte manchmal meinen können, die beiden wären in den Flitterwochen. Ich selbst kam mir dagegen recht überflüssig vor; im Hause gab es wenig für mich zu tun, und ich wufste nicht recht, womit ich die langen, stillen Nachmittage und Abende ausfüllen sollte. Wenn es schönes Wetter war, lief ich weit hinaus in die Heide, warf mich der Länge nach in das braune Kraut und konnte stundenlang auf dem Rücken liegen und geradeaus in die Wolken starren, und dachte — und dachte — ich weifs nicht mehr was — allerlei krauses, buntes, phantastisches Zeug zusammen, das aber am Ende immer in einem Punkte und einem Begriffe und in einer Person zusammenlief: in Erik Norresen.

Ich dachte immer an ihn, immer, immer, und je mehr ich mir einredete, ich müfste ihn vergessen, ihn

verachten, ihn hassen, desto intensiver rankten sich meine Gedanken an ihn auf und wanderten mit ihm den ganzen Tag herum; ich schlief mit ihm ein, träumte von ihm und wachte mit ihm auf. Ich machte wiederholt Versuche, mich abzulenken. Ich nahm auch öfters meine Zeichenübungen auf, aber es hatte nicht mehr die Art damit wie bei Onkel Willibald; schliefslich zeichnete ich nur Köpfe aus dem Gedächtnis, Helgas und Larstorffs und Tante Charlottes und viele andere Köpfe, und alle wurden Karikaturen, nur einer war sprechend ähnlich: Erik Norresen. Ich zeichnete ihn in Lebensgröfse und nahm das Bild tags mit auf meine Spaziergänge, und abends in mein Bett, und küfste es, bis es zerrifs und ich ein neues zeichnen mufste.

Meine Träume wurden jeden Tag und jede Nacht schwüler und schwerer. Ich lebte nur in ihnen. Ich mochte niemand sehen, mit niemand sprechen. Vielleicht wäre mir leichter geworden, wenn ich mich einmal zu jemand hätte aussprechen können, aber ich hatte keinen Menschen, zu dem ich so viel Vertrauen gehabt hätte. Zu Mutter hatte ich gewifs Vertrauen — in allen anderen Nöten wäre ich sicher zu ihr geflüchtet, aber das, was mich erfüllte, konnte ich nicht vor ihr ausbreiten. Zudem empfand ich instinktiv, dafs sie das alles nicht besonders ernst nehmen würde. Ich wufste aber am besten, wie ernst es damit war.

Am meisten quälte mich die Vorstellung, dafs Erik Norresen eine andere liebte, und dafs er sich über mich lustig machen könnte. Helgas Andeutung von der Pariser Schauspielerin zwickte mir wie mit heifsen Zangen am Herzen. Ich suchte mir ein Bild von ihr zu machen und schminkte es mit den brennenden Farben ausschweifendster Phantasie, und schwelgte förmlich in Qualen, die mir direkt physische Schmerzen bereiteten.

Nie wieder in meinem ganzen Leben habe ich auch nur annähernd die Höllenpein einer ohnmächtigen Eifersucht so kennen gelernt und durchgekostet als in jenem Sommer.

Dunkel empfand ich, dafs mir in den wenigen Wochen in Hamburg eine holde Lebensperiode abhanden gekommen war. Die liebliche, harmlos fröhliche Übergangszeit von Kindheit zur reifen Jugend war für mich in Helgas Umgebung untergegangen. Wenn ich mit meinen ehemaligen Schulkameradinnen und Altersgenossinnen zusammenkam, merkte ich, dafs ich nicht mehr zu ihnen gehörte und nicht zwischen ihnen pafste. Wenn sie in backfischlicher Neugierde die Konversationslexikon, naturwissenschaftlichen und populären medizinischen Werke aus den Bücherschränken nach den Geheimnissen der Menschwerdung durchstöberten, hatte ich ein Gefühl, als ob ich ihnen weit entrückt wäre. Ich konnte mich nicht an ihrem harmlosen Geschwätz beteiligen; wir hatten gar keine gemeinsamen Interessen. Ich empfand eine Art Isolierung.

»Du bist so still, Dida,« sagten sie oft. »Woran denkst du?«

»An nichts,« sagte ich dann. —

»Wenn du zwischen den Mädchen bist, kommst du mir vor wie ein Blumenkind zwischen lauter Küchengewächsen,« sagte Mutter mit naivem Stolz. »Du bist ganz anders wie die anderen. Die anderen sind die richtigen Schnattergänse. Du bist so ruhig und weifs und still wie ein Schwan.«

»Aber ich bin nicht schön,« sagte ich.

»Du weifst genau, dafs du es bist,« sagte Mutter, »du weifst es zu gut, Dida! Es ist affektiert von dir, dafs du es von mir hören willst.«

Ich stand vor dem Spiegel zwischen den Fenstern und betrachtete mich. Aus dem Glas sah mich ein

wachszartes Kindergesicht mit fast unnatürlich grofsen, dunklen Augen, von langem blonden, seidenweichen Haar umrahmt, an.

»Ich bin lange nicht so schön wie die Pariser Schauspielerin,« sagte ich aus meinen Gedanken heraus und seufzte tief.

»Wie wer?«

»Ach — ich meine nur. Wie eine Pariser Schauspielerin — man sieht sie doch zuweilen abgebildet.»

»Ich meine, in deinem Gesicht sind zwei Schönheiten, die eine Pariser Schauspielerin wahrscheinlich nicht aufzuweisen hat: das sind Unschuld und die erste Jugend —«

Ich schwieg.

Helga schrieb mir oft, aber von Erik Norresen erwähnte sie nie etwas. Sie und Tante Charlotte verbrachten den Sommer in der Schweiz.

Mutter sah mich oft besorgt an. Mein Gesicht wurde schmal und meine Augen wurden immer gröfser und tiefer. Wenn ich nach einer halb durchwachten Nacht herunterkam, sah ich oft jammervoll aus.

»Bist du krank? Fühlst du dich nicht wohl, Dida?« fragte Mutter. »Sollen wir nicht mal den Doktor fragen?«

Ich protestierte heftig, aber es liefs ihr keine Ruhe, und eines Tages kam Doktor Fromm, der Vater behandelt hatte, und fühlte mir den Puls und beklopfte meine Brust und untersuchte Augen und Lippen und stellte viele Fragen.

»Etwas bleichsüchtig und hochgradig nervös,« lautete seine Diagnose. »Die Fälle sind nicht selten, wo sich bei allzu früher Reife in diesen Jahren eine bis zur Hysterie gesteigerte Nervosität einstellt. Ruhe, keine Aufregung, viel frische Luft, leichte, regelmäfsige Beschäftigung, die nicht anstrengt, nur zerstreut, und

kräftige Ernährung sind die einzigen Heilmittel, allenfalls eine Luftveränderung.«

»Ich habe solche Angst um dich, Liebling,« sagte Mutter, als der Doktor fort war. »Du wirst mir doch nicht krank werden?«

»Ich denke nicht daran,« sagte ich lachend, und im stillen malte ich mir mit Wonne den Gedanken aus, dafs ich plötzlich, mitten in der Rosenzeit, sterben könnte.

Einmal geriet mir zufällig Vaters Kasten mit den frommen Sprüchen in die Hände. Ich griff hinein wie in eine Tombola und »zog« mir einen. »Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid. Ich will euch erquicken,« sagte der Spruch. Noch einer: »Bei mir ist Friede.« Und noch einer: »Alle eure Sorgen werft auf ihn, denn er sorget für euch.« Ich hielt die drei Sprüche lange in der Hand, las sie und dachte nach.

Lag da der Friede? Lag dort das Glück? Konnte man in der Religion wirklich Trost und Halt und den verlorenen Seelenfrieden wiederfinden?

Ich wollte es versuchen.

Von da an ging ich jeden Sonntag zweimal zur Kirche, las Andachtsbücher und betete mit einer Leidenschaft und Inbrunst, wie nur ganz junge Menschen beten können, um Glück und Genesung. Aber wie ich mich mühte, es gelang mir nicht, mir Erik Norresen vom Herzen zu beten, und schliefslich verzweifelte ich.

An einem warmen Augustnachmittag ging ich mit Vater langsam im Garten auf und ab. Er rauchte seine lange Pfeife, bückte sich zuweilen nach einem Stück Unkraut und sah dann wieder mit einem weiten Blick nach oben, den Wolken nach, die dort auftauchten und vorüberzogen. Da fafste ich mir ein Herz.

»Vater!«

»Dida?«

»Vater, wie kam es eigentlich, dafs du — hm — dafs du mit einem Male so furchtbar fromm wurdest? Du warst vordem doch nicht so?« —

Wie immer liefs die Antwort ein paar Minuten auf sich warten.

»Ja, siehst du, Dida, das kommt so: Wenn man sich unglücklich fühlt, so innerlich zerrissen und gequält, und gar nicht weifs wie so und wie dran, und nach rechts und links, vorn und hinten nichts sieht, was einem helfen und halten könnte, und tastet mit beiden Händen in der Luft, dann kommt es einem so angeflogen, dafs es doch irgendwo etwas oder jemand Unsichtbares geben mufs, etwas, das über alles und alle steht, und dann klammert man sich daran mit der letzten verzweifelten Kraft und glaubt — und glaubt.« —

»Und hat es dir geholfen, Vater? Kamst du innerlich zur Ruhe?« —

Vater sah mich mit einem langen, eigenen Blick an.

»Ich glaube, Mutter hat recht,« sagte er. »Es mufs von innen herauskommen, von aufsen fliegt es nicht zu. Wenn man in sich steigt, hört man Gott selber sprechen, das merke ich jetzt oft nach meiner Krankheit. Dann hört man seine Stimme unmittelbarer und deshalb deutlicher als durch den Mund des Priesters.« ...

Er brach ab und sprach dann von den Rosen, die im vorigen Jahr okuliert waren, und ich wagte nicht, noch einmal davon anzufangen, obgleich ich gern mehr über diesen Punkt gesprochen hätte.

Ich ging nach wie vor fleifsig zur Kirche und betete fast fanatisch um Erhörung meiner Wünsche, aber es nützte mir nichts; ich wurde Erik Norresen und meine Sehnsucht nicht los.

Anfang September schrieb Helga mir, dafs sie in der grofsen Woche in Baden-Baden Erik Norresen ge-

troffen habe. »Wir hatten noch nicht drei Minuten miteinander gesprochen, als er sich nach dir erkundigte. Er meinte, er habe doch erwartet, dafs du ihm mal geschrieben hättest, und was ich von dir wüfste. Anfang nächsten Monats kommt er wieder nach Hamburg und bleibt bis nach Weihnachteu. — — Wir reisen morgen zurück. Ich mufs mich noch im Laufe dieses Monats einer Operation unterziehen. Ich habe die gleiche Sache schon einmal durchgemacht, und es ist nichts Gefährliches, aber ich werde doch vierzehn Tage liegen müssen, und ich sähe gern, wenn du kämst und mir Gesellschaft leistetest. Ich habe mich so an dich gewöhnt, dafs ich wirklich Sehnsucht nach dir habe.« ...

Wie ich den Brief gelesen und fünf Minuten später Mutters Erlaubnis, wieder nach Hamburg reisen zu dürfen, um Helga zu pflegen, erhalten hatte, erwachte ich wie aus einem schweren, langen Schlaf. Zum ersten Male seit langer Zeit fühlte ich wieder die Wärme und den Rosenduft des Sommertages.

Und ich dachte nicht mehr an Kirchengehen und Beten. Meine Sehnsucht löste sich plötzlich in frohe Erwartung. Ich lief an diesem Tage drei Stunden lang über die Heide, und sang und lachte, und war so glücklich und gesund und froh wie nie zuvor in meinem Leben.

* * *

Helga hatte ihre Operation schon überstanden, als ich auf eine Depesche von Tante Charlotte hin in Hamburg anlangte. Auf dem Wege vom Bahnhof gab Tante eine etwas konfuse Erklärung über die Art der Operation. Die arme Helga hatte ein Frauenleiden, und der Arzt wufste selber nicht recht, was es eigentlich sei, aber die arme Helga trüge alles mit grofser Geduld und beispielloser Seelenstärke ....

Helga sah erschreckend blafs und angegriffen aus,

So im Bett mit ihren mageren, verfallenen Zügen und den eingesunkenen Augen hätte man sie für eine Frau von fünfzig Jahren halten können. Trotzdem war sie schon wieder guten Muts und froher Laune.

»Das ist die Unvollkommenheit des Lebens, Dida,« sagte sie, als wir allein waren, »die wirst du auch noch kennen lernen. Auf jeden Karneval ein Askermittwoch. Das nennt man die ‚besteingerichtete aller Welten‘. Skadt nichts! Man mufs in solchen Lebenslagen den Kopf oben behalten. Die meisten verlieren ihn. Einige gehen dann in ihrer Verzweiflung hin und nehmen sich das Leben. Dummheit! Man hat nur ein Leben zu verlieren. Andere die heiraten Hals über Kopf — — so wie ich es auch machte. Noch dummer! Noch andere geben sich alten Weibern in die Hände und setzen Leben und Gesundheit aufs Spiel, aber eine kluge Frau hat immer einen vertrauenswürdigen Arzt unter ihren Freunden, der ihr hilft. Merk dir das, Dida. In vierzehn Tagen bin ich wieder gesund und wohlauf.«

Diesmal hatte Helga sich aber doch verrechnet. Drei, vier, fünf Wochen vergingen, bevor sie aufstehen konnte, und erst gegen Weihnachten kehrten ihre Kräfte langsam und allmählich wieder. Ihre gute Laune hatte sie indessen keine Stunde verloren, und als sie aus dem Bett war, begann auch sofort das alte Leben in ihrer Wohnung. Ihre Freunde verwöhnten und verhätschelten sie mit Tante Charlotte um die Wette; ihr Schlafzimmer glich fortwährend einem Treibhaus, und besonders Herr Larstorff, der nach einigen Extratouren wieder zu seiner alten Liebe zurückgekehrt war, überbot sich in Überraschungen und Aufmerksamkeiten.

Helga machte mir mein Gesellschafterinnenamt leicht; sie war trotz ihrer Schwäche und Schmerzen nie ungeduldig, immer liebenswürdig und von einem geradezu

sonnigen Optimismus. Selbst in ihrem Egoismus lag etwas Sonniges. Ohne dafs ich es wufste, stand ich wieder ganz unter ihrem Einflufs und fühlte mich wohl dabei, wie ein Fisch im Wasser — so wohl, dafs ich anfing, Erik Norresen, von dem ich nichts sah und hörte, allmählich zu vergessen. Statt dessen begann ich an den lustigen, nächtlichen Veranstaltungen, zu denen Helga sich in ihrer Rekonvaleszenz die Ideen ersann, mehr als je Gefallen zu finden.

Sie schlief tagsüber und liefs sich abends in einem saut de lit auf die Chaiselongue tragen. Etwas nach zehn kamen ihre Freunde und Freundinnen, die letzten durchschnittlich Tänzerinnen und Choristinnen, deren Bekanntschaft sie Gott weifs wo gemacht hatte. Dann wurde musiziert, eine Harfenistin und ein Zigeunergeiger gaben ihre Kunst zum besten, und die Weiber tanzten dazu, nur mit ein paar Schleiern und Bändern umhangen, phantastische Tänze mit abenteuerlichen Gliederverrenkungen. Die Musik prickelte und berauschte wie Sekt, und eines Abends wurde ich so mitgerissen von dem allgemeinen Taumel, dafs ich in Helgas Schlafzimmer auch meine Kleider abwarf, ein grofses, buntes Tuch umknüpfte, einen roten Schleier über mein gelöstes Haar warf und mit nackten Füfsen mittanzte wie die anderen.

Da war ein junger Schauspieler von der »Flora«, einem Vorstadttheater am Schulterblatt, ein junger Mensch mit einem schmalen, blassen, mädchenhaften Gesicht, wulstigen, ebereschenroten Lippen, hungrigen Augen und langen, schwarzen Haaren, der sich jedesmal besonders an mich herandrängte. Ich habe niemals seinen Namen gewufst; manche Menschen sind gewissermafsen nur in der Ferne geniefsbar, man fühlt sich in ihrer Nähe abgestofsen, und sie gewinnen in der Erinnerung. Bei

diesem jungen Schauspieler ging es mir anders: So lange er neben mir war, gefiel mir seine schwüle, etwas perverse Art nicht übel, aber wenn ich an ihn dachte, fand ich ihn widerwärtig. ... An diesem Abend faſste er mich mit dem rechten Arm um, und dann tanzten oder sprangen wir vielmehr nach dem Rhythmus hin und her und in einem so rasenden Drehwirbel, daſs die anderen aufhören muſsten, zuschauten und laut Beifall klatschten.

»Bravo! Dida! Bravo!« schrie Frederik Larstorff, »dafür verdienen Sie eine ganz besondere Belohnung.« Und er umschlang von rückwärts meine Taille, hob mich auf und trug mich einige Schritte vor sich her und legte mich jemand, der im Türrahmen stand, in die Arme.

Ich kreischte auf und wollte mich losreiſsen — — Erik Norresen aber hielt mich fest.

»Ich will mich doch nur rasch umkleiden, dann komm' ich wieder,« rief ich flehend.

Erik Norresen schüttelte lachend den Kopf. »Gott bewahre — vor den anderen tanzen Sie so, und um meinetwegen wollen Sie sich umkleiden? Das wäre ja noch schöner.« — Und er zog meine Hand in seinen Arm, und ich folgte ihm. Die Türvorhänge fielen hinter uns zusammen.

In Helgas Boudoir brannte nur eine einzige Lampe. Wir setzten uns in den schmalen Erker und sahen einander eine Weile schweigend an.

»Also, Sie sind wieder hier?!« sagte Erik Norresen.

»Ich bin wieder hier.«

»Es gefiel Ihnen zu Hause nicht?« — —

Ich spielte mit den Quasten der Fauteuillehne. »Zu Hause? — O doch — aber für immer mag ich in dem Nest nicht leben.«

»Sie wollen also für längere Zeit hier bleiben?«

»Ja. So lange mich Helga behalten will.«

»Hm, hm, haben Sie auch zuweilen an mich gedacht, Fräulein Dida?«

»Vielleicht mehr als Sie an mich.«

»Das glauben Sie! Ich sage Ihnen aber, ich habe mich oft in Gedanken mit Ihnen beschäftigt, mehr als Sie ahnen. Ich dachte stets mit zwei extremen Wünschen an Sie: Einmal, dafs ich Sie hier wiederfände, und einmal, dafs Sie sich zu Hause so glücklich fühlen möchten, um nicht hierher zurückzukehren.« ...

»Der letzte Wunsch überwog aber, was?«

»Ich merke in diesem Augenblick, dafs es nie ernst gemeint, sondern nur eine Autosuggestion war.«

Pause.

»Dida!«

»Herr Norresen?«

»Erinnern Sie sich unseres letzten Gesprächs unten an der Alster?«

»So ungefähr.«

»Nur ungefähr! Aber eines müssen Sie sich erinnern. Auf meine Frage: Kommen Sie mit mir, wohin ich Sie führe — antworteten Sie: ja!«

»So? Tat ich das?«

»Jawohl. Würden Sie mir auf dieselbe Frage heute wohl dieselbe Antwort geben?«

»Sie möchten wohl noch einmal die Genugtuung haben, mir einen Korb zu überreichen. Danke . . .«

»Das ist nicht gut von Ihnen, Dida . . . Sie wissen nicht, was es mich für Überwindung kostete — aber ich konnte nicht anders.«

»Nun und heute? Das ist doch dasselbe.«

»Nicht ganz. Sie sind inzwischen acht Monate älter geworden — das ist in Ihrem Alter so viel wie nach einem Dezennium drei Jahre. Und dann bin ich

überzeugt, dafs Sie bei mir immer noch hundertmal besser aufgehoben sind als hier bei Frau Pettersen . . .«

Er rückte das Tischchen, das zwischen uns stand, beiseite und nahm meine eiskalte, zuckende Hand, und streifte das Tuch zurück und strich weich und leise über meinen Arm bis zur Schulter, und meine Glieder flogen bei seiner Berührung wie im Fieber, und es war kein Nerv in mir, der nicht zu ihm schrie und mich nicht zu ihm drängte.

»Komm mit, Dida! Heute über vier Wochen fahren wir nach Paris . . . Ich liebe dich, kleine, süfse, weifse Dida — Willst du?«

»Ich will, ich will,« schrie es in mir, aber das Wort kam in diesem Moment nicht über meine Lippen.

»Ich weifs nicht,« flüsterte ich verstört.

»Du sollst es nicht bereuen,« sagte er und küfste mich; erst weich, fast zaghaft, dann heifs und leidenschaftlich, dafs mir Hören und Sehen verging — — —

Und fünf Wochen später fuhren wir nach Paris.

* * *

Wir fuhren nach Paris und weiter — — zwei Jahre lang — — — Als ich damals einwilligte, war ich mir der Tragweite meiner Handlung vielleicht nicht im entferntesten bewufst —

Wenn ich heute aber mein ganzes Leben noch einmal durchleben müfste, würde manches anders werden, — aber diese zwei Jahre wollte ich wieder genau so durchleben, wie ich sie durchlebte, und nicht ein Tüttelchen anders, und nicht um die Welt gäbe ich die Erinnerung an diese Jahre her, denn sie waren die glücklichsten und besten Jahre meines Lebens. Es waren Jahre voll Reinheit und Schönheit, voll Güte und Frieden. Die

einzige Wolke, die hineindunkelte, war das Bewufstsein des Unrechts gegen meine Eltern.

Ich hatte Helgas Vorschlag gefolgt und ihnen geschrieben, dafs ich eine Stellung als Reisebegleiterin bei einem Ehepaar annehme, und sie glaubten alles, und es kam ihnen nicht der Schatten eines Verdachts, wenn sie die Briefe an mich in einen zweiten Umschlag legten und diesen an »Frau Erik Norresen« adressierten. Sie waren glücklich, dafs es mir gut ging und ich so viel von der Welt zu sehen bekam, und meine Briefe so fröhlich waren.

Mir selber fiel es nie ein, dafs es etwas Ungewöhnliches oder gar Unrechtes sei, dafs ich ungetraut, und nicht standesamtlich eingeschrieben, mich für Eriks Frau ausgeben liefs. Von Helga hatte ich so viel von der Gottlosigkeit und der Unmoralität der Ehe erfahren, dafs ich genau ihrer Ansicht war, und Erik hatte mir damals gesagt, dafs wir nicht heiraten konnten; ich fragte nie, weshalb oder warum nicht. Ich war ja so glücklich, dafs mir eine Steigerung meines Glücks fast undenkbar schien und ich mich vor jeder Veränderung fürchtete.

In Paris entdeckte Erik einmal mein kleines, abgegriffenes Tagebuch. Es gab einen kleinen Kampf darum — er wollte es durchaus lesen, und dabei rifs der halbe Deckel ab. Vierzehn Tage später schenkte er mir ein neues — — Das liegt jetzt vor mir, es hat Büttenpapier, einen Umschlag von Krokodilleder, goldene Schliefsen, und auf der Vorderseite prunken meine Initialen in Türkisen. Das Buch ist mir auf meinem ferneren Lebensweg ein treuer Begleiter geblieben — — Ich lasse es reden.

* * *

Paris, 5. März.

Jetzt sind wir schon vier Wochen hier; was die Zeit läuft! Es ist wie ein Traum. In all der Zeit habe ich merkwürdigerweise noch gar nicht an das gedacht, was mich diesen Sommer in T. quälte und ängstigte. Vorgestern abend kam Erik selbst darauf. Wir soupierten in einem eleganten Restaurant, und neben uns safsen an einem Tisch drei sehr auffallende Damen. Erik erklärte mir, dafs es Kokotten wären, und als wir mehr darüber sprachen, erzählte er mir, was ich ja wufste, dafs er auch einmal eine Geliebte in Paris gehabt hatte, elf Monate lang.

Wie er das sagte, wurde mir erst 'n bifschen wunderlich zumute, aber dann fafste ich mir ein Herz und fragte ihn, ob sie denn noch in Paris sei. »Ich weifs es wirklich nicht, aber ich denke,« sagte er; »ich will mich einmal erkundigen, dann könnten wir einmal in ihr Theater gehen. Sie ist trotz allem ein armer Wurm, und ich habe sie eigentlich nicht sehr gut behandelt.« — »Ja, das können wir,« sagte ich, und am anderen Tage erfuhren wir, dafs Mademoiselle Blanche Beaucoup in einem Variété singt, und wir verabredeten, abends hinzugehen. Ich war sehr gespannt und etwas ängstlich.

»Du mufst ihr etwas schenken, Dida,« sagte Erik, und wir fuhren zu einem Juwelier und kauften einen kleinen Brillantring, den ich vorläufig zu meinen eigenen auf den Finger steckte.

Na und dann ging's los. Ich war einfach paff. Na — aber solcher Geschmack! Schick war sie ja, aber nach meiner Ansicht über alle Mafsen häfslich. Ein so grofser Mund — und mager!! Herr, du meine Güte! Ich schämte mich ordentlich, auf die eifersüchtig gewesen zu sein. Jung war sie auch nicht mehr, das einzig Schöne an ihr waren die grofsen, schneeweifsen, festen

Zähne. Erik schickte ihr seine Karte, und nach einer Weile kam sie an unseren Tisch, und ich verstand so viel, dafs er mich ihr als seine Frau vorstellte. Sie begrüfste ihn und mich mit einer enormen Lebendigkeit und einem Wortschwall, von dem ich nicht eine Silbe verstand. Ich verstehe überhaupt fast nichts, mein bifschen Schulfranzösisch scheint eine ganz andere Sprache, aber das ist ja gerade so himmlisch: Man ist mitten zwischen den vielen Menschen hier so allein, wie auf einer weltfernen Insel. Ich mufs sagen, dafs Mademoiselle Blanche mich amüsierte, und obgleich wir einander nicht verstanden, unterhielten wir uns vortrefflich; wenn sie lachte, war es so ansteckend, dafs ich mitlachen mufste, und das verstand ich aus ihren Mienen und Gesten, dafs sie mir erzählte, Erik sei ein böser Mann, aber doch ein lieber Kerl. Zum Schlufs schenkte ich ihr den Ring als Souvenir, worüber sie in eine Ekstase des Entzückens geriet, mir die Wangen streichelte und einmal über das andere ‚chère petite femme‘, ‚bien joli‘ und ‚charmant‘! ‚charmant, monsieur‘ rief, womit sie, wie ich es auffafste, mich und den Ring meinte.

»Na, wie findest du Blanche?« fragte Erik mich, als wir in unserem Hotel noch eine Weile zusammen safsen.

»Sie ist sehr nett und gewifs sehr gutmütig,« sagte ich, »aber ich kann nicht verstehen, dafs du dich in sie verlieben konntest. Sie ist zu häfslich.«

Erik lachte. »Ja, Dida, das ist so: Wenn man das Unglück hat, als reicher Leute Kind auf die Welt zu kommen und sich von klein an keinen Wunsch zu versagen braucht, ist man mit zwanzig Jahren durch alles das, was dem normalen Geschmack entspricht, durch und ist es über, dann verfällt man auf allerhand Absonderlichkeiten, verliebt sich heute in eine beauté du

diable, morgen in eine ehrwürdige Matrone mit schneeweifsem Haar — Rückkehr zur Seelenliebe — und übermorgen in ein kleines, süfses, noch nicht lange aus dem Ei gekrochenes Küken, verstehst du?«

Ich sah vor mich nieder auf die blank polierte Fläche des schwarzen, eingelegten Salontisches. Und ich weifs nicht wie — aber es legte sich mir plötzlich wie Schnee aufs Herz.

»Und dann?« sagte ich beklommen, »was kommt dann an die Reihe?«

Da rifs er mich an sich und küfste mich. »Niemand,« sagte er mit seiner lieben, warmen Innigkeit, der man glauben und vertrauen mufs. »Wir wollen immer zusammen bleiben —, Dida. Ich habe mir ja immer ein so ganz unschuldiges Weib wie dich gewünscht. Jawohl, du bist unschuldig. Dein Seelchen ist noch ein unbeschriebenes Heft, die paar Zeilen, die ruchlose Finger auf der ersten Seite hingeschmiert haben, die radiere ich aus und übermale sie. Ja, und auf den vielen weifsen Seiten, da schreib ich mich selber hin, meine eigenen Empfindungen und Gedanken und Anschauungen, und wenn ich dann einmal alt und grau und gebrechlich bin und hinter dem Ofen hocke, dann schlage ich dein Seelenbuch auf, und blättere darin und finde mich wieder darin wie einst — und dann durchleben wir die schönen Jahre noch einmal, nicht wahr, Herzlieb —?«

Ach, ich bin zu glücklich.

* * *

Rolandseck a. Rh., 20. Mai.

Es ist merkwürdig, wie viele verschiedene Menschen man auf Reisen kennen lernt. Dieser Mai am Rhein ist himmlisch. Erik mufste auf acht Tage nach Hamburg zurück, so lange bin ich allein im Hotel. Ein paar sehr

nette Damen aus Düsseldorf habe ich hier kennen gelernt, eine alte Frau Geheimrat und ihre Enkelin, eine Deutsch-Amerikanerin, die seit ihrem vierzehnten Jahre bei der Grofsmutter in D. ist. Erik hat mir zwar eingeschärft, nicht allzu intim mit den Damen zu werden, aber ich weifs nicht, was er will. Die Damen sind so nett zu mir. Wir machten heute nachmittag einen Spaziergang nach dem alten Vulkan. Fräulein Lizzie ist in ihrem ganzen Denken und Wesen eine freie Amerikanerin, sie denkt genau wie Helga über die Ehe. Sie sagte, sie würde sich auch wohl nie verheiraten, weil die Ehe eine veraltete Institution ist, und weil mehrere von ihren Freundinnen unglücklich verheiratet sind, und sie sei mehr für die freie Liebe. Die alte Dame — sie sieht riesig feudal aus mit ihren schneeweifsen Haaren — lächelte und sagte: »In der Theorie, Lizzie — aber nur in der Theorie — nicht wahr?«

»Nein, nein, ich meine es wirklich so,« sagte Lizzie. »Was denken Sie darüber, Frau Norresen?«

Ich zucke noch jedesmal zusammen, wenn man mich so anredet, und meine im ersten Moment immer, es sei jemand anders gemeint, und ich müsse korrigieren. »Ja, ich denke natürlich genau so wie Sie über diesen Punkt,« sagte ich. Wir kamen gegen sieben zurück, speisten um acht zusammen auf der Hotelterrasse, und dann gingen Fräulein Lizzie und ich noch eine Weile am Rhein spazieren. Sie erzählte mir nun, dafs sie schon vier Heiratsanträge zurückgewiesen habe, und dafs sie sich tatsächlich vor der Ehe fürchte. »Ich habe immer gehört, dafs es sich in freier Gemeinschaft viel besser lebt,« sagte sie, »dann ist der Mann immer gut zu einem. Die Sicherheit des Besitzes, die meist die schlechten Eigenschaften im Mann auslöst, fällt dann fort, und er bleibt immer der zärtliche Liebhaber — meinen Sie nicht

auch?« »Ja, gewifs doch,« sagte ich. »Ich freue mich wirklich, in Ihnen endlich mal eine verständige und freie Frau gefunden zu haben,« sagte Lizzie, »gerade die jung verheirateten Frauen sind darin meist komisch. Und Sie sind doch noch wahnsinnig jung — höchstens doch achtzehn Jahre. — Sie sind auch sicher noch nicht lange verheiratet?« — Ich tat, als hätte ich die Frage überhört, und Lizzie schüttete mir weiter ihr Herz aus, dafs sie einen Journalisten kenne, der sie sehr lieb habe, aber die Grofseltern und ihre eigenen Eltern würden es nicht dulden, dafs sie heiraten, weil er arm sei, und sie hatten auch schon daran gedacht, ob sie sich nicht in freier Gemeinschaft zusammen täten — in Amerika käme das oft vor; sie liebe ihn auch über alles. Es sei zwar schwer und gehöre viel Mut dazu, den Kampf mit den Vorurteilen der Menge aufzunehmen — alle ihre Freundinnen und die Gesellschaft überhaupt würden sie dann schneiden. »Siesicher auch, Frau Norresen — ja, ja — streiten Sie es nicht ab — wenn wir einander dann wieder begegneten, würden Sie mich nicht mehr kennen wollen.« »Ich — o sicher!« sagte ich, aber sie stritt dagegen. »Ich weifs es besser. Sie und Ihr Herr Gemahl würden mich auch schneiden.« »Nein — ich gewifs nicht,« sagte ich. »Das könnte ich Ihnen beweisen, Fräulein Lizzie. Mein Erik und ich — wir denken genau wie Sie — — ja — wir haben den Mut —.« »Wie meinen Sie?« sagte sie und horchte auf.

Na — eigentlich hätte ich es ja wohl nicht sagen sollen — aber wo sie doch so lieb und aufrichtig zu mir ist, soll ich da heucheln und lügen — nein — ich sagte ihr die Wahrheit, dafs wir auch in freier Gemeinschaft leben. »O, das ist aber sehr interessant,« sagte Lizzie, und wir unterhielten uns noch eine Weile, und sie sagte, sie freue sich, endlich mal eine mutige Frau kennen zu

lernen. Dann mufste sie aber nachher zu ihrer Tante, und da es noch früh ist und ich doch noch nicht schlafen kann, schreibe ich dies alles in mein Buch ein. Nun aber Schlufs für heute.

* * *

Interlaken, im August.

Ich sollte mein schönes Buch viel mehr brauchen, aber man hat auf Reisen nicht viel müfsige Zeit. Gestern ist Erik nun wieder nach Hamburg gefahren; er will nicht, dafs ich schon jetzt mit ihm dahin zurückkehre. Nun werde ich fortfahren, wo ich abbrach. Ach, du liebes Herrgottchen, war das eine Geschichte.

Als ich am Morgen ahnungslos herunterkam, safsen Frau Geheimrat und Fräulein Lizzie schon beim Frühstück. Ich begrüfste sie freundlich, wie immer, aber die Alte nickte nur steif mit dem Kopf, und Lizzies »Guten Morgen« klang auch so kalt und ablehnend, dafs ich nicht wufste, was ich sagen sollte, und mich allein an einen anderen Tisch setzte. Mir war sehr unbehaglich zumute, besonders als die Damen nachher aufstanden und, ohne mich zu beachten, an mir vorübergingen. Sonst hatten sie mich immer aufgefordert, mich ihnen anzuschliefsen. Und ich dummes Schaf war verdutzt und grübelte, was ich ihnen wohl getan haben könnte, und nicht im Traum fiel es mir ein, ihr sonderbares Wesen mit meiner Unterhaltung mit Lizzie in Zusammenhang zu bringen. Mittags an der Table d'hôte dieselbe Geschichte. Für beide Damen war ich Luft; über meinen Kopf hinweg unterhielten sie sich mit anderen und beachteten meine Einwürfe und Fragen gar nicht. Das war mir nun denn doch zu bunt, zumal es offensichtlich auch den anderen am Tisch auffiel, und als ich die Rätin

nachher allein im Garten sah, ging ich einfach auf sie zu und fragte sie, was sie habe und ob ich sie vielleicht ohne mein Wollen und Wissen beleidigt hätte.

Ich sehe sie noch vor mir, sie reckte sich ordentlich, und der Hals wurde so steif wie eine Litfafssäule. »— — In Ihrem eigenen Interesse möchte ich Sie ersuchen, weitere Annäherungsversuche an meine Nichte und mich zu unterlassen,« sagte sie ruhig und rauschte davon.

Ich stand da und wufste im Augenblick nicht, ob ich Fisch oder Fleisch war. Annäherungsversuche? Da hört doch alles auf! Wo die beiden sich fortwährend an mich herangedrängt haben! Auf einmal ging mir denn aber die ganze Illumination auf. Das waren Fräulein Lizzies freiheitliche Anschauungen. Ich depeschierte sofort an Erik, er möchte zurückkommen, und verbrachte zwei entsetzliche Tage, während der ich die Mahlzeiten auf meinem Zimmer einnahm und mich nicht hinaus getraute, in der Angst, noch weiteren Demütigungen ausgesetzt zu werden.

»Was bist du aber auch ein kleiner, törichter Kindskopf,« sagte Erik kopfschüttelnd, als ich ihm alles beichtete. »Wie kann man nur! Das ist verhältnismäfsig noch gut abgelaufen, du hättest noch mehr Unannehmlichkeiten davon haben können.« ...

»Ja, aber das Mädchen lockte es doch aus mir heraus, weil sie angeblich selber freie Anschauungen hat.« — »Angeblich, das ist eben der Unterschied zwischen Theorie und Praxis,« sagte Erik. »Ich kenne einen Herrn, der ist Präsident einer internationalen Gesellschaft für Humanität, aber wenn sich ein Bettler auf sein Gut verirrt, wird dieser mit den Hunden vom Hofe gehetzt. ... Und dann vor allem eins, Herzlieb: Du mufst dich in den Gedanken hineinleben, dafs du nicht

zum Schein, sondern wirklich meine Frau bist. Du bist es. Glaube mir, eine Ehe wird wirklich nicht heiliger und das verbindende Band nicht fester dadurch, dafs der Standesbeamte ein paar Zeilen in sein Register einträgt und der Pfaffe sein Ja und Amen über die beiden spricht. Wie viel Fluch ist schon aus solchen ‚vorschriftsmäfsig' geschlossenen Ehen hervorgegangen! Die gegenseitige Liebe und Treue heiligt das Zusammenleben zweier Menschen zur Ehe; ohne diese beiden ist es auch mit Standesamt und Priester ein Konkubinat, nichts weiter. Wenn ich wüfste, dafs deine Eltern freie und vorurteilslose Menschen wären, ginge ich zu ihnen und sagte ihnen, dafs du bei mir gut aufgehoben bist, und sie würden mich verstehen und mir vertrauen. Wir geben uns für verheiratet aus, um Frieden zu haben, nicht etwa, weil wir das, was wir tun, verbergen oder verleugnen wollen. Hoffentlich erleben wir auch noch die Zeit, wo wir Hinz und Kunz den Gefallen tun können, ihren geistreichen Gesetzen Konzessionen zu machen.«

So sagte Erik, und am selben Tag reisten wir weiter und waren zwei Wochen in Lindau am Bodensee, und dann hier und da, und ein paar Wochen auf Rigi-Kulm und sind nun hier in Interlaken, wo es so himmlisch schön ist. In der ersten Zeit war ich doch etwas niedergeschlagen, der Schreck war mir mächtig in die Krone gefahren. Aber nun ist längst alles vergessen. Das Leben ist zu schön, ich bin es gar nicht wert, dafs ich so glücklich bin. Wenn wir morgens am Höheweg unter den Nufsbäumen spazieren gehen, und die Gletscher sich so blendend von dem tiefblauen Himmel abzeichnen, und die Musik spielt, und alles voll Duft und Sonne und Schönheit — und wir so glücklich, dann meine ich, es könnte im Paradies nicht schöner gewesen sein als hier.

Nun aber, wo Erik fort ist, bin ich traurig und

fühle mich verlassen. Wir verkehrten hier dann und wann mit einem alten, wunderlichen Herrn, der auch im Viktoria-Hotel wohnt. Erik sagt, wenn wir überhaupt mal hier und da mit jemand verkehren, sollen es nur Herren sein; Frauen sind durchgängig kleinlich, neugierig, klatschsüchtig und neidisch. — —

* * *

2. September.

Mir ist so bange nach Erik! ...

Mit dem alten Professor Riek aus Darmstadt habe ich mich recht befreundet, ich begleite ihn oft auf Spaziergängen und kleineren Gletschertouren. Er schreibt ein religiös philosophisches Werk, und wenn er sehr gut gelaunt ist, liest er mir zuweilen etwas daraus vor. Manchmal gehen wir auch eine Stunde und länger nebeneinander und sprechen kein Wort, und der Professor sagt, es gefällt ihm so gut an mir, dafs ich nicht nur verständig zu reden verstehe, sondern auch schweigen kann, was bei Frauen eine seltene Tugend sei. Er erinnert mich in vielen Stücken an Onkel Willibald.

Freitag waren wir auf der Heimwehfluah und tranken oben, nachdem wir die herrliche Aussicht über den Thuner und Brienzer See und rückwärts in die Berge und Gletscher genossen hatten, unseren Tee, und da las mir der alte Herr einen neuen Abschnitt seines Werkes über die Ehe vor. Es war zu hoch, als dafs ich es wiedergeben kann. »Also, was halten Sie denn eigentlich von der Ehe?« fragte ich, als er geendet hatte. »Gar nichts,« sagte er. »Alles Mache und nicht einmal gute —.« — »Aber es ist doch eine göttliche Einrichtung,« sagte ich. »Wieso?« — »Christus hat doch selber die Ehe eingesetzt.« Der Professor lächelte, als ich das sagte. »Wo steht denn das? Nennen Sie mir die Stelle des Evangeliums,

aus der es klipp und klar hervorgeht, daſs Christus die Ehe in ihrer heutigen Form einsetzte.« Ich wurde verlegen. »Christus hat sich taufen lassen, und hat das Abendmahl ausgeteilt und hat einer Hochzeit im rein weltlichen Teile als Gast beigewohnt. Aber er hat weder selber eine Ehe geschlossen, noch selbst eine Trauung vorgenommen. Er ist ganz Mensch gewesen. Wenn er die Ehe als grundlegende Gemeinschaft, auf die sich ein Staat aufbaut, und als die Elementargrundlage der Volkswohlfahrt betrachtete, warum ist er nicht auch darin der Menschheit mit leuchtendem Beispiel vorangegangen? Ihm schwebte in der Ehe offenbar etwas ganz anderes vor, als was dann hinterher daraus gemacht wurde.« Ich hätte furchtbar gern noch mehr über diesen Gegenstand gehört, aber der alte Herr verfiel plötzlich in Schweigen. »Sie glauben aber doch an Christus?« fragte ich schüchtern. »Ja, als an den wunderbarsten und gewaltigsten Übermenschen, der je gelebt hat, an dem weder Aristoteles, noch Kant, noch irgendein anderer heranreicht — —,« sagte er, aber ich merkte, daſs er nicht weiter zum Reden aufgelegt war. Es ist mir aber eine ungeheure Genugtuung, daſs er auch keine groſse Meinung von der Ehe hat. Denn ich kann mir nicht helfen; so glücklich ich bin, zuweilen schleicht mir doch eine kleine Wehmut ans Herz, und ich denke, es wäre doch noch schöner, wenn wir keines Menschen Auge zu scheuen hätten und man nicht immer auf der Hut zu sein brauchte. Wenn ich dann höre, daſs es kluge, gute und vorurteilslose Menschen gibt, die von einem anderen Standpunkt als die groſse Masse derartige Lebensfragen beurteilen, legt es sich mir wie eine kühle, sanfte Hand auf mein erregtes und beunruhigtes Empfinden.

Vom Balkon meines Zimmers aus sehe ich den

Firnenschnee der Jungfrau, der ist so weifs, so weifs, wie es nichts so Weifses und Reines in der Welt mehr geben kann. Ich wünschte, Onkel Willibald lebte noch und könnte ihn sehen. Er liebte den Schnee so sehr. Es ist wunderlich, aber wenn ich den Berg ansehe, identifiziere ich mich mit ihm. Wenn er so still und klar und scharf umrissen in der blauen Morgenluft dasteht, denke ich, das ist meine Kindheit — — — bevor Helga kam. So still und blau und klar war mein Leben damals. Oder wenn der Gipfel in der Abendsonne in märchenhafter Pracht aufflammt, meine ich, es sei ein Bild meines gegenwärtigen Lebens, wo ich so glücklich bin. Aber manchmal schweben ganz feine, graue Schleier um den Berg. Man sieht ihn dahinter in seiner weifsen Majestät, aber die Schleier ziehen sich immer dichter und dichter um ihn zusammen, und mit einem Male ist er wie unter einer Tarnkappe verschwunden. Dann überkommt mich eine merkwürdige Traurigkeit — eine Angst vor der Zukunft — — Ob mir wohl die Tränenschleier erspart bleiben —?

* * *

Erik kommt schon morgen wieder. Wir müssen am 17. September nach New York fahren; Erik hat dort wichtige Geschäfte. Vielleicht bleiben wir den ganzen Winter drüben. Das Reisen ist ja sehr schön, aber eigentlich wünschte ich doch, wir hätten ein festes Heim, in das wir immer zurückkehren könnten.

* * *

Berlin, April.

Sieben Monate nachzuholen. Sieben Monate auf zwei verschiedenen Erdteilen. Wir hatten eine gute Überfahrt im September; ich hätte nie geglaubt, dafs

das Bordleben auf solchem grofsen Dampfer so angenehm ist. Die Gesellschaft war entzückend, und ich habe mich nie so gut unterhalten als in diesen zehn Tagen. Ein kleines Intermezzo verstimmte mich vorübergehend: Ich hatte, wenn wir auf dem Promenadendeck auf und ab gingen, schon mehreremal einen Matrosen bemerkt, der mich auffallend fixierte, ohne dafs ich mir Gedanken darüber machte. Ich bin es ja gewöhnt, angestarrt zu werden. Eines Morgens hielt er mich aber an, nahm seine Mütze ab und stellte sich vor mich hin. »Verzeihen Sie, Fräulein,« sagte er, »ich glaube, wir sind Landsleute?« »So?« sagte ich, peinlich berührt. »Ja, ich bin Jakob Wietig, Hafenmeister Wietigs Sohn aus T. . ., und ich habe Sie manchmal mit dem alten Willibald über den Deich gehen sehen —» »So so,« sagte ich, »das ist ja nett. Ja, so trifft man sich im Leben — —« nickte ihm zu und ging weiter. Er hat es gewifs als Hochmut ausgelegt, aber ich konnte doch nicht — es war wirklich ein Schreck und verdarb mir etwas die hübsche Ozeanwoche.

In New York nahmen wir zwei Zimmer in einem feinen Boarding-house. Die Seereise hatte mich angegriffen, und ich habe drei Tage und Nächte fast ununterbrochen geschlafen. Dann machten wir ein paar Ausfahrten, aber ich hatte gar nicht recht Freude an dem Riesenleben der Stadt, die Augen fielen mir immer zu, und ich hatte furchtbare Kopfschmerzen. Als wir eines Abends nach Hause kamen, war ich so krank, dafs zum Arzt geschickt werden mufste, und dann habe ich vier Wochen gelegen, davon vierzehn Tage bewufstlos. Was mir gefehlt hat, glaube ich, wufste der Arzt so wenig richtig wie ich selber; es war gewifs eine Art Nervenfieber.

Meine Rekonvaleszenz dauerte noch länger als die eigentliche Krankheit, und ich habe von dem Aufenthalt

dort so gut wie nichts gehabt. Erik wurde durch seine Geschäfte tagsüber viel in Anspruch genommen, und es war ein Glück für mich, dafs sich eine alte deutsche Dame, die mit ihrem Mann in demselben Boarding wohnte, meiner so liebevoll annahm. Mrs. Klinking war eine geborene Leipzigerin, sie hatte vor zehn Jahren ihren ersten Gatten und vor fünf Jahren ihren einzigen erwachsenen Sohn verloren. Im vorigen Jahre war ein Jugendfreund von ihr, der lange Jahre in San Francisco war, nach Leipzig gekommen, und da hatten die beiden einsamen, alten Menschen beschlossen, ihre letzte Wegstrecke gemeinsam zu gehen, und nun verlebten sie so etwas wie Flitterwochen in New York.

Mrs. Klinking safs stundenlang mit ihrer Häkelei an meinem Bett und später neben meiner Chaiselongue.

»Ist es nicht komisch?« sagte sie einmal; »Sie sind eine glückliche junge Frau, Sie haben alles, was Sie sich wünschen können, und einen guten Mann, und dabei ist es mir immer so, als sollte ich Sie trösten oder möchte Ihnen helfen — — Das kommt wohl daher, weil Sie im Fieber immer so nach Ihrer Mutter jammerten. Wenn man selbst ein Kind gehabt hat, kann man alles nachfühlen . . .«

Ich nickte und sah sie lange an. Wenn ich Menschen kennen lerne, frage ich mich immer: Was würden sie sagen, wenn sie wüfsten — — — Und wenn ich mir dann selbst die Antwort gebe: die würde ein liebreiches Verstehen und Verzeihen haben und sich nicht hochmütig von mir abwenden, dann habe ich sie so lieb, dann könnte ich alles für die Betreffenden tun, und so war es bei Frau Klinking. Sie hatte eine so echte mütterliche Güte in ihrem Wesen — ihr habe ich vertraut, aber nur im stillen. Aussprechen würde ich mich nie wieder zu jemandem.

Ich war anfangs so matt auf den Beinen, dafs ich mich kaum hinüber in den Drawing-room, der auf den Broadway schaute, schleppen konnte. Stundenlang lag ich halb schlafend und hatte in dieser Zeit ein rasendes Heimweh, das um so schmerzlicher war, da ich es vor Erik zu verbergen suchte.

Vor meinen Augen stand immer das kleine, weifse Haus mit den grünen Läden und den Sonnenbänken und Rosenstöcken, und ich sehnte mich halb tot nach den Eltern, besonders nach Mutter. Nur ein paar Wochen möchte ich heim, dachte ich. Lange hätte ich doch nicht die Trennung von Erik ausgehalten.

Als wir wieder ausgehen konnten, speisten wir einmal bei Delmonico. Und da ging ein grofser Herr mit einem roten Bart, der mir bekannt vorkam, an unserem Tisch vorüber und grüfste Erik.

»Wer war das?« fragte ich.

»Konsul Schirmer aus Hamburg.«

Ich erinnerte mich, dafs Tante Charlotte mit Schirmers verkehrte und wir einmal dort Tee getrunken haben. »Ja, das ist fatal,« sagte Erik, und ich merkte wohl, dafs er sehr verstimmt war.

»Bist du böse, dafs er dich mit mir gesehen hat?« fragte ich, als wir zu Hause waren.

»Ach — Lieb, das ist doch nur deinetwegen,« sagte Erik; »es ist mir schrecklich, dafs du darunter leiden mufst . . . Diese Hamburger sind ein entsetzlich klatschsüchtiges Volk.« Er seufzte tief und zog mich fester in seine Arme, und nach einer Weile sagte er: »Du hast mir noch nicht gesagt, was du dir als Andenken aus New York wünschst —«

Ich schwieg eine ganze Weile. Zum ersten Male, seit wir uns kennen, zog ein ganz, ganz leises Grollen durch meine Seele. Ach, was sollte ich mir wünschen!

Ich habe ja alles! Das, was ich mir wünsche: dafs die Heimlichkeit aufhört und er sich vor aller Welt zu mir bekennt, das müfste er mir geben, ohne dafs ich den Wunsch ausspreche! Aber so weit reicht seine Liebe doch wohl nicht.

Wir leben jetzt über ein Jahr zusammen, und wir hängen fester als je aneinander. Als Erik mich vor einem Jahre zu sich nahm, war seine Liebe zu mir vielleicht nicht gröfser als seine Teilnahme und sein Mitleid; aber heute — das weifs ich — würde er sich nicht mehr von mir trennen können. Warum also die Heimlichkeit?

Diese Frage läuft wie ein dünner, dunkler Faden durch all unser Glück.

Anfang März kehrten wir zurück. Ich habe von New York nicht viel gesehen und kann deshalb nicht viel berichten. Ich hatte Erik gebeten, mich ein paar Wochen nach Hause gehen zu lassen, und er willigte ein, da er in Hamburg zu tun hat.

Ich eilte diesmal wirklich auf Flügeln der Sehnsucht nach T. . . und fand alles wie einst; Vater war viel frischer, und Mutter sah auch gut aus; es ging ihnen wieder viel besser, und sie waren selig, mich wieder zu haben.

Mir ging es aber genau wie das letzte Mal, als ich von Hamburg nach Hause kam. In den ersten Tagen umfing mich die Atmosphäre der Heimat wie ein warmer Hauch, aber schon nach einigen Tagen begann ich, mich wütend nach Erik zu sehnen und mich unglücklich zu fühlen.

Dazu kam das verfluchte Lügen! Ich habe in meinem Leben nie richtig lügen können. Man sieht mir die Flunkerei immer an der Nasenspitze an. Und hier mufste ich die nächsten und liebsten Menschen, die ich aufser Erik habe, systematisch Tag für Tag anlügen.

Ich kann es nicht beschreiben, welche Qualen mir Mutters Fragen nach der »Frau Norresen« bereiteten. Sie deutete meine Einsilbigkeit, glaube ich, so, als ob ich bei der imaginären Frau Norresen nicht auf Rosen gebettet sei, und sagte mir oft, wenn ich es nicht gut hätte, sollte ich nur kündigen und nach Hause gehen. Eines Abends — es waren noch sogar ein paar Menschen auf Besuch bei uns — sagte Mutter: »Denke dir, ein Sohn von Hafenmeister Wietig, der als Matrose auf einem Amerikadampfer fährt, hat nach Hause geschrieben, du wärst verheiratet; er hätte dich mit deinem Mann auf seinem Schiff gesehen. Ulkig, nicht? — »Eine Gemeinheit ist's,« fuhr ich auf und wurde blutrot. »Ach wo. Gemeinheit! Aber Dida — über so was lacht man doch! Gott weiſs, mit wem der junge Mensch dich verwechselt hat.« »Er hat mich am Ende einmal mit Herrn Norresen auf Deck spazieren gehen sehen.« »Das ist möglich. Ist doch nichts Schlimmes, so 'n Irrtum.« »Und wem der Schuh nicht paſst, der braucht ihn ja nicht anzuziehen,« sagte ein altes Fräulein, das wegen ihrer spitzen Zunge gefürchtet ist.

Von diesem Tage an brannte mir der Boden unter den Füſsen. Gewiſs war es nur Einbildung, aber ich meinte, daſs mich die Leute alle merkwürdig forschend ansahen. Ich fühlte auch instinktiv, daſs meine ganze äuſsere Erscheinung aus dem Rahmen meiner konstruierten Lüge herausfiel. Ich war viel zu elegant für eine Gesellschafterin. Wenn Mutter morgens zu mir in mein Zimmerchen kam, schämte ich mich, ihr meine feine Wäsche und die seidenen Jupons zu zeigen. Aber sie war gänzlich unbefangen und meinte nur, die Hemden von zu Hause wären entschieden solider gewesen als die Mondscheinfähnchen von Frau Norresen. Meine Sachen waren alle von einem Hauch feinsten Veilchenparfüms

durchtränkt, und schon am ersten Morgen äufserte Vater seinen Unwillen darüber. »Aber das ist ja ein köstlicher Duft!« sagte Mutter. »Und es ist die teuerste Quintessenz von Houbigant zu dreifsig Mark das Flakon,« sagte ich unbedacht. »Ganz gleich,« sagte Vater. »Von einem jungen Mädchen mufs ein Duft, herb und frisch wie eine Wiese im ersten Frühjahr, ausgehen; man mufs ordentlich die Jugend und Frische und Gesundheit, die sie ausatmet, riechen, das ist das Rechte. Nur keine Essenzen auf sich giefsen, wie 'n Frauenzimmer, das es nötig hat, sich in 'n guten Geruch zu setzen.« Jede solche Bemerkung gab mir einen Stich ins Herz. — Meine Schmucksachen trug ich schon ohnehin nicht, aber eines Tages, als ich eilig eine Bluse zustecken mufste, nahm ich eine Brillantbrosche, und wie der Teufel immer seine Hand in so etwas im Spiel hat, mufs an dem Tage gerade der alte Goldschmied Zucker zu uns kommen.

»Das ist eine prachtvolle Arbeit, die Brillantlilie,« sagte er und setzte den Zwicker auf, um sie genau zu betrachten. »Es ist Imitation,« sagte ich. »Ich will mich hängen lassen, wenn das Imitation ist,« sagte er. Ich lief dann rasch hinaus und liefs mich nicht wieder sehen. Aber alle diese Kleinigkeiten verleideten mir den Aufenthalt in meinem Elternhaus. Ich fühlte mich keine Stunde sicher vor Entdeckung.

Wie gern hätte ich mich Mutter anvertraut! Sie ist nicht engherzig. Aber ich kannte ihre Antwort doch im voraus. »Das Geschehene will ich dir verzeihen, Dida,« hätte sie gesagt, »aber nun mufs Schlufs gemacht werden. Entweder der Mann heiratet dich oder du kommst nicht mehr zu ihm zurück.« —

Und ich kann und will nicht ohne Erik leben. Manchmal wünsche ich, dafs er plötzlich arm würde, nur um ihm beweisen zu können, w i e ich ihn liebe.

Nach vierzehn Tagen schrieb Erik mir, ich müſste wiederkommen, er hielte es vor Sehnsucht nach mir nicht länger aus, und ich säumte keine Stunde und nahm erleichtert und doch von einer eigenartigen Wehmut beherrscht, Abschied von meinen Eltern und der Heimat.

Wenn Vater es wüſste, dürfte ich nie wieder kommen.

* * *

Wenn Erik mich noch mal fragt, was ich mir wünsche, sage ich ihm: Ein festes Heim. Ich hab' die Reiserei nun bald satt. Helga schrieb mir, daſs Konsul Schirmer in Hamburg erzählt habe, er hätte mich mit Erik gesehen, und daſs die Hamburger darüber klatschen und Tante Charlotte böse sei. »Die Kopenhagener haben es mit mir ebenso gemacht,« schrieb sie, »jetzt bin ich vorsichtiger; das müſst Ihr auch sein.« — —

Also wir wohnen vorläufig in Berlin. Wir wohnten zuerst im Hotel und haben jetzt eine schöne Privatwohnung in einem Hause der Königgrätzerstraſse. Die Dame, die vermietet, ist Witwe und hat fünf erwachsene, unverheiratete Töchter. Eine studiert in Zürich Medizin, eine ist in Amerika, eine ist Direktrice eines Wäschegeschäftes in Berlin, die vierte ist Photographin, und die fünfte ist in einem feinen Modeatelier Verkäuferin. Die Mutter hat gar kein Vermögen, die Töchter bringen sie so mit durch; sie schränken sich sehr ein und wohnen zu vier in drei Zimmern, während sie die besten drei Zimmer an uns vermietet haben. Ich muſs gestehen, ich beneide die Mädchen, die ihren Tag so nützlich ausfüllen und abends dann munter und vergnügt zusammen beieinander sind. Erik fährt jede Woche auf drei Tage nach Hamburg in sein Geschäft; in den Tagen langweile ich mich rechtschaffen. Ich habe meine Zeichenutensilien

wieder zusammengesucht, aber mir fehlt die Anregung. Abends bin ich oft bei Zellenwerts, so heiſst die Familie. Am meisten habe ich mich mit der Photographin angefreundet, sie heiſst Hedwig — Hede nennen sie sie —, ein ganz reizendes Mädchen. Ihr Beruf scheint sehr angreifend, sie sieht furchtbar elend aus. Neulich hat sie mich in dem Atelier, dem sie vorsteht, wohl in dreiſsig verschiedenen Stellungen getypt für Ausstellungsbilder, aber ich habe kein Photographiegesicht. Jedes Bild ist anders und scheint eine andere Person vorzustellen, und keines ist so ähnlich, daſs man mich auf den ersten Blick erkennt.

Hede hat mir anvertraut, daſs sie ein Verhältnis hat, und zwar mit einem jungen, vermögenslosen Kaufmann, und an eine Heirat vorläufig noch nicht zu denken sei. Die alte Frau Zellenwert klagte es mir auch mal. Hedes Verhältnis scheint das Skelett in der Familie; sie hacken alle deswegen an ihr herum, und man sieht es ihr an, daſs sie darunter leidet. Manchmal sieht sie ganz verstört aus.

* * *

Ostende, im August.

Es gibt Wochen, Monate, Jahre, die so ereignislos dahinflieſsen, daſs sie kaum des Erwähnens lohnen. Und wieder kommen Zeiten, wo sich die Ereignisse überstürzen. Ich habe in Berlin etwas so Schreckliches erlebt, daſs ich gar nicht darüber hinwegkomme — noch heute nicht.

Hede Zellenwert und ich waren Freundinnen geworden. Anfang April holte ich sie eines Abends gegen sieben aus ihrem Atelier ab, und wir machten noch einen Spaziergang durch den Tiergarten.

Hede war an diesem Tage wie stumm und sah kreideweiſs aus; auf verschiedene Anreden bekam ich

gar keine Antwort und schwieg deshalb auch. Im Tiergarten wurde es dämmerig, es war ein schöner Tag gewesen, und man roch ordentlich den Frühling.

Auf einmal steht Hede still und umklammert meinen Arm. »Frau Norresen! Frau Norresen!« — »Was denn, Fräulein Hede?« Und sie kneift meinen Arm, dafs ich aufschrie. ... »Frau Norresen!« — »Ja, was denn nur?« — »Ich bin so unglücklich — ich werde wohl ins Wasser müssen.« — — »Mein Himmel, Hede!«

»Jawohl. — Sie sind gut! Sie haben ein so liebes Gesichtelchen — Ihnen kann man vertrauen — ich mufs es mal von mir sagen — ich fürchte —.« Und sie teilte mir in leisem Flüstertone, unter Schluchzen, ihre Befürchtungen mit.

»Mein Gott,« sagte ich bestürzt, »fragen Sie doch mal den Arzt.« — »Das tat ich ja heute — er läfst mir keinen Zweifel, dafs es so ist. — O Gott, was bin ich unglücklich.«

Wir hatten uns auf eine Bank gesetzt, und sie brach förmlich zusammen und schluchzte so herzerschütternd, dafs mir selber Tränen in die Augen traten. Und dabei schlüpfte mir ein s e h r liebevolles und verstehendes Wort über die Lippen. »Das hätten Sie aber auch früher bedenken müssen.« I c h sagte es — ausgerechnet i c h. Ich möchte mich heute noch ohrfeigen dafür und hatte doch nichts als Liebe und Mitleid und Verstehen für das arme Mädchen im Herzen.

»Ja, so würden sie auch zu Hause sagen,« rief sie weinend. »Sie haben gewifs Ihren Mann nicht lieb, sonst würden Sie wissen, dafs man für einen g e l i e b t e n Mann alles tut. — Und überhaupt, habe ich nicht meine Pflicht getan? Den ganzen Tag geschuftet und jeden Ersten meine fünfundsiebzig Mark Kostgeld gebracht, und jeden Pfennig für meine Ausstattung gespart. —

Können wir was dafür, daſs wir arm sind und uns nicht heiraten können? Geben Sie uns doch einen Rat — was fang' ich an —.«

Ich dachte an das, was Helga mir mal gesagt hatte: »Kennen Sie keinen Arzt, der Ihnen helfen könnte?« — »Nein. — Um meiner schönen Augen willen wird wohl keiner sich in eine solche Gefahr begeben! ! . . . Frau Norresen!«

»Ja?« — »Ich möchte mal zu einer Frau gehen — aber ich fürchte mich, allein zu gehen — würden Sie?« — »Aber natürlich, — gern, Hede.« —

Am Abend fanden wir in den Inseraten des »Lokalanzeigers« die Adresse einer Frau, die Damen, welche sich in diskreten Fällen vertrauensvoll an sie wenden wollen, gewissenhafte Hilfe versprach, und am nächsten Tage gingen wir hin.

Sie wohnte weit drauſsen, in der Nähe des Schlesischen Bahnhofs, in einem Hinterhaus eine Treppe. Ohne Zweifel warf ihr Geschäft gute Erträge ab, denn die Wohnung war verhältnismäſsig elegant eingerichtet. Die Frau war vielleicht einige dreiſsig Jahre alt und hatte ein glattes, etwas gedunsenes, aber hübsches Gesicht, kohlschwarzes Haar und weiſse, fleischige Hände. Wenig vertrauenerweckend sahen dagegen die Trauerränder an ihren Nägeln aus.

Frau Mayer erklärte, daſs sie sich nur von einer Dame zurzeit konsultieren lasse, und Hede ging mit ihr in das anstoſsende Zimmer. Ich wartete. Eine halbe Stunde verging und noch eine und noch eine. Ich saſs wie auf Kohlen. Endlich, nach fast zwei Stunden, kam Frau Mayer herein. »Ihrer Freundin ist ein wenig schwach geworden,« sagte sie mit ihrer süſslichen Stimme; »aber es geht schon besser. — Sie nehmen am besten eine Droschke nach Hause.« — — Ich erschrak, als ich

Hede sah. Sie war fast grün-weiſs und sprach kein Wort. Zu Hause legte sie sich gleich ins Bett.

Sie lag fünf Tage, stand auf, ging ein paar Tage wieder ihrer Arbeit nach, und muſste sich dann wieder legen und hatte am ersten Abend schon neununddreiſsig Grad Fieber, und der Arzt erklärte ihre Krankheit für eine Bauchfellentzündung.

Unterdessen war Erik wieder zurückgekommen, und da ich keine Geheimnisse vor ihm haben mag, erzählte ich ihm alles, und er meinte, es sei meine Pflicht, es dem Arzt zu sagen, da die Kranke sonst vielleicht nicht richtig behandelt würde. Das tat ich denn, und der Arzt zuckte die Achseln und sagte, das sei jetzt in kurzer Zeit der dritte Fall dieser Art in seiner Praxis, und es sei ein Skandal, daſs diese Weiber so offen unter den Augen der Polizei ihr Wesen treiben könnten — freilich sei es sehr schwer, sie zu überführen . . .

Was soll ich schreiben?!

Zehn Tage lag Hede unter den entsetzlichsten Schmerzen. Wir hörten sie Tag und Nacht schreien und jammern, und Erik drängte immer, daſs wir auszögen, aber das wollte ich nicht. Ich hatte alles mit Hede durchlebt und wollte nun auch nicht feige davonlaufen, wo sie so leiden muſste.

Am zehnten Tage starb sie. —

Mir liegt noch heute das Schluchzen und Weinen der Mutter und Schwestern in den Ohren. — — — Es waren furchtbare Tage. Erik litt nicht, daſs ich zur Beerdigung mitging; so stand ich am Fenster, als sie die arme Hede im wehenden Aprilschnee nach ihrer letzten Ruhestätte hinüberbrachten.

Ja, und seitdem muſs ich so oft denken, wie wunderlich und widerspruchsvoll doch die Gesetze der Menschen sind.

Dem Arzt, der den menschlichen Organismus mit allen Regelmäſsigkeiten und Unregelmäſsigkeiten studiert hat, ist es bei schwerer, entehrender Strafe verboten, Barmherzigkeit an einem armen, verzweifelnden Menschenkind zu üben. Aber diese Frauen, die mit den primitivsten anatomischen Kenntnissen und oft ohne jede hygienische Vorsicht schwere, gewaltsame Eingriffe im weiblichen Organismus vornehmen, können unter den Augen des Gesetzes ihr Gewerbe derartig öffentlich treiben, daſs ihre Inserate Spalten der Zeitungen ausfüllen.

Die Polizei, heiſst es, drückt ein Auge zu, weil sie weiſs, daſs diese Frauen ein notwendiges Übel sind, und die Chronik der Selbstmorde ohne sie sich verdoppeln und verdreifachen würden. Aber warum in aller Welt verbietet sie es denn den Ärzten?

Man sieht doch immer, daſs alle Gesetze der Welt von Menschen gemacht sind, und kann deshalb gar nicht recht Ehrfurcht vor ihnen haben.

* * *

Ich habe tage- und wochenlang nicht meine Gedanken von Hede losreiſsen können. Es war zu furchtbar. Was hatte dieses arme, tüchtige, fleiſsige Mädchen nun eigentlich verbrochen, daſs sie so leiden und enden muſste? Sie war arm. Und an ihrer Armut ging sie zugrunde.

Was für eine traurige Welt.

Ob es mir auch mal so gehen könnte?! Nein — das nicht, dazu liebt Erik mich zu sehr. Dann würden wir heiraten. Im Juli reisten wir nach Ostende und sind noch hier.

Da hatte ich in voriger Woche eine eigentümliche

Begegnung; wie doch der Zufall spielt und wie klein die Welt im Grunde ist! —

Ich war der dunklen, schlanken, jungen Dame schon öfter begegnet, und sie war mir bekannt vorgekommen, ohne dafs ich sie irgendwo unterzubringen wufste. Am Donnerstagmorgen standen wir beide auf der Digue und sahen ins Wasser und blickten uns an, erst flüchtig, dann länger, und plötzlich sagte sie: »Wir kennen uns doch? — — Sind Sie nicht von der Waterkante in Schleswig? — — Ja? Natürlich — Dida! Denke doch an Doses Hochzeit; kennst du mich jetzt?«

»Thymian!« schrie ich, und ich habe mich selten so gefreut, wie in dem Augenblicke über das Wiedersehen.

Wir gingen am Strande entlang und suchten eine einsame Stelle und vergafsen ganz die Zeit bei unserem gegenseitigen Erzählen. Sie sagte gleich ganz frank heraus, sie wäre von zwei hannoveranischen Offizieren zu dieser Reise eingeladen, wie sie überhaupt mit einer Offenheit, die mir eigentlich imponiert, von ihren traurigen Schicksalen, die sie aus ihrer Vaterstadt in die Fremde führte, spricht. Ich dachte immer, ich hätte viel erlebt, aber mein Schicksal ist einfach gegen das ihre. Aber so viel Teilnahme ich ihr auch entgegenbringe, ich freue mich doch heimlich unbändig, endlich mal einen Menschen gefunden zu haben, zu dem man sich aussprechen kann, dem gegenüber man die verhafste Lügenmaske abnehmen kann.

»Ja, Dida, da wirst du von unseren Landsleuten denn auch wohl schon von der Liste der Lebendigen gestrichen sein,« sagte Thymian; »es ist ganz sonderbar, wie der Wind die Gerüchte umherwirft. Aber mir ist das ganz Gottlieb Schulze, und ich möchte nicht einmal mit den Hühnern dort tauschen. Was hat denn so 'n armes Tier von seinem Leben? Heiraten, wirtschaften,

Kinder zur Welt bringen und grofs ziehen — und so spielt sich ein Tag nach dem anderen ab, bis sie alt und grau sind. — — Ich beneide sie nicht, Dida.« —

»Na, lafs nur gut sein, Thymian,« sagte ich leise, »etwas haben sie doch vor uns voraus. Sie brauchen ihr Glück wenigstens nicht zu verstecken. Sie haben ihr Glück in einen festen Rahmen gefafst, sie haben ein eigenes Heim.« —

»Das Letzte ja. — Das haben sie vor uns voraus,« sagte Thymian, und wir schwiegen beide eine Weile und blickten auf das Meer, das mit kristallenen Klingen seine grün glitzernden und silbern phosphoreszierenden Wogenschuppen ineinander fügte. Eine harte, frische Brise wehte vom Westen. Ein paar Fischernachen trieben auf offener See, und dahinter zog ein kleiner Dampfer in gleichmäfsig ruhig raschem Tempo seine Bahn durch die klingenden und rauschenden Wellen.

Ich glaube, wir hatten in dem Augenblick die gleichen Gedanken, dafs unser beider Leben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit den Fischernachen hatte, die der Wind dort wie Herbstblätter vor sich hertrieb. — Bald auf hohen Wogenkämmen schaukelnd, bald herunter geschleudert und halb verschluckt, hin- und hergewirbelt wie Spielbälle von Sturm und Wasser.

»Solch ein bürgerlich behäbiges Dampferchen kann auch stranden, trotz Maschine und Kompafs und Steuermann,« sagte Thymian, ihre Gedanken ergänzend. »Und was heifst Glück, Dida? Ich glaube überhaupt nicht an das Glück. Glück ist ein ganz imaginärer Begriff. Der Kranke hält die Gesunden für glücklich, der Arme den Reichen, der Heimatlose den Sefshaften. — — Glück ist Schaum und Traum, Dida —, Glück ist immer das, was man nicht hat.« —

»Nein, Glück ist etwas ganz Wesentliches. Ich bin glücklich,« sagte ich.

»Du?!« Sie riſs die Augen auf und starrte mich fast verstört an. »Du bist glücklich, Dida?! Du bist wohl in deinen Freund verliebt?«

»Ja, gewiſs liebe ich ihn! Ich liebe ihn über alles! Ich dachte, daſs du. — —«

Ich stockte mitten im Satz, denn mir fiel ein, daſs Thymian mir gesagt hatte, sie wäre mit mehreren Herren in Ostende, und das verwirrte mich im Moment etwas.

»Nein — ich bin bis jetzt nicht so ‚glücklich' gewesen, einen Mann zu lieben,« sagte sie ruhig, aber etwas hart, »und eigentlich bin ich ganz froh damit. Ich glaube, es macht einen unfrei, wenn man in einen Mann verliebt ist. Dann sind wir nicht nur äuſserlich, sondern auch seelisch ihre Leibeigenen. Das Letzte, Beste, was ich besitze, will ich für mich behalten . . . Ist er gut zu dir, Dida —?«

»Gut?« rief ich. »Ich werde ebenso — vielleicht noch mehr geliebt, wie ich liebe «

»Und weshalb heiratet ihr euch nicht?«

Ich zuckte die Achseln und sagte etwas von unseren Überzeugungen, aber ich hatte selbst das Gefühl, daſs es wie eine verlegene Ausrede klang.

»Das heiſst — er hat die Überzeugung, daſs es für alle Fälle gut ist, sich nicht zu binden,« sagte Thymian trocken. »Na, ich will dir ja wünschen, daſs dir dein Glück noch recht lange erhalten bleibt, Dida. Aber aus gutem Herzen gebe ich dir den Rat, dich nicht ganz zu verausgaben — ich meine, du muſst dir innerlich etwas zurückhalten und dich allmählich mit dem Gedanken vertraut machen, daſs auf dieser wechselvollen Welt alle Dinge beweglich und veränderlich sind. Dann wird es

dich nachher nicht umwerfen, wenn einmal eine grofse Ernüchterung kommen sollte — —«

»Du sprichst ja wie ein alter Philosoph, Thymian,« sagte ich scherzend.

»Ja, es kommt mir auch oft vor, als ob ich schon mit ganz alten Augen in die Welt schaue,« entgegnete sie. »Ich will dir auch nichts vorunken. Ich freue mich viel zu viel, dich wiedergefunden zu haben. Übrigens erkannte ich dich sofort —«

»So — warum hast du mich nicht gleich angeredet?«

»Ja, ich wufste doch erst nicht recht — — du konntest ja auch verheiratet sein —, aber ich merkte doch bald, dafs nach den landläufigen Begriffen etwas nicht stimmte —«

»Wieso?« fragte ich erschrocken.

»O — nichts Besonderes — — Es war nicht anzunehmen, dafs sich ein fremder Märchenprinz nach T. . . verirrt hätte, um dich mit staatlicher Konzession in Spitzen und Seide zu wickeln. Unsere Landsleute legen aber ihre Blau- und Braunscheine lieber in Ochsen und Sparkassen an, als dafs sie die äufsere Hyperkultur ihrer Weiber damit fördern — — Ich kombinierte sofort: Die Hüte von Dida sind nicht in holsteinischen Putzstuben gewachsen. Die Kleider sind weder von der ersten Schneiderin in T. . ., noch fertig von Rudolph Hertzog bezogen. Und für das, was deine weifsen Schuhe kosten, bestreitet eine Honoratiorenfrau in T. . . ihre Jahres-Schusterrechnung. Siehste —. Was macht das auch! Ich freue mich, dafs es so ist und nicht anders, sonst hätte ich dich nicht — —«

»Ja, ich sehe auch nicht ein, dafs man irgend jemand eine Verantwortung für etwas schuldig ist, das einen nur allein angeht« — —

Wir gingen langsam am Wasser hin und her. Thymian zieht im September mit einer Frau, bei der sie

in Pension ist, nach Hamburg. Ich beneide sie fast darum. Gott weiſs, wohin mich der Wind und Eriks Launen diesen Winter wieder verschlagen! Ich bin auch heimatlos, denn in T. . . bei den Eltern bin ich nicht mehr zu Hause.

»Da kommen meine Herren,« sagte Thymian. »Ich will sie dir vorstellen. Es sind zwei fidele Häuser —«

»Und welcher von beiden ist dein wirklicher Freund?« — »Sie sind mir beide gleich lieb. Der kleine Kattwitz ist eigentlich der netteste, aber wenn ich wählen sollte — und wahrscheinlich muſs ich es, denn sie sind etwas eifersüchtig aufeinander — nehme ich den langen Hellmann; erstens hat er mehr Geld und zweitens ist Kattwitz verheiratet.« ...

»Um Gottes willen, Thymian!« — — — »Was denn?« sagte sie gelassen. »Ich für meinen Teil will lieber die Geliebte eines Mannes sein und seine Frau neben mir dulden, als die Frau sein und eine Geliebte neben mir haben.« — —

Unterdessen waren die Herren — übrigens beide in Zivil — herangekommen. Thymian stellte mich als Frau Norresen vor, und wir plauderten eine Weile. Plötzlich sah ich Erik. Da er keine Miene machte, heranzukommen, sondern stehen blieb und offensichtlich auf mich wartete, verabschiedete ich mich und ging zu ihm.

* * *

An diesem Mittag zankten wir uns zum ersten Male. »Was hast du dir denn da wieder für eine Bekanntschaft aufgelesen?« sagte Erik. »Eine Jugendfreundin.« — »Jugendfreundin ist gut. Ihr seid auch beide schon ehrwürdige alte Damen. Sonderbar übrigens! Ich denke, in eurem Lande ist eigentlich ein recht gediegener

Menschenschlag zu Hause.« — »Wie das Exempel lehrt, gedeihen nicht nur Kohlrüben und Gras, sondern auch Mohn und Nesseln im schweren Marschboden. Du hast dir ja selber die Finger an einer verbrannt.« — »Mach' keine dummen Scherze, Dida! Ich habe es dir doch verboten, Bekanntschaften anzuknüpfen.« ... — »Verboten?!« Ich warf Besteck und Serviette hin und fuhr auf. »Ich lasse mir überhaupt nichts verbieten.« — »Na, also gewünscht — dich gebeten — Gott doch! Du hast doch schon schlechte Erfahrungen gemacht — und diese Person ist nun mal gar kein Verkehr, wie ich ihn für dich wünsche.« — »Was heifst ‚Person'? Es ist meine Freundin! Was hast du an ihr auszusetzen?« — »Na, man hat doch Augen. Natürlich ist sie eine bildhübsche Person, aber schon die ganze Aufmachung —. Schau sie dir doch mal an. Soviel auffallenden unechten Haarschmuck trägt doch keine Dame!« — »Himmlischer, was sind die Männer grofszügig. Das hast du gleich herausgeknobelt? Das habe ich nicht gesehen.« — »Es ist dumm, dafs wir uns wegen des Mädchens streiten. Ich möchte nicht, dafs du den Verkehr fortsetzt, und du wirst meinen Wunsch respektieren.« — »So! Und mit wem soll ich sonst verkehren?« — »Wenn du Verkehr gebrauchst, schliefse dich wenigstens an anständige Damen an.« — »Ja, die suchen auch gerade nach mir — —. Wen soll ich denn kennen lernen, wo wir heute hier und morgen dort sind?« — »Hast du nicht genug an mir? Ich denke, du liebst mich, Dida.« — —

Ich würgte an einem Bissen Obst, die Kehle war mir wie zugeschnürt. »Ja gewifs, Erik. Man kann einen Menschen so lieb haben und sich doch mal nach einer Aussprache mit anderen sehnen. — — Ich habe ja doch niemand — niemand. — Und einmal« — — Und ich konnte nicht weiter; das Schluchzen stiefs mich förmlich

und brach gegen meinen Willen hervor, und Erik sprang auf und suchte mich zu beruhigen. »Aber Dida! Weshalb weinst du denn? Ich habe doch wirklich nur dein Interesse im Auge . . . Ist ja wahr — Du entbehrst ja manches — aber das hast du doch im voraus gewufst, Kind! Es ist doch nun einmal nicht anders, und wir müssen uns damit abfinden.« — »Du nicht!« rief ich. »Du fährst jeden Augenblick nach Hamburg und läfst mich allein. Du hast alle deine früheren Bekannten, aber ich habe niemand. Und nun gönnst du es mir nicht mal, dafs ich ein paar Worte mit meiner Freundin wechsele.« — »Meinetwegen doch. — Müssen es denn partout Weiber sein, mit denen du dich unterhältst? Ich habe gerade heute morgen eine reizende alte Bekanntschaft aufgefrischt — das ist ein Baron von Mayens aus Wien, wir lernten uns mal auf einer Orientreise kennen; ein liebenswürdiger alter Herr, der dir auch gefallen wird, ich habe ihm schon von dir erzählt . . . Bist du nun wieder versöhnt, Dida? . . . Weine nicht mehr, ich mag das nicht sehen.« — —

* * *

So ist er — man kann ihm ja doch nicht böse sein — und ich habe ihn ja lieb. Immer geht mir Thymians Wort im Kopf herum: »Er hat die Überzeugung, dafs es gut ist, sich nicht zu binden!« Wenn Erik mich verliefse — das überlebte ich nicht, dann würde ich mir das Leben nehmen.

Er tut's aber auch nicht, er ist treu und gut. Wir haben es uns stillschweigend so eingerichtet, dafs ich morgens von neun bis elf, wo Erik seine Geschäftsbriefe erledigt, mit Thymian am Strand spazieren gehe; wir freuen uns beide den ganzen Tag auf diese Stunden.

Übrigens ist der Herr von Mayens wirklich ein scharmanter alter Herr, in den ich ganz verliebt bin; er ist riesig gescheit und so vornehm, es liegt eine so liebenswürdige Güte in seinem Wesen.

Wir treffen uns immer mit ihm in einer reizenden kleinen Konditorei, die ist wie 'ne Puppenstube, ganz in weifs und gold und rot gehalten, und die Inhaberin ist eine junge, noch nicht zwanzigjährige Witwe.

Wie wir drei gestern dort safsen, sagte ich, ich hätte auch ganz gerne ein ähnliches Geschäft, eine Konditorei oder ein Café oder eine Weinstube, und es ist mein absoluter Ernst. Erik ward ordentlich ganz aufgeregt. »Aber Dida, was für 'ne Idee.« Herr von Mayens lachte. »Wenn man's nicht mufs, läfst man schon besser die Hände davon, liebe gnädige Frau! Viel Vergnügen ist gewifs nicht dabei zu holen. Aber als Erwerbsquelle finde ich es auch eine urweibliche Domäne.«

Es regnete, wir konnten nicht fort, und die Herren unterhielten sich über ein Thema, das mich nicht interessierte. Aus lauter Langeweile nahm ich einen Bleistift und zeichnete auf die weifse Deckelseite eines Katalogs allerhand Figuren, Köpfe und Skizzen. Zuerst die hübsche Wirtin, dann ein paar Gäste, dann die Leute, die mit ihren Regenschirmen vorüberhasteten, und achtete im Eifer gar nicht darauf, dafs das Gespräch der Herren verstummt war und sie über meine Schultern weg meine Kritzeleien betrachteten. »Aber das ist ja entzückend, gnädige Frau,« rief Herr von Mayens; »Sie sind ja eine Künstlerin.« — »Ja, Dida — das ist doch reizend — davon weifs ich ja gar nichts,« sagte Erik. »Solch ein Talent mufs man doch pflegen.«

»Ach, es ist nur ein bifschen Zeitvertreib und Spielerei.« — »Wenn auch! Gerade als Zeitvertreib für müfsige Stunden ist solche Kleinkunst doch etwas Aller-

liebstes. ... Du mufst mal versuchen, die Sachen zu aquarellieren.« — »Hab' ich schon oft getan.« — »So! Da werde ich dir gleich morgen eine ganze Malgeschichte kommen lassen. Da hast du wenigstens etwas zu tun. In der nächsten Woche mufs ich nach Kopenhagen und mein Frauchen acht bis vierzehn Tage allein lassen,« wandte er sich an Herrn von Mayens. »Ah! Ich würde meine junge Frau nicht so leichten Herzens vierzehn Tage in diesem Nordseesodom lassen,« sagte Herr von Mayens und lachte. »Wird mir auch schwer,« sagte Erik, »aber ich rechne auf Ihre gütige Unterstützung, dafs Sie meine Frau ein wenig unter Ihren Schutz nehmen.« — »Mit Wonne,« sagte der alte Herr; »meine ganze Zeit steht der gnädigen Frau zur Verfügung. Aber eine dieser Regenschirmskizzen müssen Sie mir zur Erinnerung schenken. Wenn ich die meinem Freund, dem Doktor Sarn von der ‚Illustrierten', zeige, wird er sie gleich reproduzieren wollen. Auf so was ist der ganz verrückt.« Ich gab sie ihm gern.

* * *

»Dein Freund sieht es wohl nicht gern, dafs du mit mir gehst,« sagte Thymian vorgestern. »Ach, Unsinn, weshalb denn nicht? Das wäre ja noch schöner,« sagte ich, aber sie merkte doch, dafs ich verlegen wurde; sie ist sehr klug.

»Dida,« sagte sie, »du darfst meinetwegen keine Auseinandersetzungen mit deinem Freund haben! Ich hab' dich furchtbar gern, aber mit deinem Freund bist du glücklich, und wenn dein Glück vorzeitig in Scherben ginge — — ich könnte es dir nicht ersetzen. Nein — dann wollen wir uns doch lieber nur schreiben.«

»Unsinn, Thymian,« sagte ich. »So ist Erik doch nicht.«

»Ist er ein Mensch?« fragte sie. — »Wieso?« — »Ach, du glaubst ja nicht, wie wenig Menschen es in der Welt gibt,« sagte Thymian; »lauter Leute, nichts als Leute. Die Menschen stehen wie die vierblättrigen Klee vereinzelt zwischen Tausenden Dreiblatt-Leuten. Ein Mensch ist ein Mensch. Ein Mensch mit vielleicht tausend Fehlern und tausend Gemeinheiten, aber ein Mensch, nicht so ein Leut', das halbblind durchs Leben hindämelt, immer nur das sieht, worauf er mit der Nase gestofsen wird, immer nachplappert, was ihm andere vorplappern, gut ist, weil man gut sein mufs, sittsam, weil es Gesetz und Mode ist — so ein Ding, von Pomadigkeit und Nachahmetrieb zusammengebraut. Du bist ein Mensch, Dida, ich bin auch einer. Wir taugen vielleicht beide nichts. Aber wir sind wenigstens Menschen.«

»Das habe ich auch oft gedacht,« sagte ich. »Ein Mensch ist ein Ich, eine Persönlichkeit, etwas, das aus sich selbst ist und wird, kein Produkt.« — —

»Ja, und diese Produkte der Allgemeinheit sind wie das Küken vom Ei von lauter Gesetzen und Traditionen umgeben. Ein Mensch durchbricht die Schale und macht sich frei, gleichviel ob's den anderen gefällt oder nicht, aber so ein Leut', ein Produkt, bleibt hübsch drinnen, und bleibt deshalb sein Leben lang ein geistiges Embryo.... Wir haben beide die Schale durchbrochen, du sitzt noch halb drin, dein Kopf ist schon frei, aber deine Beine stecken noch drin — ich bin aber ganz frei geworden.«

»Weshalb hältst du dich für freier als ich?«

»Weil mir jetzt alles egal ist,« sagte Thymian. »Ich frage nach nichts und nach niemand mehr! Ich gehe jetzt einzig meinen Instinkten nach und meinem Selbsterhaltungstrieb. In der bürgerlichen Gesellschaft habe ich nichts mehr zu suchen, die haben mich doch geschafst. Und wenn die Pforte einem vor der Nase

zugeschlagen ist und man draufsen allein steht, auf sich allein angewiesen, kommen einem allerhand Offenbarungen und Erkenntnisse. Man sieht, dafs überall mit Wasser gekocht wird, hier wie dort, und dafs es überall dasselbe ist, ob sich ein Mädel durch eine Interessenheirat prostituiert, oder ob ich mir für meine Zärtlichkeit Brillanten und seidene Kleider schenken lasse. Und wenn ich diesen Gedankengang weiter verfolge, will es mir scheinen, als ob zwischen einem Brillantring und ein paar Blauscheinen kein wesentlicher Unterschied besteht. Und ich kann die Zehnmarkdirne auf der Gasse nicht mehr als ein verächtliches Geschöpf ansehen. Was kann sie dafür, dafs sie eine Kleingewerbetreibende ist, wo wir Grossisten sind?«

Ich zuckte peinlich berührt zusammen. »Was fällt dir ein!« sagte ich. »Wie kannst du uns mit käuflichen Geschöpfen in einem Atem nennen?! Ich würde Erik gerade so lieben, wenn er arm wäre.«

»Angenommen, es wäre so. — —«

»Es ist so,« rief ich heftig.

»Gut! Aber wenn er dich heute in Stich liefse, würdest du dich dann ausgerechnet einem armen Teufel in die Arme werfen?«

»Ich würde überhaupt keinem Mann mehr angehören, ich würde mir das Leben nehmen.«

Thymian machte eine abwehrende Handbewegung. »Ach, Dida, du ahnst nicht, wie zäh der Lebenswille in einem ist — — ich habe es erfahren. Du wirst dich besinnen und weiterleben. Aber wovon — womit? Zu Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen taugen wir nicht, als Stütze, Bonne oder Gesellschafterin nimmt uns schwerlich jemand — was denn? Dann haben die vorangegangenen Jahre uns mit einem Netz von Angewohn-

heiten umgeben, das wir nicht so leicht zerreifsen. Ich könnte heute hungern und billige Kleider tragen, aber es würde mir entsetzlich schwer fallen, ein grobes Hemd anzuziehen und mich in unparfümiertem Waschwasser zu waschen.« — —

»Wenn ich als Mensch die Eierschale der Konvention durchbrechen kann, sollte es mir nicht leicht fallen, ein Netz von äufseren persönlichen Gewohnheiten zu zerreifsen?« Thymian schüttelte den Kopf. »Nein, Dida,« sagte sie weich, »der Mensch kann leichter aus einem zehndoppelt vergitterten und verriegelten Kerker entspringen, als aus sich selber herauskommen. Ich fühle, dafs du mich nicht ganz verstehst. Du stehst auf der Schwelle der bürgerlichen Gesellschaft, aber du bist noch innerhalb der Grenzpfähle, noch diesseits der Pforte. ... Vielleicht sprechen wir uns nach drei oder vier Jahren mal wieder.« ...

Das Wetter war wenig einladend zum Spazieren. Der Himmel spannte sich wie ein graues Tränentuch über das unruhige Wasser. Schwarze Wolkenfetzen und kreischende Möwen segelten über den Horizont. Ein feiner Sprühregen ging nieder.

Thymian war mir plötzlich fast unheimlich. Ihre schwarzen Haare flogen im Wind wie Rabenflügel um ihr blasses, schmales Gesicht, ihre merkwürdigen, goldig opalfarbenen Augen leuchteten wie Altarkerzen, mystisch, unruhig, fast feierlich.

»Gleich wird es giefsen«, sagte sie. »Dann werden wir nafs, klatschnafs. Schadet nichts. Wir ziehen uns im Hotel trockene Kleider und saubere Schuhe an, nicht wahr, das kommt nicht an uns, ist nur äufserlich . . .? Siehst du, Dida! So ist es mir jetzt gleich, was mit meinem Leichnam geschieht. Ob ihn zwei oder drei oder zehn beanspruchen. Der Körper ist wie ein Kleid,

ist nicht ewig um den Menschen. Aber in mir lebt ein weifser, reiner Mensch, der ist ewig. An den kommt mir kein Tippelchen Schmutz heran. Der ist bis in die Fingerspitzen sauber und anständig und wird es bis an sein Ende bleiben . . .«

»So meine ich es auch, Thymian,« sagte ich aufatmend. »Die innere Anständigkeit kann uns keiner nehmen, und wenn sie uns zehnmal das bürgerliche Todesurteil schreiben.«

* * *

Ostende, 3. September.

Zum ersten Male, wo Erik längere Zeit weg ist, habe ich kein so rasendes Heimweh wie sonst nach ihm. Es ist zu nett; Gott sei Dank hat der alte Mayens nicht Eriks Aversion gegen Thymian, und so gehen wir den ganzen Vormittag zu dritt spazieren. Nachmittags sind die Hannoveraner Herren meist bei ihr, und die kann ich nicht ausstehen. Herr von Mayens sagt, Thymian ist nicht nur eine schöne, sondern auch eine geistvolle, interessante junge Dame, und er hat recht. Es ist wirklich so angenehm, endlich einmal Menschen gefunden zu haben, mit denen man etwas anderes als gerade nur über die nächstliegendsten plattesten Dinge sprechen kann. Leider mufs Thymian übermorgen schon abreisen; Gott weifs, wann ich dann einmal wieder »Menschen« auf meinem Wege finde.

Heute morgen, als wir von der Digue kamen und in der kleinen Konditorei bei der hübschen Wirtin eine Limonade tranken, sah der alte Herr Thymian und mich abwechselnd lange an, so lange, dafs es uns schliefslich auffiel. »Bitte?!« sagte Thymian. »Ich bin jetzt dreiundfünfzig Jahre alt geworden,« sagte der alte Herr,

»und habe viel gesehen und viele Menschen kennen gelernt. Aber Sie beide repräsentieren einen Typus, den ich bisher noch nicht kannte — —« »Bitte deutlicher,« sagte Thymian.

»Also: Denken Sie, ich wäre ein passionierter Schmetterlingssammler und es wäre zeitlebens mein Traum gewesen, einen Schmetterling zu finden, der eine Seele hätte. Alle Bekannten und Freunde, denen ich meinen Sammlerwunsch enthüllte, hätten mich für verrückt erklärt, weil Schmetterlinge, die eine Seele haben — — — na, Sie wissen ja — so etwas gibt's doch gar nicht — — — meinen die Leute. Nun denken Sie, finde ich hier am Gestade von Ostende nicht ein — nein, gleich zwei Exemplare dieser Gattung — beieinander, — schöne, farbenbunte Schmetterlinge, die eine Seele haben, — Ist das nicht ein wunderbares, phänomenales Glück? Und können Sie sich nicht denken, dafs in meinem alten Sammlerherzen der leidenschaftliche Wunsch aufglüht, mein Netz auszuspannen, um sie beide einzufangen und sie mit nach Hause zu nehmen?!«

Thymian lachte auf . . . Ein häfsliches, hartes, trockenes Lachen, das wie eine grelle Dissonanz in die Seele schneidet. »Bedenken Sie aber eins, Baron,« rief sie. »Derlei seltene Solitärexemplare gehören in eine öffentliche Sammlung, zu Nutz und Frommen, Belehrung und Freude für jedermann . . . Und es kostet nicht ein kleines, sondern ein grofses Vermögen, sie in Privatbesitz zu bringen.«

Herr von Mayens rührte seine Limonade und wechselte einen sonderbar langen Blick mit Thymian.

»Was das anbelangte — das könnte ich mir leisten — —« »Aber zwei Schmetterlinge in einer Hand zerknittern einander leicht die Flügel, Baron.«

»O — keine Sorge! Ich würde jedem von beiden ein märchenhaftes Schmetterlingsheim bauen. Ich habe ein Schlofs in Siebenbürgen, ein Haus in Wien, eine Villa in Mödling — — In allen ist Platz zum Entfalten von Schmetterlingsflügeln — Man könnte einander besuchen — und solo bleiben, ganz nach Gefallen — —«

Die Wendung des Gesprächs war mir so fatal, dafs ich aufstand und mir am Fenster zu schaffen machte. Ich fühlte wohl, dafs der Vergleich des alten Herrn nichts weniger als schmeichelhaft war, aber alles wurde in einem so leichten, lustigen, unbefangenen Plauderton hingesprochen, dafs es lächerlich gewesen wäre, sich als beleidigt aufzuspielen. Am besten ignoriert man so etwas —, sonst könnte er am Ende erst recht auf Vermutungen kommen . . .

* * *

5. September.

Thymian ist heute früh abgereist. Der Abschied wurde uns beiden schwer. Ich habe sie aufrichtig lieb gewonnen, obgleich sie mir, offen gestanden, direkt unheimlich wurde, sobald sie sich in ihre schwarzen Phantasien verstrickte. Wenn sie sich selbst absichtlich heruntersetzte, sich in die unmöglichsten und schrecklichsten Situationen hineinträumte, und die furchtbarsten Bezeichnungen auf sich selbst anwandte, kam sie mir vor wie einer der indischen Fakire, die sich in ihrem Fanatismus selbst zerfleischen.

Es wird jetzt schon recht licht hier unter den Badegästen. — — — Herr von Mayens und ich machten heute einen längeren Spaziergang; dabei erzählte er mir, dafs Erik gesagt hätte, wir kämen im Oktober wahrscheinlich nach Wien. Ich konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. So geht die Gondelei also weiter vor

sich . . . Fast ohne was dabei zu denken, fragte ich ihn, wann er Erik kennen gelernt habe . . .

»Im Frühjahr 1888 auf einer Orientreise . . . Damals war Herrn Norresens' erste Gattin noch dabei« . . .

Ich starrte ihn ganz verstört an. — »Eriks erste Frau?! — — Die ist tot?«

»Nein doch — ich denke, sie sind geschieden — Herr Norresen deutete es mir an.« —

Ich wurde blutrot, denn ich merkte jetzt erst, dafs ich mich verplaudert hatte, und ich wagte nicht auf- und Herrn von Mayens anzusehen. Er fuhr unbefangen fort:

»Man konnte freilich im voraus denken, dafs die Ehe nicht auf die Dauer vorhielt, der Altersunterschied war doch zu grofs.« — —

»War sie so jung?« »Nein, Herrn Norrensens erste Gattin war fast einmal so alt wie er« . . . »Aber schön, nicht?« »Schön und häfslich, meine liebe, gnädige Frau, sind relative Begriffe. Sie war eine sehr interessante Dame. Ich kann begreifen, dafs sich ein junger Mann in sie verlieben konnte. Freilich — auf die Dauer pflegen sich doch solche allzu krassen Altersunterschiede zu rächen« . . .

Wir gingen eine Weile still nebeneinander. Es war ein unangenehm, peinliches Empfinden, das Bewufstsein, dafs ich mich verraten hatte und Herr von Mayens nun ganz genau Bescheid wufste. In diesem Augenblick füllte das unbehagliche, niederdrückende Gefühl meine ganze Seele so aus, dafs das andere — das, was ich erfahren hatte, dagegen in den Hintergrund trat. Ich war mir nicht gleich klar darüber, was ich tun sollte: Herr von Mayens will noch acht Tage hier bleiben, so lange bleibt auch Erik fort; ohne weitere Aussprache war unter diesen Umständen ein Weiterverkehr doch kaum

denkbar gewesen. Aus dem Wege gehen konnte ich dem alten Herrn auch nicht. Wie ich noch so sann und von den widerstreitendsten Empfindungen hin und her geworfen wurde, war es just so, als ob eine fremde Stimme in mir spräche: »Was bist du feige, Dida Ibsen!« sagte die Stimme. »Was sind das für dumme, kindische Redensarten von Überzeugungen und Wahrheitsmut, und so weiter, die du immer im Munde führst? Bist du ein Mensch, der auf zwei eigenen Füfsen durch die Welt geht, oder bist du ein ‚Leut', wie Thymian den einzelnen der viel zu vielen bezeichnet. — — Wen geht es was an, was du tust? Wem hast du Rechenschaft abzulegen? — — Wer dich nicht so verbrauchen will, wie du eben bist, der soll doch seiner Wege gehen. — Was zitterst du vor dem Urteil der Dreiblattleute? Thymian ist viel gröfser, viel vornehmer als du! Die lacht über sich selber und leugnet nichts ab — macht sich eher schlechter als besser — aber du, Dida Ibsen — du möchtest anders scheinen, als du bist — du naschst die süfsen, verbotenen Früchte vom Baum der Erkenntnis und möchtest dich doch mit dem Relief bürgerlicher Ehrbarkeit und Wohlanständigkeit umgeben.«

Wie ich das dachte, fühlte ich, dafs sich meine Haltung unwillkürlich straffte, dafs die Röte in meinem Gesicht niedersank, meine Augen klar und meine Stimme fest wurde.

»Ich bin nicht Erik Norresens angetraute Frau,« sagte ich.

Der alte Herr nahm meine Hand und küfste sie. »Ich danke Ihnen für das Vertrauen,« sagte er schlicht.

»Sie werden nun gewifs eine schlechte Meinung von mir haben?«

»Ich — von Ihnen? O, wie wenig kennen Sie mich!«

sagte er. »Wenn man vierundfünfzig Jahre mit sehenden Augen durch die Welt ging, lernt man doch die Dinge allmählich von einem anderen Gesichtswinkel als Hinz und Kunz betrachten. Für mich sind und bleiben Sie Frau Dida Norresen. Und ich will hoffen, dafs sich unsere Freundschaft durch das Vertrauen, das Sie mir bewiesen, festigen wird. ... Übrigens wufste ich, was Sie mir sagten.«

Ich fuhr auf. »Von Erik?«

»O Gott behüte! Ich hatte es im Gefühl ... man kann dergleichen nicht explizieren.«

Wir gingen lange auf und nieder. Mir war zumute wie einem Menschen, der sich nach langer, heifser Tanznacht endlich demaskieren darf, wie einer, die das einschnürende Korsett abwirft und wieder aufatmet und sich der Luft freut. ... Ich erzählte ihm alles, von meiner Kindheit, von zu Hause, von Helga — — alles, und er hörte mit sichtlichem Interesse zu. Wie ich zu Ende war, sagte er: »Eins müssen Sie mir versprechen. Wenn Sie je in die Lage kommen, den Rat und die Hilfe eines zuverlässigen Freundes zu gebrauchen, dafs Sie sich dann an den alten Mayens in Wien wenden! Ich habe mich selten so für eine Frau interessiert, wie für Sie, und in gewisser Hinsicht auch für Ihre Freundin. Ich bin immer für Sie da — — und ich kann Ihnen als völlig unabhängiger Mensch mehr nützen als jeder andere. Also wollen Sie sich meiner erinnern?«

Ich versprach es gern; ja, es war mir, als ob mir jemand ein grofses Geschenk gegeben hätte. ...

* * *

Die Tagebuchaufzeichnungen schalten hier wieder eine Zeitlang aus.

Wir reisten Mitte September ab, waren wieder zwei

Monate in Paris, dann einige Wochen in Zürich. Hier zog Erik sich einen andauernden Lungenspitzenkatarrh zu, der einen längeren Aufenthalt in Mentone nötig machte. Im Februar kamen wir nach Wien. Auf Herrn von Mayens dringende Einladung machten wir von dort einen Abstecher nach Siebenbürgen, wo wir etwa vierzehn Tage als seine Gäste verweilten. Zwischen Erik und mir herrschte im allgemeinen nach wie vor die glücklichste Harmonie; ich enthielt mich jeder Frage nach seiner verflossenen Ehe und wartete darauf, dafs er zuerst davon sprechen sollte. Wenn zuweilen aufrührerische Gedanken in mir hochkamen, dafs es doch eigentlich ein beleidigender Mangel an Vertrauen sei, unterdrückte ich sie mit Aufbietung meiner ganzen Willenskraft.

Das ewige, rastlose Umherzigeunern fing freilich an, mir auf die Nerven zu fallen. Die langen Eisenbahnfahrten waren mir unerträglich; wenn wir irgendwo landeten, graute mir schon vor der Abreise.

Ich hatte in den vergangenen Monaten sowohl mit Thymian als mit Herrn von Mayens regelmäfsig korrespondiert. Die Briefe traten an Stelle der Tagebuchergüsse. Besonders Herr von Mayens war mir eine Art Beichtvater geworden, dem ich alles anvertraute, was mich momentan bewegte und interessierte.

Wir wurden überaus herzlich von ihm empfangen. Er hatte — trotzdem er ein Haus in Wien besafs — den eigentümlichen Einfall gehabt, diesen Winter auf seinem einsamen siebenbürgischen Gut zu verbringen. Es liegt hart an der rumänischen Grenze, und im Sommer mufs die Gegend von einer wunderbar wilden Romantik sein. Ich bin seitdem nicht wieder dort gewesen; in der Zeit, wo wir als Gäste dort weilten, lag alles im Schnee, und aufser ein paar Schlittenfahrten konnten wir kaum Exkursionen in die Umgegend machen.

Wenn ich mit Herrn von Mayens allein war, empfand ich oft, dafs die Wärme seiner Stimme, seines Handdruckes, seiner Blicke die Grenze des rein platonischen freundschaftlichen Verkehres um ein paar Noten überschritt, aber ich dachte mir nicht viel dabei; ich hatte ihn liebgewonnen, und diese Sympathie war von einer Art, die gut neben meiner Liebe zu Erik bestehen konnte.

Es war sehr einsam in dem alten, verwitterten Schlofs. Von dem Personal sprach nur die Haushälterin ein gebrochenes Deutsch. Einmal kamen zwei Gutsnachbarn, waschechte Magyaren, auf Besuch, die aufser ihrer ungarischen Muttersprache ein wenig schlechtes Französisch und sehr wenig schlecht verständliches Deutsch sprachen. Herrn von Mayens hörte man dagegen den Österreicher kaum an, er spricht fast ohne Dialekt, nur ein leises, ganz ulkig wirkendes Zerren der Vokale verrät den Ausländer.

Obgleich wir uns mit den beiden Ungarn nur mäfsig verständigen konnten, wurde es ein lustiger Abend. Ich glaube, Erik hatte den einheimischen Wein unseres Wirtes zu gering eingeschätzt, und das rächte sich hinterher; denn an dem Abend machte er mir, als wir allein waren, zum ersten Male eine Eifersuchtsszene. ... Ich hätte mit den Ungarn (übrigens ein paar scheufsliche Zigeuner!) kokettiert und mich überhaupt über alle Mafsen schlecht betragen. Ich liefs mir den unberechtigten Vorwurf natürlich nicht ohne weiteres gefallen, antwortete erst halb scherzhaft, dann erregt; ehe wir es uns versahen, war eine heftige Auseinandersetzung im Gange — — dann fiel ein böses Wort von Eriks Seite, das sich gegen Herrn von Mayen richtete. — Es war ja richtig, ich hatte für diesen Abstecher nach Siebenbürgen plädiert — ich verbat mir das — ein Wort holte das andere. ... Gerade wie der Streit auf der Höhe war,

kam mir die Besinnung und damit die Selbstbeherrschung zurück; ich wollte mich ihm lachend an den Hals werfen, aber er stiefs mich heftig zurück ... »Geh! — — Ich hätte nie vergessen dürfen, dafs du aus Frau Pettersons Lehre hervorgegangen bist.« — —

Die Nacht vergesse ich in meinem Leben nicht. Die Tür war zwischen uns ins Schlofs gefallen. Ich lag angekleidet auf dem Bett. Das saalartige grofse Zimmer war von einem gespenstischen Halbdunkel überschwemmt. Durch die herabgelassenen Vorhänge drang das Schneelicht und streute spukhafte Reflexe über Wände und Möbel. Auf einmal meinte ich einen weifsen Kopf im Spiegel zu sehen — ich machte die Augen zu, mufste sie aber wieder öffnen. Da bewegte sich der Kopf und sah aus dem Türvorhang heraus. Ich sah vor mich nieder und sah einen weifsen Totenkranz auf der dunklen, seidenen Decke liegen, auf den Rosen und Blättern überspritzte Blutstropfen — — und plötzlich wimmelte das Zimmer von Gesichtern, Fratzen und Kränzen, Schlangen und Blut. — — Ich lag mit offenen Augen im Halbschlummer und doch wach, die Nerven zum Springen gespannt, die Sinne zehnfach geschärft. Ich hörte viele seltsame Geräusche: Eriks eintönige Schritte nebenan über das Parkett schienen von einem hundertfachen Echo begleitet, und dazwischen hörte ich ein feines Kichern und Hämmern und schleichende Schritte und ein Tosen von Millionen Männerstimmen. Und ich rifs wieder die Augen auf und sah in der Ecke ein schwarzes Tier mit glühenden Augen, niedrig und langgestreckt wie eine wunderliche Katze, die auf mich zuschlich, und schrie laut nach Erik.

Er hatte darauf gewartet, dafs ich ihn rufen sollte, denn er kam sofort und setzte sich an mein Bett. Und wir versöhnten uns. Und der Spuk schwand — die

schwarze Überkatze wurde zu Schatten, die Fratzen und Kränze zu silbernen Schneelichtrosen und das Brausen des Windes zum Schlummerlied. Und unter hundert Küssen und süſsen Worten versprach mir Erik die Erfüllung meines Wunsches — — uns ein festes Heim zu bauen.

* * *

Hamburg, 27. 2. 1892.

Süſse Dida!

Tausend Dank für Deinen letzten lieben Brief. Du glaubst nicht, wie ich mich auf Deine Briefe freue. Du weiſst überhaupt nicht, was Du in meinem Leben für eine Rolle spielst. Es ist wirklich eigentümlich, was das ausmacht, wenn sich ein einsames Menschenkind, wie ich, sagen kann, irgendwo in der Welt steckt noch ein Mensch, der ein, wenn auch noch so loses Interesse an ihm nimmt. Wie oft ertappe ich mich nicht bei dem Gedanken: Was würde Dida wohl dazu sagen?

Also Ihr seid jetzt in Siebenbürgen bei Herrn von Mayens. Du, sieh Dich nur vor, daſs Dich der alte Schwerenöter nicht für seine Schmetterlingssammlung annektiert! Am guten Willen dazu fehlt's ihm nicht, das habe ich schon in Ostende gemerkt. . . . Hat aber nichts auf sich. . . . So treu wie Du Deinem Erik bist — so was gibt's ja kaum mehr in der Welt. Ich beneide Dich in mehr als einer Hinsicht, Dida! Ich beneide Dich auch um Deine Reisen; ich möchte auch auf- und davonfliegen können! Und Du beneidest mich um meine Ansäſsigkeit in Hamburg! Ist es aber nicht immer so im Leben, daſs einer in des anderen Werktag hineinschaut und zu sich spricht: Hat der es gut! Weiſst Du, das tröstet auch manchmal, wenn mir gar zag ums Herz ist.

Ob ich als eine brave Hausfrau in Hinterpommern den langen, grauen Wollfaden meiner Tage abspinne, oder hier in Hamburg die kurzen, grellbunten Seidenfäden meines Episodenlebens abzupfe — — es kommt alles auf eins heraus! Zufrieden und befriedigt ist keiner! Meinst Du nicht auch?

Nun zu meiner Neuigkeit: Denke einmal an, Dida, ich habe die Bekanntschaft Deiner Helga Petterson ererneuert, und zwar hier in der Wohnung meiner Kindermann. Aber Dida — ist das ein Weib! Ich dachte nach Deiner Schilderung immer, sie hätte einige Ähnlichkeit mit Konni Liesmann, aber ich sehe ein, dafs ich der guten Konni damit eine schwere Beleidigung antat, denn gegen diese Petterson ist sie wirklich eine Heilige! Höre einmal, Dida, dafs Du monatelang in den Fingern dieser Person warst und dabei das weifse Unschuldslamm geblieben bist, als dafs ich Dich im Grunde doch noch in Ostende kennen lernte — das ist faktisch das achte Weltwunder.

Ich habe das zweifelhafte Vergnügen, mit ihrer ganz besonderen Gunst und ihrem Vertrauen bedacht zu werden, aber sie ist mir zu schmutzig! Nein, nein, Dida, einen gewissen letzten Fonds von Weiblichkeit und Anständigkeit mufs man sich doch zu erhalten suchen. Diese Weiber sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, bis in die Seele geschlechtskrank. Die Kindermann erzählte mir neulich, die Petterson ginge zeitweise nachts durch die Arkaden und über den Jungfernstieg und holt sich wildfremde Männer auf und bringt sie zu uns herauf, und sie soll sich zu der Kindermann geäufsert haben, es wäre für sie eine Art Sport, eine Kraftprobe — — an dem Tage, wo ihr jemand für die Zuwendung ihrer Gunst weniger als einen Blaufuchs böte, würde sie sich vergiften — — Und wenn es noch dabei bliebe, da

drin ist doch wenigstens noch immer eine Spur von Natürlichkeit —, aber die ist durch und durch von Perversitäten verseucht — — Ich mag's nicht schreiben, vielleicht sprechen wir uns doch noch einmal wieder.

Ich möchte diesen Sommer gern wieder nach Ostende. Ich glaube, ich habe nur deshalb ein faible für den Ort, weil ich Dich dort wiederfand. Könntest Du Dich nicht einmal ein paar Wochen von Deinem Mann beurlauben, dafs wir zusammen hinfahren? Welche Zumutung, was? Wie wird sich meine Dida denn freiwillig eine Scheidung von ihrem Erik auferlegen! Der Wunsch war nur der Vater des Gedankens. Adieu für heute. Grüfse den alten Mayens von mir. Und lafs Dich nicht in seine Sammlung spiefsen! Sammler sind zu allen Schandtaten fähig.

In ewiger Treue Deine

Thymian.

* * *

T. . ., 12. März 1892.

Meine liebe, einzige Dida! Ich weifs vor Aufregung nicht, wie ich anfangen soll, meine Hände fliegen, so dafs ich kaum die Feder halten kann. — Ich kann Dir nicht sagen, wie mir zumute ist. Denke — in der ganzen Stadt schwatzen die Leute über Dich, Du sollst mit einem reichen Mann allein in der Welt umherreisen und Dich für seine Frau ausgeben, und Gott weifs, was sonst noch, und gestern kam die Ebbe Schustermann, Du weifst, die lebendige Zeitung von T. . ., und knüpfte mir mit schlecht verhaltener Schadenfreude den ganzen Stadtklatsch unter. Natürlich warf ich sie hinaus und ärgerte mich einstweilen nur über solche Albernheit. Aber dann die Nacht! Dida, verzeihe mir, mein Liebling, ich weifs ja, es ist nicht so, sie beleidigen Dich unschuldig, es

kann nicht so sein — aber die Nacht war schrecklich. Die Gedanken schwirrten mir wie schwarze Geier um den Kopf, sie stiefsen ihre Schnäbel in meine Seele, ein Alp lag auf mir, und Vater wachte auf von meinem Stöhnen. Ich dachte an alles —, dafs Du gar nicht von Frau Norresen sprechen mochtest und sie nie erwähnst in Deinen Briefen, und an die vielen Kostbarkeiten, die Du hier hattest und die Du geschenkt bekommen hast, und ich meinte, ich würde wahnsinnig vor lauter Denken. Mein Kopf brummt und schmerzt, ich kann fast keinen Gedanken zu Ende bringen. Ach, Dida, wenn jemand Vater das sagt, geschieht ein Unglück. Er würde den Betreffenden niederschlagen. Ich zittere, wenn er zur Tür eintritt, in der Angst, dafs er es gehört haben könnte. Dida, verzeihe mir, es *kann* ja nicht sein, wie solltest Du dazu kommen, wo Du nie in Deiner Kindheit etwas Unrechtes gesehen und gehört hast, und in unserer Familie niemals Leichtsinn und Schlechtigkeit zu Hause waren. Es ist unmöglich, es ist alles Verleumdung; aber *nur* der Leute halber, Liebling, bitte Frau Norresen, dafs sie ein paar Zeilen an mich schreibt, dafs Du bei ihr bist, und telegraphiere gleich zu meiner Beruhigung. Ich kann nicht weiter. Gott behüte Dich.

Mutter.

* * *

T. . ., 16. März 1892.

Dida, Liebstes, warum schweigst Du? Bist Du krank? Hast Du meinen Brief nicht bekommen? Ich werde irrsinnig, wenn ich noch tagelang in dieser Qual und dieser Unruhe aushalten soll. Ich bin kaum ein Mensch mehr, ich bin wie eine Furie; ich glaube, ich würde den, der mir noch ein Wort gegen Dich sagt, die Augen ausreifsen. Alles kann über uns kommen,

aber Dich, unser Einziges, unser Alles und Bestes, was wir haben, soll niemand anzutasten wagen. Ein Wort nur, Dida —! O Gott! — Ich habe auch an Tante Charlotte geschrieben — — — —

Deine Mutter.

* * *

Eine Depesche.

Antworte — Dida —! Ich werde sonst wahnsinnig.

Mutter.

Eine zweite Depesche.

Vater weiſs alles. Komme nicht nach Hause. Ich muſs ihn beruhigen. Er legt Hand an sich selbst — —

Noch eine Depesche.

Du kommst sofort nach Hause oder niemals mehr.

Dein Vater.

* * *

Hamburg, 13. April.

Ich wohne in Hamburg.

Es hat sich überraschend schnell gemacht. Frederik Larstorff ist nach Kopenhagen gegangen, und Erik muſs zwei bis drei Jahre in Hamburg bleiben.

Ich bewohne allein eine ganz kleine Villa in der Eimsbüttler Chaussee, drei Zimmer unten und zwei kleine Zimmerchen oben, und rings um das Haus ist ein Blumengärtchen. Ich habe eine ältere Wirtschafterin, die alles besorgt, und habe mir wieder zwei Hunde angeschafft, eine groſse, blaue, kluge Dogge und ein kleines, süſses, schlaues Chinhündchen.

Ja. So ist es. — — —

Zwei Jahre hatte ich keinen gröſseren Herzenswunsch,

als den, ein eigenes Heim zu haben. Und nun möchte ich am liebsten meine Koffer noch heute packen und wieder in die Welt hinausziehen — weit — weit — so weit fort, dafs die Möglichkeit, bekannten Gesichtern zu begegnen, so gut wie abgeschnitten ist. —

Mir ist ganz wirr und weh im Kopf. —

Vor acht Tagen war ich zum ersten Male bei Tante Charlotte. Als sie hereinkam, schlug sie in ihrer theatralischen Manier die Hände über dem Kopf zusammen.

»Dida! Du Unglückskind!« rief sie und liefs eine lange, geschwollene Rede vom Stapel. »Wie kannst du deinen armen Eltern und uns allen nur solche Schande antun, Mädchen! Wie kannst du nur, wie kannst du nur!! Ich mufs mich schämen, wenn in den netten, angesehenen Familien, in die ich dich eingeführt habe, dein Name genannt wird. Mein Gott, und deine Eltern sind böse auf mich, weil das Unglück hier, quasi unter meinen Augen passiert ist, und sie mir die Verantwortung dafür aufhalsen. Ich kann dich doch nicht hüten! Mein Gott, wenn ein Mädel die Anlagen zum Leichtsinn in sich hat, bricht es eben eines Tages heraus, daran ist nichts zu machen. Wir haben dich doch nur hier zum Guten angehalten, und du machst solche Sachen! Hättest du dir ein Beispiel an Helga genommen, die sich alle erdenkbare Mühe mit dir gegeben hat.« — — So ging es wohl eine halbe Stunde lang. Ich liefs alles schweigend und achselzuckend über mich ergehen und hatte nur manchmal Mühe, ernst zu bleiben. Das gute, dicke, kleine Tantchen hatte ja keine Ahnung, wie viel unfreiwillige Ironie und Komik ihre geharnischte Strafpredigt enthielt.

Helga empfing mich herzlich und liebenswürdig wie immer.

»Euer ganzes Malheur beruht darauf, dafs ihr euch

unbesonnen benommen habt!« sagte sie im Laufe unseres Gespräches. »Wenn ihr damals in New York den Konsul unbefangen begrüſst und es so hingestellt hättet, als ob ihr zufällig in New York zusammengetroffen wäret, würde er nie gewagt haben, davon zu sprechen. Wenn man in der Gesellschaft festen Fuſs gefaſst hat, kann es gern um einen herumraunen und zischeln und vermuten; wenn man ruhig Blut und einen steifen Nacken behält, schadet das gar nichts. Du glaubst nicht, wie feige die Bande ist, wenn es den eigenen Rücken preiszugeben gilt. Aber das Bild ändert sich, sobald sie Beweise in Händen haben und positiv behaupten können: es ist so. Dann ist man fertig. Ich hab' in Kopenhagen Lehrgeld bezahlt; zum zweiten Male lasse ich mich nicht verblüffen. Das ist das ganze Geheimnis.«

Helgas Ratschläge kommen leider etwas post festum.

Auf meinem Schreibtisch liegen zwei uneröffnete Briefe von Mutter. Ich habe nicht das Herz, sie aufzumachen. Ich bin so entsetzlich feige.

Zwischen zu Hause und mir ist ein Wasser, über das kein Steg führt.

Nicht so, als ob die Furcht vor Vaters Zorn mich abgehalten hätte, damals gleich nach Hause zu fahren. Den kenne ich. Der hätte mir nichts zu leide getan. Aber ich kann ihm nicht unter die Augen kommen. Ich fürchte mich vor seiner Verachtung. Ich kann ihm nie mehr in die Augen sehen.

Ich hätte vorher nicht geglaubt, daſs es mich so furchtbar schwer treffen würde.

Es war mir auf einmal so, als ob ich lange im Dunklen geschlafwandelt hätte und plötzlich wach wurde.

Mutter hatte ja so recht! Wie ist es nur: ich habe nie in meiner Kindheit etwas anderes als das nach den allgemeinen Satzungen Rechte und Gute gesehen. Ich

hätte danach wirklich ein nach landläufigen Begriffen braves, ehrbares Mädchen werden müssen. Da wehte ein Wirbelwind uns die rote Hexe ins Haus, und ich folge ihr wie die Kinder von Hameln dem Dudelsackpfeifer blindlings in den Hexenberg, aus dem es keinen Rückweg und keine Heimkehr gibt. Ich verliere meine Heimat und meine Eltern, und die alten Leute, die schon so viel gelitten haben, werden ihres einzigen Kindes beraubt . . .

Ich hätte nie geglaubt, dafs es mir so nahe gehen würde. Ich bin noch ganz krank. Es zerrt und reifst an mir, ich weifs selber manchmal nicht, was ist nun eigentlich mit mir?! Irgend eine Unruhe drängt in mir nach einer Betätigung, und ich weifs dann vor Ungeduld nicht, was ich anfangen soll, und gerate dann in eine Nervosität, die sich manchmal in Tränen und manchmal in Wutanfällen auflöst . . .

Erik ist ja gut zu mir, alles was recht ist, er ist sehr geduldig, obgleich ich ihn manchmal mit meinen Stimmungen quäle. Aber er mufs es auch sein, denn eigentlich — ich weifs nicht — mir kommt es so vor, als hätte er mich d o c h eigentlich nicht mitnehmen dürfen — ich war doch noch zu dumm. Ich hüte mich natürlich, es ihm zu sagen. Aber was ist das für eine Art, ein sechzehnjähriges Mädchen in seiner kindischen Donquichotterie von Überzeugungen und freiheitlichen Ansichten zu bestärken. Erst jetzt bin ich mir ja bewufst geworden, was das für ein Unterfangen ist, sich mit seiner einzelnen kleinen Persönlichkeit gegen jahrtausende alte Traditionen anzustemmen, und Gesetze, nach denen sich die ganze Menschheit mit wenigen Ausnahmen richtet, mit Füfsen zu treten. Ich bereue nichts, gar nichts . . . Ich liebe Erik viel zu sehr, als dafs ich mich heute noch von ihm trennen könnte; mein Glück ist ge-

wifs nicht zu teuer bezahlt, und ich würde gar nichts sagen, wenn ich wüfste, dafs es zwingende Gewalten sind, die Erik verhindern, alle diese Kämpfe und Qualen, die ich jetzt durchmachen mufs, von mir fernzuhalten. Aber so kocht es manchmal in mir auf, ich möchte fast sagen, in einer Art Hafs. — Warum kann er mich nicht heiraten! —

Weil er die Überzeugung hat, dafs es für alle Fälle gut ist, sich nicht zu binden.

Mein Leben ist jetzt wirklich wie ein Ostender Fischerboot. In den letzten Wochen meinte ich manchmal, eine von den vielen schwarzen Wellen, die es umringen, würde es verschlingen.

Thymian besucht mich oft. Ein Leben, wie sie es führt, wäre nun auch nichts für mich. Um Gottes willen! Ich mag überhaupt nichts davon hören, aber schliefslich, was geht es mich an! Ich freue mich, wenn sie kommt, und sie kommt oft, obgleich wir es immer so einrichten müssen, dafs sie nicht mit Erik zusammentrifft; er kann sie durchaus nicht leiden.

Aber sie heitert mich auf, sie ist trotz ihres armen Lebens immer noch voll Humor und Frohsinn. Ihr Lachen erinnert mich freilich an den Tierstimmenimitator in Paris, der eine Lerche imitierte; es war wunderschön gemacht, und wenn man die Augen schlofs, konnte man sich ganz gut in das freie Feld versetzen und die kleine Lerche im blauen Juliäther trillern hören; aber trotzdem löste es keine erquicklichen Empfindungen aus, man hörte bei aller Illusion eben — das Unechte hindurch. Genau so ist es, wenn Thymian lacht; man merkt, es ist eine Disharmonie darin, es kommt nicht aus dem Herzen, und einmal sagte sie mir, sie sei so froh für jeden Tag, der herum ist. Wenn man es bedenkt, ist es aber doch traurig, wenn man sich mit achtzehn Jahren

schon über die beiseite geschafften Tage freut — — was soll das geben, wenn man siebzig Jahre alt würde! Sie ist ja auch ein armes Ding, sie tut mir furchtbar leid, aber was ist zu machen?

Wenn ich nur wüſste, was man anfängt, um diese gräſsliche Unruhe los zu werden. ...

* * *

Herr von Mayens hat zwei von meinen Zeichnungen an eine illustrierte Zeitschrift gegeben, und die haben mir achtzig Mark dafür geschickt. Vier Goldstücke. Sie liegen in meinem Schächtelchen in rosa Watte. Ich muſs sie immer betrachten, sie machen mir mehr Spaſs als meine Schmucksachen. Selbstverdientes Geld. Komisch.

Ich schreibe Herrn von Mayens regelmäſsig jeden Sonnabend und bekomme pünktlich jeden Mittwoch Antwort, und lege ihm oft etwas Gezeichnetes bei. Darüber freut er sich, aber Erik darf von dieser regelmäſsigen Korrespondenz nichts wissen, er ist darin merkwürdig. Der alte Mann macht ihm doch, weiſs Gott, keine Konkurrenz.

Ich zeichne und male jetzt immerzu Augen. Und bei jedem Auge denke ich mir eine Lebensgeschichte und zeichne sie hinein, und sie werden dann lebendig, und ich bilde mir ein, daſs jedermann, der die Augen sieht, sofort weiſs, welche Geschichte ich mir dabei gedacht habe. Ich kaufe mir oft eine groſse Anzahl groſser Photographien bei Bieber von Künstlern und Künstlerinnen und male die Augen aus, nur die Augen, und dann sprechen die Augen und erzählen und legen die geheimsten Seelenregungen der betreffenden Persönlichkeit bloſs; o, sie sind so indiskret, diese gemalten Augen, sie plaudern von geheimen Lastern und verschwiegenen

Sünden, von Glück, das Güte, und Unglück, das Schuld produzierte, von Hafs und Intrigen, von Liebe und Leidenschaft, von verfehlten Leben und erreichten Zielen. Erik sagt selbst, es ist zwar eine Manie von mir, eine Marotte, aber eine absolut originell-künstlerische Idee, und er sagt, wir gehen den Sommer ins Hochgebirge, weil meine Nerven kaputt sind, und ich weifs gar nicht, wie ich die Unruhe los werde. Ich möchte immer etwas greifen und haschen in der Luft. — —

* * *

28. April.

Sonntag telephonierte Erik, dafs er erst abends kommen kann und mir seinen Wagen zu einer Spazierfahrt schickte, und ich telephonierte dann an Thymian. Sie konnte aber nicht gleich mitkommen, und wir verabredeten uns um fünf Uhr in ein Restaurant an der Flottbecker Chaussee; sie fährt bis Flottbeck auf dem Dampfer, und von da fahren wir nach Blankenese.

Ich fuhr um halb drei weg und war etwas nach vier in dem Etablissement. Der grofse Garten an der Elbe war schon ganz besetzt; an allen Tischen safsen Familien, Pärchen und Gruppen und tranken Kaffee. Ich kam mir etwas verloren vor, wie ich allein zwischen den plaudernden Menschen umherging; aber endlich entdeckte ich einen Tisch, an dem auch ein junges Mädchen allein safs.

Ich sah sofort, dafs sie geweint hatte, ihre Augen waren noch ganz nafs, und sie sah erbärmlich blafs und elend aus. Wenn ich jemand leiden sehe, meine ich aber immer, ich müsse ihm helfen, und ich fing eine Unterredung an und bekam nach und nach ihre Geschichte heraus. Sie ist eine geborene Holländerin, Johanne von Koak, und war als ganz junges Mädchen zu Verwandten

nach Amerika gekommen. In San Franzisco war sie drei Jahre bei einem deutschen Ehepaar in Dienst, das dort eine Bar hatte; vor reichlich einem Jahre starb der Mann, und die Frau, eine Hamburgerin, ging hierher zurück und wollte hier eine Weinstube vornehmsten Genres aufmachen, und hatte diese Johanne von Koak nun als Wirtschafterin engagiert und das Mädchen herkommen lassen. Und nun, wo alles zurecht ist, das Geschäft in vierzehn Tagen eröffnet werden soll, legt sich die Frau hin, bekommt Typhus und stirbt, und das arme Mädchen steht nun ganz allein in der fremden Stadt und weifs nicht wohin und was anfangen. Ich tröstete sie, so gut ich konnte, und mittlerweile kam auch Thymian, und wir taten, was wir vermochten, um sie aufzumuntern.

Wir waren schon am Aufbrechen — ich hatte die Holländerin eingeladen, mit uns nach Blankenese zu fahren —, da läuft ein Kellner mit einem vollen Tablett Tassen an uns vorüber, und ich schreie vor Überraschung laut auf, denn dieser Kellner war Lude Schnack.

Sonst gehe ich bekannten Gesichtern in weitem Bogen aus dem Wege, aber wie ich Lude sah, dachte ich an nichts als an die schönen Kinderjahre, die wir gemeinsam durchlebten, und ich lief ihm nach; die Leute lachten alle, aber ich kehrte mich nicht dran und erwischte ihn endlich am Ärmel. »Du Lude!« rief ich, »kennst du mich denn nicht?«

Er sah mich mit einem undefinierbaren, zusammenfassenden Blick an — ich kann ihn nicht beschreiben — er flog vom Kopf zum Fufs und vom Fufs zum Kopf über meine Figur, und dann nickte er: »Wo werd' ich nicht, Diden! Ich wollte mich schon lange einmal nach dir umtun —«

»O ja, komme doch! Besuche mich doch bald einmal,« rief ich, und Lude kritzelte meine Adresse mit

Bleistift auf seine Manschette. »Ich werde dir einmal schreiben, wenn ich einmal frei habe, Diden —«

Ich war ganz glücklich. Diden! Wie lange hat mich niemand mehr so genannt. Das selige Eiland meiner Kindheit stieg vor meinen Augen aus dem Wasser der Vergangenheit, und am Abend berichtete ich in meiner Freude Erik die Erlebnisse dieses Nachmittags. Aber da kam ich schön an.

»Wirklich eigentümlich, an was für Leute du immer gerätst,« sagte er gereizt. »Weinstubenmamsells, Kellner, Demimondainen — Wollte Gott, du schlössest dich ein einziges Mal an eine anständige Dame . . .« — »Du sollst meine Freundin nicht beschimpfen!« rief ich.

»Ach, beschimpfen. Ich weifs doch genau, was das für eine Person ist . . . Du solltest nur einmal hören, was der Makler Dietrich Jibberson neulich über die Vorgänge im ‚Maison Kindermann' erzählte, und ich möchte nicht, dafs du die Witze hörst, die an der Börse über Mère Kindermann und ihre ‚Töchter' grassieren! Mir wäre es sehr fatal, wenn Bekannte von mir dich mit der holden ‚Kamilla', wie sie deine Thymian nennen, zusammen sähen —«

Ich wurde wütend. »Was ihr mit euren Börsencochonnerien besudelt, braucht an sich noch lange nicht schmutzig zu sein; Thymian ist genau dasselbe, was ich bin.« — »Gott sei Dank, dafs ich dich gegen eine solche ungeheuerliche Selbstbezichtigung in Schutz nehmen kann! . . . Sonst säfse ich nicht hier, Dida.« — Ich zuckte die Achsel. »Helga Petterson ist wohl viel besser als Thymian, was? Die verkehrt doch in den besten Familien!« —

»Was Helga Petterson ist, wissen wir Eingeweihte auch — ich beklage es auch, dafs du jemals unter ihren

Einflufs kamst, und ich wünsche die Fortsetzung des Verkehrs für dich durchaus ebensowenig wie den Umgang mit der Thymian. Aber die Petterson hat es wenigstens verstanden, hier ihre Position zu wahren.«
»Ja und darin liegt dei Unterschied: Sie ist nach aufsen hin eine Dame der Gesellschaft und eine wohlhabende Frau. Wohlhabenheit und Wohlanständigkeit ist für die meisten Menschen leider Gottes ein und dasselbe. Eine Handlung, die das arme Weib zur ‚Dirne' macht, tut der Dame in den Augen der Gesellschaft an ihrem Ruf kein i-Tüttelchen Schaden, so lange sie es versteht, die spanische Wand ihrer ‚Position' aufrecht zu halten.« Erik zuckte die Achseln. »Das ist einmal so. Gegen die konventionellen Ungerechtigkeiten der allgemeinen Anschauungen anzukämpfen, wäre ein Kampf gegen Windmühlen.« — Ich sagte nichts, aber es fing an, in mir zu kochen. Erik blätterte in einem Journal, und ich stand auf und ging an meinen Schreibtisch und nahm eine Photographie von Erik und malte ihm mit einem Pastellstift böse, tückische, boshafte und heuchlerische Augen. Es tat mir selber leid, und es war ja auch ungerecht, aber ich war zu zornig. Als die Augen fertig waren, warf ich ihm das Bild hin; er stutzte, lachte auf und zerrifs das Porträt. »Nein, Dida, ein so schlechter Kerl bin ich doch nicht,« sagte er. »Du bist eine Künstlerin, man mufs dir einige Exzentrizitäten nachsehen! Komm, sei nun nicht mehr böse, Schatz; ich will auch brav sein in Zukunft.« —

* * *

9. Mai.

Oft schleichen Jahre an einem Menschen vorüber, ohne dafs sich irgend etwas an ihm veränderte; er ist vielleicht genau derselbe mit vierzig Jahren, der er mit

dreifsig war. Und dann wieder kommt eine Woche, ein Tag, eine Stunde, in der alles, was in ihm war, umgestofsen und durcheinandergeschüttelt wird und wo aus dem Chaos und Getrümmer ein ganz anderer, neuer Mensch hervorsteigt — — —

So ist es mir am Montag ergangen.

Lude Schnack schrieb mir eine Karte, ich möchte Montagnachmittag vier Uhr ins Uhlenhorster Fährhaus kommen; er erwarte mich dort mit einem gemeinsamen Bekannten.

Natürlich ging ich hin. Lude kam mir entgegen und führte mich an den Tisch, und wen fand ich da? — — Claus Dycksen. Gott, war das eine Freude! Ich wurde gar nicht fertig mit Fragen — alles interessierte mich —, sogar die verachteten heimatlichen Ochsen.

Lude sagte: »Wir wollen uns doch der Reihe nach erzählen, was wir in den letzten Jahren erlebt haben. Claus mag anfangen.«

Na, Claus hatte nun nicht viel zu berichten. Nachdem er ein Jahr auf der landwirtschaftlichen Schule gewesen war, war er nicht wieder vom Hof weggekommen. Zu Hause ging alles den uhrwerkspräzisen Alltagsgang. Die Eltern waren beide gesund. Er hatte jetzt drei Ochsen nach Hamburg gebracht, und bei der Gelegenheit hatte er Lude aufgesucht, und sie hatten sich verabredet, mit mir hier zusammenzutreffen.

Lude konnte schon etwas mehr erzählen. Zwei Jahre hatte er in Hamburg gelernt, dann war er reichlich ein Jahr in einem grofsen Hotel in London gewesen, um sich in der englischen Sprache zu vervollkommnen; nun hatte er ein Sommerengagement in Flottbeck angenommen. Später wollte er auf zwei Jahre nach Frankreich . . .

»Und nun bist du an der Reihe, Diden —«

Ich sah vor mich nieder. Die Sonne schien grell in das helle Alsterwasser, und das viele Licht blendete mich. Ich fühlte, dafs Lude und Claus mich forschend anblickten, und eine dunkle, schwüle Blutwelle schofs mir über Schläfen und Wangen.

»Na, Diden?!« sagte Lude. »Nun man zu! Dir ist es doch gewifs gut gegangen, du bist ja in Duft und Spitzen wie eine Prinzessin . . .«

»Lafs mich, Lude,« sagte ich gedrückt, aber er fuhr unbefangen fort: »Weifst du noch, wenn wir bei euch in der Knechtenstube deine Zukunft berieten? Swen Meefs wollte dich nach Amerika schicken, und Hinnerk Dirk riet dir zum Putzmachen. Claus sah in einer Heirat die einzige Lösung des Exempels, und mich dünkte, du könntest, da du gesund bist und deine geraden Glieder hast, arbeiten, wie andere auch müssen. Greis Wiedehopp meinte dagegen, du brauchtest nur in die Welt zu gehen, um den Prinzen zu finden, der dich in eine goldene Kutsche setzt — — — Hm — ja — — Diden — Solltest du vielleicht wirklich so 'n Prinzen gefunden haben?«

Ich drehte der Sonne den Rücken zu, denn sie flimmerte so, dafs mir die Augen nafs wurden, und ohne dafs ich es wollte, sank mein Kopf tiefer vornüber.

»Ja, Lude,« sagte ich ganz leise, »ich habe den Prinzen mit der goldenen Kutsche gefunden.«

Wir schwiegen alle. Es war ein unbeschreiblich reizender Maitag. Der Himmel klar und tiefblau, die Bäume im ersten, strahlenden Grün, das Wasser durchglittert von Sonne und Luft, eine Welt voll Reinheit und Schönheit und Frische. Lude schlug mit den Knöcheln seiner rechten Hand auf den Tisch und sagte laut: »Dann nimm dich nur in acht! Goldene Kutschen

werden nicht von soliden Stellmachern gebaut, die stammen meist aus Schwindelfabriken im Wolkenkuckucksheim, und eines Tages bricht ein Rad oder knackt eine Feder und du fliegst hinaus und liegst im Rinnstein —«

Ich sah auf und sah Lude gerade in die Augen und sagte: »Ich erinnere mich eines Gespräches, das ich als Kind mit deinem Vater hatte. Er sagte damals: ‚Das Unglück der Menschheit ist es, daſs zu viele Plakate ‚Es ist verboten‘ umherstehen. Auf öffentlichen Wegen mögen solche Plakate vereinzelt angezeigt sein, aber in den Privatbesitz der einzelnen sollte man sie nicht hineinpflanzen‘.«

»Ganz meine Meinung,« sagte Lude, »aber erst muſs auch ein ‚Privatbesitz‘ da sein. Das ist ein Leben, das man sich selber zimmert, ein Besitztum, das man sich durch eigene Kraft erworben hat, und bestände es auch nur im Bewuſstsein des eigenen Persönlichkeitswertes. So lange man das nicht hat, ist man ein Landstreicher und hat auf die obrigkeitlichen Plakate zu achten.« — »Ich weiſs, worauf du hinaus willst, Lude,« sagte ich erregt. »Du sprichst nach, was die Leute reden, und im allgemeinen würde ich mich nicht herbeilassen, mich vor jemand zu rechtfertigen. Was hab' ich denn eigentlich Schlechtes getan? Ich liebe einen Mann, ich kann nicht von ihm lassen und ohne ihn leben — ist das etwas so Furchtbares?«

»Das nicht,« sagte Lude, »aber das ganze Drum und Dran, Diden, dürfte nicht sein. Wenn du hier vor uns säſsest in einem einfachen Kleid, mit baumwollenen Handschuhen und einem billigen Hut, und wärst Ladenmamsell oder Putzmacherin oder Lehrerin oder sonst was, und sagst uns dasselbe, dann sage ich, was mein Alter sagte: Du hast recht, Diden; niemand hat ein Recht, dir ein Plakat ‚Es ist verboten‘ in

deinen Privatbesitz zu hängen. Aber so. — — Was bist du denn? Was machst du? Was hast du dazu getan, um dir dein Leben in einer Villa und in Spitzen und Seide, mit Equipage und allem Trara, zu bauen?«

»Na, erlaube, Lude,« rief ich. »Wenn ein Mädchen sich verheiratet — und wie oft tut sie's nicht lediglich des Geldes wegen! — läſst sie auch den Mann für sich sorgen. — Ich dachte überhaupt, du wärst Sozialdemokrat; die sind doch für die freie Ehe.«

»Gott sei Dank bin ich Sozialdemokrat,« sagte Lude. »Und daſs eine Ehe nicht durch die standesamtliche Eintragung und den Pfarrersegen heiliger wird als durch das freie Übereinkommen zweier Menschen, weiſs ich von ganz allein. In einer Ehe hat die Frau auch Pflichten. Sie hält dem Mann sein Haus in Ordnung, zieht seine Kinder auf und teilt sich mit ihm in alle Freuden und Leiden des täglichen Lebens. Was hast du denn für Pflichten, Diden? Du lebst herrlich und in Freuden in den Tag hinein und läſst dir alles schenken, und wenn du deinem reichen Freunde eines Tages einmal leid werden solltest, dann stehst du drauſsen und hast nichts und kannst nichts, und was dann wird — na — Schwamm drüber — —«

»Ich bin in deinen Augen wohl eine schlechte Person,« sagte ich heftig.

»Schlecht? Das nicht gerade. Aber ich will dir was sagen, Diden: Ich bin nur ein armer Teufel von Kellner, und du bist 'n schönes Weib und hast ein Kleid an, das vielleicht hundert Taler kostet; du hast die Finger voll Brillantringe und duftest wie ein Blumengarten im Juli — aber, Diden — wenn du in all deiner Pracht und Herrlichkeit hier aufständest und legtest noch hunderttausend Mark bar auf den Tisch und sagtest:

‚Heirate mich, Lude Schnack' — dann sagte ich: — — ‚Danke, Diden Ibsen'.« Wieder schwiegen wir alle drei. Ich hatte eine zornige Entgegnung im Mund, aber ich biſs die Zähne zusammen, denn ich fühlte, daſs meine Stimme überschnappen würde, wenn ich spreche. Ich wurde rot und blaſs in einem Atem und schielte zu Claus hinüber, der die ganze Zeit kein Wort sagte und mit seiner Uhrkette spielte.

»Du sollst Diden nicht beleidigen, Lude,« sagte er gepreſst; »dazu sind wir nicht zusammengekommen.«

»Ich will sie nicht beleidigen, aber sie soll die Wahrheit hören, und davon fällt sie nicht auseinander. Denn wenn sie auch hier wie eine Mondscheinprinzessin und eine fleischgewordene Spitzenmantille vor uns sitzt, so ist sie doch eine Eiderstedter Bauerntochter, und die Art kann es auch vertragen, daſs man sie auch mal mit bloſsen Händen anfaſst. Nicht wahr, Diden? Du weiſst doch, daſs hier zwei alte Freunde neben dir sitzen, die es gut mit dir meinen. Ich hatte es mir schon lange vorgenommen, dich mal aufzusuchen, und wie Claus gestern zu mir kam, machten wir aus, daſs wir uns mit dir treffen und mal ein Wort Deutsch mit dir sprechen wollten.«

»Das verstehst du, Lude,« murmelte ich.

»Das muſs auch sein,« sagte er gelassen. »Manche Menschen gehen halb im Schlaf durchs Leben, und die haben es direkt nötig, daſs man sie mal am Arm packt und sie rüttelt, damit sie die Augen aufkriegen und sehen, wo sie eigentlich gehen und stehen« ...

»Du irrst, Lude,« sagte ich. »Ich gehe nicht mehr im Schlaf durchs Leben. Ich habe auch das bestimmte Gefühl, daſs in meinem Leben ein groſses Manko ist, ich weiſs nur selber nicht recht, wo es steckt. Und dann tust du mir unrecht. Du redest, als ob ich nur mit

meinem Freunde lebe, weil er mir ein Leben im Überfluſs schafft; aber ich schwöre dir: Das ist nicht wahr. Wenn er sein ganzes Vermögen heute verlöre, würde ich doch bei ihm bleiben — dann erst recht, Lude.«

»Schön. Das sind alles Worte, Diden.«

»Ja, was soll ich denn sonst machen, um dir eine bessere Meinung von mir beizubringen.«

»Du sollst arbeiten, Diden, dir deine Selbstachtung und damit auch die Achtung der gerecht und vorurteilslos denkenden Menschen wieder verdienen.«

»Ja, das sagst du,« rief ich. »Arbeiten — arbeiten! Was soll ich aber anfangen? Um eine Stellung anzunehmen, dazu tauge ich nicht mehr; wo ich auch hinkomme, die Leute hätten nichts von mir und würden mich bald fortweisen. Wie denkst du dir das, jetzt plötzlich anfangen und arbeiten?«

»Du muſst dir einen Lebensinhalt schaffen, Diden,« sagte Lude mit lebhaften Gesten. »Und um den Inhalt muſst du dir ein solides Haus errichten, wenn's auch nur klein und einfach ist, aber es muſs auf festem Boden stehen und dir Schutz und Obdach geben. Wenn du dann selbständig auf eigenen Füſsen stehst und sagen kannst: Ich brauche keinen Menschen, ich stehe hier, auf meine eigene Kraft gestützt, ich bin ganz frei — — dann heirate oder lebe in freier Ehe; oder mach', was du willst — dann hat kein Mensch dir in deine Sache hineinzureden, dann hast du den ‚Privatbesitz', den mein Alter meint; verstehste?« — »Diden,« sagte Claus Dyksen zaghaft, »mir deucht, du verträgst die Groſsstadtluft nicht. Du bist blaſs und schmal. Willst du nicht mal eine Zeit lang wieder nach Eiderstedt kommen; meine Mutter würde sich freuen, wenn ich dich mitbrächte.«

»Deine Mutter, die ich mal angelogen habe? Die ist böse mit mir, Claus!«

»Ach, Diden! Denk' doch nicht, dafs die dir noch den Kinderkram nachträgt, die hat dich lieb, Diden. Als sie neulich von Tönnies kam und — allerhand von dir gehört hatte, konnte sie den ganzen Abend nicht darüber wegkommen und — — sie hat geweint, Diden, und nur gesagt: ‚Das arme, liebe, unschuldige Kind — es ist ein Jammer und eine Sünde — — hätte man sie nur mal hier, um ihr es vorzustellen'.«

»Das tut mir wohl zu hören, Claus,« sagte ich. »Ich weifs, deine Mutter ist eine gute Frau, ihr seid alle gut und meint es gut mit mir, aber mit dir kommen kann ich nicht. Mein Vater hat mir das Haus verboten, und ich kann nicht an mein Elternhaus vorüberfahren und zu euch auf Besuch kommen.«

»Und was hätte das auch für 'n Zweck?« sagte Lude und zündete ein Streichholz für seine Zigarette an. »Diden braucht keine Erholung, die braucht Arbeit, Strapazen. Ich meine so: Der Mensch, für den du deine Jugend, deinen guten Ruf, deine Heimat, deine Familie hingibst, der wird, zum Donnerwetter, doch wohl noch so viel für dich übrig haben, um dir zu einer Existenz zu verhelfen. Lafs dir doch das Geld vorschiefsen, um ein Geschäft zu gründen, und zahle ihm Zinsen dafür, oder verkaufe deinen Brillantenklimbim — irgend etwas läfst sich doch machen.«

Ich sann. Ludes Vorschlag fiel bei mir auf einen in letzter Zeit gut vorbereiteten Boden. Das, was er aussprach, hatte ich schon lange dunkel empfunden. Und wie die signierenden Punkte auf einem Marmorblock, in denen der Künstler die Direktive zu seiner Skulptur findet, schossen einzelne Gedanken in mir auf und verbanden sich: Die kleine Konditorei in Ostende — die Holländerin — die verwaiste, noch uneröffnete Weinstube. — —

»Lude,« sagte ich plötzlich, »würdest du etwas darin finden, wenn ich eine Weinstube aufmachte?« Und erzählte ihm, was ich von Johanna von Koak erfahren habe.

Lude nickte. »Warum solltest du nicht? Nur mufst du dir keine falschen Begriffe machen: Unser Geschäft ist das anstrengendste und komplizierteste, was es gibt. Es erfordert nicht nur einen ganzen Teil körperliche Kraft, sondern auch eine immense Selbstbeherrschung und eine Art Selbstentäufserung. Man mufs oft vergessen, dafs man doch sozusagen eigentlich auch Mensch ist, und es heifst sich tummeln und rühren vom Morgen bis nachts.«

»Das will ich alles,« sagte ich, und Lude versprach, sich in den nächsten Tagen nach der Geschichte umzuhören und mir, falls es etwas würde, mit Rat und Tat zur Hand gehen . . .

Es mufs werden.

Wenn Erik mir das Geld dazu nicht geben will, wende ich mich an Herrn von Mayens.

Ich will frei sein, ich will selbständig werden. Ich will den Leuten zeigen, dafs ich mich vor keiner Arbeit scheue, ich will, ich will! Das habe ich Lude und Claus und vor allem mir selber versprochen.

* * *

16. Mai.

War das ein Kampf mit Erik! Beinahe wäre es zum Bruch gekommen. Gott sei Dank ist das Äufserste verhütet.

Lude schreibt, die Sache ist gut und das Geschäft

ist für ein Butterbrot zu kaufen, und ich soll nur zugreifen. Aber Erik wollte durchaus nicht. Alles andere, nur keine Weinstube. Aber endlich habe ich meinen Willen gekriegt. Erik sagte, es ist eine Laune von mir, und ich würde es bald satt kriegen. Ich weiſs besser, was es ist und was ich will und was ich werde.

* * *

25. November.

Es war eigentlich ein schlechter Sommer.

Die ersten Monate in meinem neuen Geschäft enttäuschten mich; das Lokal war immer besetzt — die Leute kamen schon aus Neugierde gelaufen —, und trotzdem arbeiteten wir mit starker Unterbilanz. Und dann war es doch auch viel, viel schwerer, als ich gedacht hatte, nach den Jahren des Müſsiggangs plötzlich ein Leben voll ununterbrochener Arbeit anzufangen. Ich war es jahrelang gewohnt, um zehn Uhr morgens aufzustehen, mich an jedem Finger bedienen zu lassen; wirkliche Arbeit hatte ich in meinem Leben überhaupt noch nicht kennen gelernt, und nun muſs ich von morgens bis spät abends, manchmal bis tief in die Nacht, auf dem Posten sein und an alles denken und überall die Augen haben. Das Schlimmste war anfangs meine gänzliche Unerfahrenheit in dieser Branche; wie oft bemerkte ich nicht ein spöttisches Grinsen auf den Gesichtern meiner Leute, wenn ich meine Unkenntnis der geschäftlichen Dinge durch irgendeine Äuſserung dokumentierte. Lude Schnack war in dieser schweren, ersten Zeit mein Stab und meine Stütze, er muſste immer her, wenn es irgendwo haperte, und wenn ich mir keinen Rat wuſste; er weihte mich in alle Geschäftsgeheimnisse ein und sagte mir alle die kleinen Kniffe, wodurch das Personal sich Extraverdienste verschafft. Die Leute betrachten es

weder als eine positive Unredlichkeit noch als ein Unrecht, auf Kosten des Chefs »Schmuh« zu machen und in ihre Tasche zu bugsieren, was irgend angeht. Selbst meine Holländerin ist, wie ich schon konstatierte, in punkto Ehrlichkeit nicht ganz türfest, und die Büffetiere mufste ich ihrer langen Finger wegen fortschicken.

Lude hat nicht übertrieben, als er meinte, das Wirtschaftsgewerbe sei das anstrengendste, was es gäbe. Es erfordert tatsächlich eine vollständige Selbstentäufserung. Wenn ich bedenke, wie ich mich besonders in erster Zeit zusammennehmen mufste, bei den anzüglichen Scherzen und frivolen Witzen der Gäste meine Fassung zu behalten. — Was mufs man hinnehmen, wie mufs man sich in Gewalt haben, Verletzendes anscheinend überhören, Freundlichkeiten mit doppelter Liebenswürdigkeit erwidern, nie selber Stimmung zeigen, sich gewissermafsen von sich selber zu substrahieren, o — es ist nicht leicht! — — —

Erik erschwerte mir meine Akklimatisierung in die neuen Verhältnisse auch noch durch seine Verstimmung und sein Mifstrauen. Er hat ja jetzt lange nicht mehr so viel von mir als früher, wo ich, wenn er Zeit hatte, immer für ihn da war, aber ich glaube, er sieht es im Grunde doch ein, dafs es für mich so besser ist. Ja, in den ersten Monaten, wo die Rechnung immer nicht stimmte, wo ich so erschöpft, enttäuscht, abgespannt und verzagt war, hatte ich oft Lust, seinen Bitten, doch die ganze Sache hinzuwerfen und wieder in das stille, niedliche Haus an der Eimsbüttler Chaussee zu ziehen, nachzugeben; aber ich hielt mich doch.

Am 1. Juli hat Lude auf meine Bitte seine Stellung aufgegeben und ist zu mir gekommen. Seitdem floriert die Wirtschaft, trotz des schlechten Geschäftsganges in den Hochsommermonaten besser und wir haben doch

Überschufs. Lude bleibt bis zum Februar, hoffentlich habe ich mich dann ganz eingearbeitet. Eigentlich ist es ja eine eigene Sache, sich mit seinem Manager zu duzen, aber Lude ist so taktvoll und bescheiden und dabei so intelligent, tüchtig und ehrlich, dafs seine Anwesenheit ein wahrer Segen für mich ist.

Dadurch, dafs Lude zu mir kam und die Sache als Manager in die Hand nahm, konnte ich im Juli mit Erik nach dem Schwarzwald fahren. Wir waren in Teinach und St. Blasien und verlebten, während hier in Hamburg die Cholera wütete und alles in Chlor und Karbol schwamm, unter den Schwarzwaldtannen wieder glückliche Wochen. Viele, die Erik flüchtig kennen, halten ihn für hochmütig und herrschsüchtig; ich aber weifs, dafs der Grundzug seines Charakters lautere Herzensgüte ist. Er hat seine Eigenheiten und Fehler — aber wer hat die nicht? — Am unangenehmsten ist seine kleinliche Eifersüchtelei. Jedes freundliche Wort, das ich einem Gaste schenke, ist in seinen Augen Koketterie und Berechnung. Das hat mir schon manche bittere Stunde gemacht, zumal er seinen Empfindungen manchmal in recht rücksichtsloser Weise Worte gibt. In den Sommermonaten draufsen fielen diese Widerwärtigkeiten nun natürlich ganz fort.

Ich liebe die Natur über alles; wenn ich draufsen bin, bin ich ganz glücklich. Alle Schwere fällt von mir ab; alles Leid und alle Sorgen, die sich sonst in meine Seele nisten, fliegen wie eine Schar Fledermäuse auf und davon, und es wird still und andächtig wie in einer Kirche in mir, und ein unendliches Sehnen nach Reinheit und Schönheit geht über mich hin.

Wie wir einmal gegen Abend im Walde safsen und ich lange gegen den mattblauen Himmel gesehen hatte,

gewann die feiertägige Stimmung über mich Gewalt. Ich dachte: Was ist es eigentlich für Torheit, ich gehe Jahr und Tag mit einem unausgesprochenen Groll gegen einen geliebten Menschen im Herzen umher und verbittere mir selbst die Freude an ihm und an das Leben — anstatt mich auszusprechen, und ich sagte zu Erik:

»Warum sprichst du nie von deiner Frau?«

Er fuhr zusammen, als ob ihn jemand unversehens geschlagen hätte, und sah mich ganz verstört an.

»Wer hat dir davon gesagt?« —

»Herr von Mayens. Warum habt ihr euch denn scheiden lassen?«

»Weil wir gar nicht zueinander paſsten.«

»Und du hast solchen horreur vor der Ehe bekommen, daſs du dich nicht zum zweiten Male hineingetraust?«

Er schwieg ein Weilchen. »Ich bitte dich, Dida — — Sprich nicht davon. — Es quält mich —,« sagte er leise.

»Aber mir wäre es lieber, du hättest so viel Vertrauen zu mir, um mich an deinem vergangenen Leben teilnehmen zu lassen, als daſs ich von fremden Leuten dies und das erfahre; es ist einfach eine Geringschätzung, daſs du mir nicht vertraust.«

»Ich kann nicht davon sprechen,« sagte er. »Gib dich damit zufrieden. Ich tue alles für dich, was du willst; ich glaube, du hattest noch nie Ursache, dich über einen Mangel an Achtung und Vertrauen zu beklagen. Ich weiſs, du hast viel für mich aufgegeben, aber ich habe dich dafür auch auf Händen getragen; dir ist kein Wunsch versagt geblieben, selbst der extravaganteste und mir unsympathischste nicht — du hast alles bei mir durchgesetzt, was du wolltest. Ich ertrage

deine Launen und gebe dir nach in jeder Hinsicht — — aber eines bitte ich dich: Laſs Vergangenes ruhen ... es sind zu unangenehme Erinnerungen, die in mir geweckt werden.«

Ich sagte nichts mehr, ich werde auch nie wieder davon anfangen. Wenn es ihm nahe geht — wozu denn? Aber es könnte ihm eigentlich doch nur dann nahe gehen, wenn er die Frau noch liebt. — Ich kann mir nicht helfen, es ist gewiſs ein Unsinn, aber der Bodensatz einer leisen Bitterkeit und quälender Zweifel sind in mir zurückgeblieben.

Ich habe manchmal den wunderlichen Gedanken, als sei mein Leben schon verpfuscht gewesen, bevor es richtig anfing. Ich weiſs genau, daſs die Weinstube auch nicht der Boden ist, auf den ich mich dauernd einwurzeln und auf dem mir Glück und innere Befriedigung erblühen können. Aber es ist doch etwas. Es ist, wie Lude sagt — man weiſs, daſs man schafft, und der Gedanke, sich wirklich einmal selbständig und unabhängig machen zu können, gibt Einem Ausdauer und Kraft für vieles.

* * *

Mit Helga komme ich nur noch selten zusammen. Mir ist es tatsächlich ein Rätsel, daſs sie immer noch so ihren Platz in der Gesellschaft behauptet; ich meine, man sieht dort nicht, was man nicht sehen möchte. Denn wenn es an die Öffentlichkeit käme, daſs eine, die seit Jahren in der exklusivsten und steifsten bürgerlichen Gesellschaft von ganz Deutschland verkehrt, sich heimlich wie die allergemeinste Bordelldirne aufführt, gäbe das der ganzen Gesellschaft, die sie bis dahin als eine der Ihren betrachtete, einen Stoſs; das »Volk« würde

denken und sagen: »Was eine von denen macht, treiben vielleicht manche in aller Stille und Heimlichkeit —.« Und man drückt deshalb lieber beide Augen zu und schützt sie noch eher, während man uns anderen armen Schächern mit Kettenhunden und Steinwürfen die Rückkehr in die Kreise der Gesellschaft verwehrt.

Ich sähe viel lieber, wenn Helga nicht zu mir käme. Sie macht mir manchmal die ganze Wirtschaft rebellisch. Wenn sie irgend einen Herrn sieht, der ihr gefällt und den sie nicht kennt, und es ist auch sonst gerade kein Bekannter von ihr anwesend, setzt sie sich zu ihm an den Tisch und ruht und rastet nicht eher, bis sie ihn für den Abend fest hat. Meistens sind es auffallend häſsliche, ordinäre und nach meinem Geschmack ekelhafte Menschen, denen sie sich förmlich nachwirft. Sie sagt freilich, ich verstehe das nicht, für sie sei nicht das Aussehen, sondern das natürliche Parfüm des Menschen maſsgebend; sie wisse deshalb in stockfinsterer Nacht zu unterscheiden, wer ihr sympathisch sei und wer nicht. Mir böhmische Dörfer. Merkwürdigerweise reagiert auch Erik, der sonst doch gewiſs nicht zu Perversitäten neigt, sehr auf Gerüche. Ich darf mich mit nichts anderem als mit Quintessenz de violettes von Houbigant parfümieren; aber dieses Parfüm muſs ich in einer Weise anwenden, daſs meine sämtlichen Gebrauchsgegenstände damit durchtränkt sind. Sogar ins Waschwasser muſs ich es gieſsen, obgleich das eine unerhörte Verschwendung ist. In einem Monat habe ich einmal für dreihundert Mark gebraucht. Ich hatte einmal ein Flacon violette von Roger und Gallet geschenkt bekommen und ein paar Tropfen davon aufs Taschentuch gegossen, aber das hatte er schon in den ersten fünf Minuten heraus und wurde direkt wütend . . .

In Siebenbürgen sagte Herr von Mayens einmal zu

mir: »Ihr Freund kennt Sie gar nicht, Frau Dida, sonst würde er es nicht dulden, dafs Sie das laffe, weichliche Veilchenparfüm für sich verwenden. Das Parfüm mufs wie ein Odem der Persönlichkeit sein und sie ergänzen. Von Ihnen müfste ein starker, süfser würziger Duft ausströmen, ein Gemisch von Lilien, weifsem Heliotrop und ein ganz, ganz leiser Hauch Patschuli dazwischen.« Ja, man sieht es, diese Menschen haben in der Welt Gottes nichts zu tun, als allerlei Raffinements, mit denen sie ihre Sinne kitzeln, auszuklügeln. Wenn sie abends so todmüde wären, wie ich jetzt oftmals — neulich bin ich halb ausgekleidet auf dem Bettrand eingeschlafen und erst gegen Morgen aufgewacht —, ich glaube, dann würde ihnen die Hyperempfindlichkeit ihrer Geruchs- und anderen Nerven schon vergehen.

* * *

22. Dezember.

Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, Thymian zu überreden, es mir nachzutun und auch einen Versuch zum Selbständigmachen zu unternehmen; — sie hat doch auch einen Freund, den reichen Indigo Landberg von der Uhlenhorst, der sich für sie interessiert, — und schliefslich gelang es mir auch, sie zu überreden. Wir fanden auch gleich etwas Passendes: ein kleines, elegantes Korsettgeschäft in der Bergstrafse; die Besitzerin heiratet demnächst und möchte es sobald als möglich verkaufen; aber Thymian mufste natürlich ein paar Wochen in das Geschäft eintreten, um sich zu orientieren, und das war in diesem Fall für sie ein Glück. Den Tag, wo sie eintrat, kam mère Kindermann zu mir ins Lokal. Sie ist eine gelungene Frau, man könnte sie so gut für eine russische Grofsfürstin als für eine Löwen-

bändigerin halten. Sie trug den Morgen einen Zobelpelz, der fast auf dem Boden schleifte, und auf dem grofsen, schwarzen, schiefen Samthut blühte ein ganzer persischer Rosenhügel. Und sie las mir die Leviten: . . . »Was in aller Welt fällt Ihnen ein, meiner Fräulein Thymian Flöhe ins Ohr zu setzen? Hm? Ist die nicht vielleicht bei mir wie ein Königskind aufgehoben? Was geht Sie Thymian an! Fegen Sie vor Ihrer eigenen Tür, mein Kind! Sie wären auch besser zu mir gekommen, bei Ihnen merkt man es gleich, Sie kutschieren so wild darauf los, ohne Vorsicht und Ortssinn, Ihnen fehlt die mütterliche Direktive, die Thymian bei mir hat. Meinen Sie vielleicht, sich mit Ihrer dämlichen Weinstube hier den Himmel zu verdienen?« sie lachte spöttisch auf. »Na, Thymian kommt mir schon wieder, da ist mir nicht bange vor — —« Leider hat sie recht behalten.

Thymian war gerade neun Tage im Geschäft, da kam sie eines Abends gegen halb zwölf zu mir. Sie kommt oft um diese Zeit, steckt den Kopf erst durch die Tür, winkt dem Kellner und ruft: »Ist der gnädige Herr da?« Und die Leute, die sie alle furchtbar gern leiden mögen, winken dann »ja« oder »nein«, und je nachdem schlüpft sie herein oder kehrt um. Den Abend war Erik nicht da.

Sie warf sich in der Ecke, in der wir gewöhnlich abends plaudern, aufs Sofa und seufzte. »Aus, Dida —! Nichts zu machen! Ausgeschlossen! Nie wieder!« — »Ja, was denn? Du hast doch nicht schon die Flinte ins Korn geworfen?« rief ich.

»Natürlich habe ich das! Durch bin ich und wieder zu Mütterchen Kindermann! Die hat mich wie den verlorenen Sohn mit offenen Armen aufgenommen und gleich

zwei Kälber schlachten lassen, und es war eine Freude über den Sünder, der Buſse tut, sage ich dir —« — »Erzähle lieber, weshalb du fort bist« — — »Ach, das war ja nicht auszuhalten! Diese Weiber! Da kommen sie heran, schief und krumm, die eine hat den Buckel vorn, die andere hinten; eine hat nichts und die andere zu viel, und nun soll das alles durch das Korsett ausgeglichen und in Ordnung gebracht werden. Die Mageren wollen üppig, die Fetten schlank, die Buckligen glatt, die Schiefen gerade werden, und das ist ein Getue, Gequassel und Nörgeln, daſs einem Hören und Sehen vergeht; ich hatte es schon mit drei Tagen bis da hinaus satt. Nun, heute stand mir der Kopf auch einmal nicht — man darf sich doch wohl erlauben, auch noch 'n Kopf zu haben?! — und da kommt so 'ne alte Tunte von Pöseldorf an — so 'n ausrangierter Bagger, weiſst du, 'n Bauch wie 'n Bugspriet vornaus und Hüften wie zwei Radkasten, weiſste, von der alten Konstruktion, und dies Ungeheuer will ein Korsett, ‚das schlank macht und doch hygienisch gebaut ist'. — Na, denn man zu. Drei geschlagene Stunden hat sie anprobiert, und immer die näselnde Stimme: »Ihre Korsetts haben keinen guten Schnitt«. ‚Unsere Korsetts sind für Normalfiguren berechnet; gnädige Frau sollten sich eins anmessen lassen' — Na, das war nun dem Bullen 'n rotes Tuch gezeigt. — ‚Was, ich bin nicht normal?' schreit sie und schnappt nach Luft. Ich bitte dich, hundertfünfzehn Taillenweite! — Wie sie nun das sechsundzwanzigste Korsett angepaſst hat und sagt, sie will sich's überlegen, läuft mir die Galle über, und ich sage: ‚Ich möchte Ihnen den Rat geben, Madame, erst einmal sechs Monate nach Karlsbad zu gehen, und dann lassen Sie sich die überschüssige Fettwulste von Professor Bergmann in Berlin wegrasieren. Dann ist vielleicht Hoffnung für

Sie, einmal ein normales Korsett, das schlank macht, zu tragen' — Donnerwetter, spukte die! Ich denke, sie berstet. — ‚Unverschämtes Weib,' faucht sie und langt aus, mir 'ne Ohrfeige zu applizieren; aber ich war flinker und pfeffere ihr ein Korsett an den Kopf, und dann bin ich fort — — Und keine zehn Pferde kriegen mich mehr hin.« — Ich schüttelte den Kopf. »Aber Thymian! Glaubst du nicht, dafs ich auch in meinem Geschäft manche bittere Pille schlucken mufs.« — »Ach, du hast es wenigstens meist mit Männern zu tun. Die sind doch nicht so quatschig. Aber die Weiber sind ein ganz infames Pack« — »Du vergifst, dafs wir auch zu dem ‚Pack' gehören —«

»Ach!« Sie sah mit ihrem sonderbar starren Blick, den sie oft annimmt, wenn sie über etwas nachdenkt, ins Leere. »Es ist wahr, Dida, die Weiber sind schuld an vielem. Die Weiber machen die ungeschriebenen Gesetze, und darum sind die noch schärfer und schlechter als die geschriebenen. Glaube mir, die Männer würden den Frauen einen oder ein paar Schritte abwärts vom Wege viel eher nachsehen, aber die Weiber sind es, die sich uns mit ausgebreiteten Armen entgegenwerfen, um uns den Weg zurück zu versperren, und je garstiger sie sind, desto unduldsamer sind sie, und desto lauter kreischen sie: Kreuziget! Kreuziget!«

Ich nickte; Thymians Behauptungen enthalten viel Wahrheit.

»Möchtest du mein Geschäft haben?« fragte ich sie.

»Ja, das würde ich sofort nehmen.«

Ich dachte in der Nacht darüber nach, ob es nicht angeht, dafs ich Thymian die sich jetzt gut rentierende Weinstube übergebe und selbst etwas anderes beginne. Denn ich fühle, dafs ich den Anforderungen, die mein jetziges

Geschäft an mich stellt, auf die Dauer nicht gewachsen bin, schon körperlich nicht. Meine Füfse sind vom vielen Laufen abends geschwollen, und ich bin so matt, dafs ich oft mit Ohnmachtsanwandlungen kämpfe, und sich mir manchmal alles vor Augen dreht und verdunkelt. Die vielen Verdriefslichkeiten, die ich durch Eriks Eifersüchteleien habe, reiben mich auf und drücken mich nieder. Zuweilen meine ich, er sucht förmlich nach Gründen, um mich zu quälen; dann wieder meine ich, es ist etwas Krankhaftes, er ist doch sonst so ruhig und vernünftig. Am meisten schmerzen und peinigen mich immer seine gelegentlichen Anspielungen, dafs Helgas Einflufs noch post festum auf mich nachwirkt. Mein Himmel — wenn ich sündige, dann ist er doch der Einzige, der sich diese Sündengiftblüte — um dem Kinde einen Namen zu geben — pflückt und sie geniefst, und der den Nutzen davon hat . . . Ach, und überhaupt — mir ist manchmal recht elend ums Herz . . .

Weihnachten steht wieder vor der Tür, und meine Gedanken sind immer daheim bei meinen Eltern, die so ganz allein sind. Es prefst mir das Herz wie mit zwei eisernen Klammern zusammen, und am Sonntag habe ich an Mutter einen vierzehn Seiten langen Brief geschrieben; ich habe sie so gebeten, mir doch zu verzeihen und es doch zu glauben, dafs ich jetzt ernstlich bestrebt bin, mir durch Arbeit eine ordentliche bürgerliche Existenz zu schaffen. Mutter ist doch nicht kleinlich, und sie mufs mir glauben, sie hat mich doch unendlich lieb. Ich warte jede Stunde unruhig und sehnsüchtig auf ihre Antwort. Sie hat viel Einflufs auf Vater; wenn sie mir schreibt, dafs ich Weihnachtsabend kommen darf, lasse ich alles stehen und liegen und reise sofort . . . Im Januar will Herr von Mayens mich besuchen.

* * *

8. Januar 1893.

Trauriges Weihnachten und ein wehmütiges Jahresende. Gerade am Weihnachtsabend traf Mutters Brief ein. Mutter? Ich weifs nicht — — — — — wie ist mir?! Ist das Mutters Brief — — Es ist alles so fremd — — so kalt — — da liegt er.

»Liebe Dida!

Du hast sehr lange Zeit gebraucht, Dich zu besinnen, ob Du den Weg zu Deinen Eltern noch einmal gehen willst oder nicht, viel zu lange, Dida, denn mittlerweile ist es zu spät geworden. Vater und ich haben weifse Haare bekommen in wenigen Wochen, aber wir haben einander gegenseitig gestützt bei dem schweren Schlag, der uns getroffen hat, und nun sind wir ruhig geworden. Wir verkehren mit niemand und gehen fast nie aus dem Hause. Wir werden Weihnachtsabend die Fensterläden schliefsen, auf dafs kein Glockenton und kein Christjubel aus anderen Häusern zu uns hereindringt. Wir werden wie jeden Abend Sechsundsechzig miteinander spielen, und es wird ein Abend sein wie alle anderen. Wir fluchen Dir nicht, Dida; gehe Deinen Weg, und der liebe Gott möge Dir Frieden geben. Wir betrauern Dich auch nicht wie eine Gestorbene; wir sind uns längst einig darüber, dafs wir nie ein eigenes Kind gehabt haben. Das Schicksal hatte uns etwas Fremdes ins Haus gebracht, und wir haben es geliebt, als wäre es unser Fleisch und Blut gewesen. Unsere Tochter wäre nie auf schlechte Wege gekommen, die hätte doch wenigstens etwas von unserem Stolz und unserem Charakter gehabt. Unsere Tochter hätte nicht Schimpf und Schande über uns gebracht. Mache, was Du willst. Ich war einmal Deine Mutter.«

* * *

Da liegt der Brief . . .

Als ich ihn las, war es in der ersten Minute, als ob eine Saite in mir zerriſs, als ob mein Herz abgehakt würde und plötzlich still stand. Dann schüttelte ich alle Gefühle ab und war im Moment ganz leichtsinnig. Ach was, ist ja alles egal! Wenn nicht, dann nicht. Wenn ich damals, als Vater mir depeschierte, nach Hause gereist wäre, würde ich es acht, vierzehn Tage vielleicht ausgehalten haben. Aber dann hätte die Sehnsucht nach Erik mich verrückt gemacht, und ich wäre doch wieder durchgebrannt, und ich wäre als rückfällige und unverbesserliche Sünderin erst recht hingerichtet worden. Und es gelang mir im Moment, jede Empfindung, die sich an den Brief lehnte und von dem Inhalte beeinfluſst wurde, auszuschalten. Ich schluckte ein paarmal, um ein sonderbares Drücken im Halse loszuwerden, ging nach unten ins Lokal und bat Lude, den Baum für die Leute anzustecken. Ich hatte viel zusammengekauft, und die Leute waren sehr zufrieden, erfreut und dankbar. Ich habe jetzt überhaupt ein nettes Personal, das sehr an mir hängt. Ich mag mich ja täuschen, aber ich glaube, daſs sie alle für mich durchs Feuer gingen.

Lude rief mich beiseite und zeigte mir einen Brief von seinem Vater, in dem sich eine Stelle auf meine Eltern bezog. Schneider Schnack schrieb, daſs eine neue Bahn durch die Geest nach Rendsburg gebaut würde, und daſs die Ibsens für eine Strecke Heideland, die Frau Ibsen von ihren Eltern her gehörte, und die bisher ganz brach gelegen habe, fünftausend Mark Entschädigung bekommen; Swen Meeſs hatte es erzählt, und der muſste es doch wissen.

Im Augenblick griff ich instinktiv in die Tasche, um Lude meinen Weihnachtsbrief zu zeigen, aber ich zog die Hand zurück; ich wollte nicht daran denken

und fuhr gegen sieben in einer Droschke nach der Uhlenhorst zu Erik.

Er wartete schon auf mich und hatte alles reizend hergerichtet. In der Art, wie er es versteht, Arrangements zu treffen, Überraschungen zu entrieren, die geheimsten kleinen Wünsche auszuspionieren, hat er einen direkt femininen Zug; so leicht findet man das bei einem Mann nicht wieder. Aber ich bin wohl schon verwöhnt und etwas abgestumpft; und ich konnte mich über die Anhäufung von allem möglichen Krimskram nicht mehr so freuen, wie ich es wohl — schon aus Dankbarkeit — müfste. Und die Tanne, die hätte ich lieber nicht gehabt, sie stand da, grofs und schweigend mit ihrem Lamettaschleier wie eine matronenhafte Silberbraut, und sah mich an, und mit den Wachskerzen glühten hundert Erinnerungen an Weihnachtsabende, die waren, in mir auf, und in dem Dunstkreis der Lichter sah ich hundertfach wiederholt dasselbe traulich wehmütige Bild: die niedrige Stube mit den geschlossenen Fensterläden. Über dem Sofatisch die brennende Hängelampe, darunter die beiden weifshaarigen Alten, die Sechsundsechzig spielen: »Pik ist Trumpf — — du sollst ausspielen.« »Nein du.« »Ich melde zwanzig« — — Und dazwischen das schwermütige Ticken der schwarzeichenen Wanduhr, wie das hörbare Herabrinnen der Sandkörner im Stundenglas der Ewigkeit . . . Und plötzlich schwinden die Bilder, und ich sehe in derselben Stube zwei offene Särge, darin liegen die beiden, und fremde Menschen laufen näher und zupfen an den Leilaken und schwatzen. »Haben die alten Leute nie Kinder gehabt?« — »Doch, eine Tochter. Aber die ist auf schlechte Wege gekommen und verloren gegangen —« »Ach so« — — »Ja so — —«

»Ist dir nicht gut, Dida? Du bist weifs wie Schnee,«

sagte Erik. »Dann sagte ich: »Mache nur die Kerzen aus, dann hört der Spuk auf.«

Er fragte nicht weiter, sondern tat, wie ich wünschte. Ich merkte deutlich, dafs ich ihn enttäuschte. Ich habe ihn gewifs unendlich lieb, aber ich kann mir nicht helfen: Das ewige Küssen und Kosen ist mir manchmal über; ich komme mir immer mehr wie eine Puppe vor, die er je nach Laune herzt und verhätschelt oder malträtiert, und deshalb brachte ich es nicht über mich, ihm von dem Brief etwas zu sagen. Wenn er mich nicht an seiner Vergangenheit und seinem Innenleben teilnehmen läfst — warum soll ich es tun?

Unter den Gaben, die er aufgetempelt hatte, war ein merkwürdig phantastisches, schaumfarbenes tea-gown aus lauter Spitzen, das ich wohl kaum je benützen werde, denn wann sollte ich es anziehen? Aber Erik bestand darauf, dafs ich es gleich anlegte und es anbehielt. Um zehn Uhr brach ich auf. Erik war beleidigt und erzürnt, weil ich nicht dableiben wollte, aber ich schützte Kopfschmerzen vor und liefs mich nicht halten, und er brachte mich selbst nach Hause. Er war verstimmt und stellte argwöhnische Fragen, weshalb ich denn so früh fort wolle, usw. Da rifs mir die Geduld, ich wurde kurz und grob. »Jawohl, ich mufs so früh fort, weil ich mir noch ein Rendez-vous bestellt habe und es sonst verpassen würde« — — — Erik schwieg.

Oben in meiner Wohnung war es so still, so still, und ich bereute es plötzlich fast, nicht doch die Nacht draufsen geblieben zu sein oder Erik mit hinaufgenommen zu haben. Die Dunkelheit drückte wie mit schweren Fäusten auf mich, und als ich das Licht angesteckt hatte, wurde mir erst recht unheimlich. Ich las den Brief wieder, die Buchstaben wurden lebendig und zu Fratzen.

Auf schlechte Wege bin ich gekommen. — Ich bin

schlecht, schlecht, ganz schlecht, eine ganz verruchte Kreatur; der Teufel hat mich nicht von der Karre ver loren . . . nein, heruntergestofsen hat er mich, weil ich selbst ihm zu schlecht bin — kein Hund nimmt mehr 'n Stück Brot von mir, so stehen die Sachen.

»Es hat seine Vorzüge, schlecht zu sein,« dachte ich, »wenn ich doch jetzt auf ‚schlecht' etikettiert bin — Warum denn nicht! Da soll man was erleben.« Und mit einem Male bekam ich eine rasende Lust, noch einmal solche Tanznacht, wie damals mit Helga, durchzumachen, zu tanzen und mich irgend einem ganz fremden, brutalen Menschen an den Hals zu werfen.

»Der Teufel soll mich holen,« sagte ich laut und erschrak vor meiner eigenen Stimme.

Ich hatte das Haar schon halb aufgelöst, da dachte ich daran, noch einmal nach unten zu gehen. Das theatralische tea-gown mit der langen Schleppe pafste zwar nicht für die Weinstube, aber ich hoffte, es würde niemand da sein.

Es war auch wirklich nur ein einziger Gast da; der Kellner und die Büffetière taten mir leid, dafs sie dieses einen Menschen wegen bis Schlufs ausharren sollten, und ich schickte sie fort; es war nur noch eine halbe Stunde bis zwölf, die wollte ich selbst dableiben.

Ich beachtete den einsamen Gast, der eine Flasche schweren Rheinwein trank, erst nicht weiter. Ich kannte den Mann nicht, er war vorher nie bei uns gewesen.

Aber wie ich am Büfett stand und mechanisch die Weinkaraffen ordnete, hatte ich ein komisches Empfinden, als ob irgendein heifser Schein wie die Ausstrahlung eines Brennglases auf meinem nackten Halse liege; ich drehte den Kopf etwas, da flog es an mein Gesicht und strich dann glühend und flüchtig über meinen Rücken; da wandte ich mich ganz um und sah die

funkelnden Brillengläser des Mannes auf mich gerichtet, und ein abergläubischer Schreck stieſs mir durchs Herz: »Da ist er ja — der Teufel, den du eben gerufen hast, in höchsteigener Person.« Ein sonderbarer Zufall war es, daſs der Mann, in dessen Gesellschaft ich den Weihnachtsabend beschloſs, eine so ausgesprochene Mephisto-Physiognomie hatte: Scharf markierte, krank gelbe Züge, glühende dunkle Augen, kohlschwarzes Haar und eben solchen Spitzbart. — »Sind Sie die Wirtin?« fragte er. Ich bejahte. Mir war ganz furchtsam zumute. — — Gott sei Dank lag meine Dogge neben dem Büfett. — »Sie sind gewiſs fremd hier?« sagte ich, nur um etwas zu sagen, in dem süſsfreundlichen Ton, der einem im Verkehr mit den Gästen zur zweiten Natur wird.

»Ja. Ich bin noch nicht sehr lange aus Indien zurück. Seit zwanzig Jahren der erste Weihnachtsabend in Deutschland —«

»Und den feiern Sie in der Weinstube?«

»Wieso? Warum nicht? Ist das nicht ein angenehmer Aufenthalt — noch dazu bei einer schönen, jungen Wirtin? Ein Abend wie dreihundertvierundsechzig seinesgleichen. Es ist eine Eigentümlichkeit von uns Deutschen, daſs wir glauben, an diesem einen Abend etwas Besonderes haben zu müssen, nicht wahr?«

»Sie sind Deutscher?«

»Deutsch-Böhme . . . Ja, heute vor einem Jahre, so um diese Zeit, feierte ich noch in Kalkutta Weihnachtsabend; lieſs um diese Zeit auf meinem Hofe zwei Hindumädel auspeitschen — Hui —«

»Also Gemütsmensch,« sagte ich und sah nach der Uhr.

»Was wollen Sie? Die Viecher hatten sich nichtswürdig aufgeführt. Ich bin gewiſs ein guter Kerl. Ich

nahm sie nachher beide mit in mein Bett und tröstete sie, und die Hiebe waren gleich vergessen.«

»Und jetzt wollen Sie in Deutschland bleiben?«

»Ja. Am Rhein will ich mich ansiedeln. In der Nähe von Bingen habe ich mir ein altes Eulennest gekauft und bin jetzt auf der Suche nach einem Weib, das dort mit mir hausen will.« — »Eine Haushälterin?« — »Ein Weib . . . auf lebenslänglichen Kontrakt.« — »Also eine Frau?« — »Ja, eine Frau —.«

Der Mann trank, und seine erhobene magere, weifse Hand mit dem grofsen Solitär am kleinen Finger warf einen scharfen, schwarzen Schattenrifs auf die Wand, wie das Spiegelbild einer halbverwesten Totenhand.

»Im Oktober, gleich nach meiner Ankunft, liefs ich eine Heiratsannonce los,« fuhr er fort, »und fiel auf die Offerte einer Hamburgerin. Die Verlobung wurde perfekt; gestern abend ist sie wieder in Stücke gegangen.« — »Ach!« — »Ja — — hier deswegen.« — Er zog eine rote Schnur aus der Tasche, die klirrend auf den Tisch fiel, über den Rand hinausglitt und sich lang und rund und schillernd wie eine endlose, blutrote Schlange über den Teppich ringelte. Ich trat neugierig näher und sah, dafs es eine ungewöhnlich lange Kette gleichmäfsiger, tiefroter und selten glänzender Korallen war.

»Verlobungsgabe,« sagte der Mann. »Und weil ich ihr in aller Harmlosigkeit und ohne etwas dabei zu denken erzählte, dafs ich mit derselben Schnur vor Jahren einmal eine Chinesin ein bifschen aufknüpfte — nur ein bifschen, bis sie anfing, blau zu werden — das Vieh hatte mich mit einem buckligen Kuli betrogen —, bekam sie einen Nervenchok und warf mir Kette und Ring an die Füfse. Gemein, was? Die deutschen Weiber haben verfluchte Sentiments!« — »Na, ich danke!« sagte ich. »Solche Dinge erzählt man doch auch nicht seiner

Braut!« — »Warum nicht?« sagte er erstaunt. »Der Mann ist doch Herr über seine leibeigenen Weiber! Das wäre ja noch schöner, und was 'n richtiges Weib ist, die will im Mann ihren Herrn wissen. — Übrigens müſsten die roten Perlen gut auf Ihrem weiſsen Hals und zu dem hellen Haar kleiden.« — Ich zuckte die Achseln und drehte ihm den Rücken zu und schrie auf, als etwas Eiskaltes auf meinem Hals klatschte und drehte mich um; da stand der Fremde hinter mir und warf mir, wie ein geschickter Lassoschleuderer dreimal die Kette über den Kopf. Sie fiel schwer bis auf meine Knie, zum zweitenmal bis auf die Brust, das dritte Rund hielt es hinter mir gepackt.

»Soll ich anziehn?« sagte er. »Ein Ruck — Ruck — Ruck — weg sind Sie! — Atem, Leben, Liebe — alles mit einem Ruck zum Teufel.« — »Lassen Sie sofort los! Ich danke für Ihre sadistischen Scherze!« rief ich auſser mir, und die Dogge erhob sich drohend und knurrend gegen den Mann. Er lachte. »Sie können keinen Spaſs vertragen? Für eine Wirtin sind Sie reichlich ängstlich, kleine Frau! Wofür halten Sie mich? Etwa für Jack the Ripper?«

»Für etwas ganz anderes!« — »Ah — — Also?« — »Wie ich vorhin die Treppe herunterkam, dachte ich — es war mir etwas wider den Strich gegangen: ‚Hol' mich der Teufel'. Und nun sitzen Sie hier.« — »Und da — kostbar — ich bin der Teufel! Köstlich — das ist eine Idee: Und hinken tu' ich sogar auch!« — Er lachte laut, fast schreiend, es klang unheimlich in der Stille; die Möbel schienen die langen Lachskalen aufzufangen und zurückzuwerfen, im Moment kreischte, quietschte, brüllte das ganze Zimmer. Mir brach der kalte Angstschweiſs aus. »Lassen Sie sich von mir holen! Ich bitte Sie — Lassen Sie! Sie gefallen mir so

gut!« — »Danke,« sagte ich und versuchte den spafshaften Ton festzuhalten. »Damit Sie mich auspeitschen und aufknüpfen« — »Ach reden Sie doch keinen Unsinn, schöne Frau,« sagte der Mann und wurde plötzlich ernst. »Wie kann ein denkender Mensch Vergleiche zwischen hier und drüben anstellen. Ein Hinduweib auspeitschen und eine Chinesin ein bifschen am Hals quietschen, ist genau dasselbe, als wenn ein deutscher Ehemann seiner Frau einen neuen Hut oder ein Kleid verweigert. Ich würde meine Frau vorzüglich behandeln. Hätten Sie Lust? Das Haus ist nicht übel, mit Efeu bewachsen, ein Garten voll Pfirsiche, Aprikosen, Kirschen und Rosen. Wie?« — »Danke!« — »Sie sind müde?« — »Ja! Sie hoffentlich auch.« — »Nicht die Spur,« sagte er, »drei Monate im Jahre schlafe ich überhaupt nur drei Stunden am Tag. Jetzt ist die Zeit. Ich möchte die ganze Nacht mit Ihnen plaudern. Geben Sie mir, bitte, noch solche Flasche.« — »Bedaure, die Uhr schlägt gleich zwölf. Polizeistunde.« — »Schade, Sie haben kein Logierzimmer?« — »Nein.«

Er seufzte, legte ein Goldstück auf den Tisch, und ich gab ihm heraus. Die Uhr schlug Mitternacht. Der Mann stand langsam auf. »Heribert Gallen ist mein Name. Nehmen Sie mir meinen Scherz von vorhin nicht übel, gnädige Frau! Meine Nerven haben drüben einen kleinen Knacks bekommen. Halten Sie einmal zwanzig Jahre das Klima aus, wo Ihnen die Sonne tagaus, tagein wie mit langen, glühenden Nadeln in die Schläfen sticht, und das Blut in den Adern eintrocknet und das Hirn Ihnen bei lebendigem Leibe zum Omelett schmort . . . sind Sie Witwe?« — »Nein.« — »Schade. Tragen Sie immer solche märchenhaften Gewänder?« — »Nein, nur am Weihnachtsabend.« — »Ich verstehe: Christengel! Gute Nacht! Auf Wiedersehn!« — »Gute Nacht!«

und »Gott sei Dank,« dachte ich. Aber nach einem Weilchen kam er im Pelz und Zylinder zurück und fiel wieder in seinen alten Ton. »Haben Sie bemerkt, dafs ich hinke? Ich bin wirklich der Leibhaftige — — Reizt Sie das nicht? Unter all dem hosenbeinigen Kruppzeug einmal ein richtiger, veritabler Satan? Fein, was?« — »Sie haben Ihre Korallen vergessen,« sagte ich. Er streckte die Hand danach aus, zog sie aber wieder zurück. »Behalten Sie sie einstweilen. Wenn ich heirate, hole ich sie mir wieder. Bis dahin dürfen Sie sie tragen.« — »Ich will Ihr Eigentum nicht behalten,« rief ich, aber er war schon draufsen. Auf der Treppe traf ich mit meinem Dienstmädchen zusammen, und das war gut denn ich war kaum oben, da wurde mir so schlecht, und obgleich ich fast nichts gegessen hatte, mufste ich mich furchtbar erbrechen.

* * *

Ich habe diesen Vorfall nur deshalb so ausführlich aufgeschrieben, um es festzunageln, was eine etwas erhitzte Phantasie für Unsinn auszuklügeln vermag. Der Mann hat in Wirklichkeit gar nichts Mephistophelisches an sich, ist ein guter, harmloser Kerl, der allerdings durch den langen Aufenthalt in den Tropen wohl tatsächlich einen kleinen Gehirnknacks weg hat. Er kommt seit Weihnachten fast jeden Tag zu uns; beim hellen Tageslicht ist der »Teufel« ein nüchterner, ruhiger, sogar ein bifschen kleinlicher Mensch, auch schon ziemlich alt, mindestens fünfzig. Dem Kellner gibt er auf eine Zeche von zehn Mark zehn Pfennig Trinkgeld, und um das Essen macht er stets einen Sums, der einer besseren Sache wert wäre. Heute hielt er mir während des Mittagsessens einen langen Vortrag über indische Kultur; er spricht fesselnd und angenehm. —

Ich war die Weihnachtsfeiertage draufsen bei Erik und habe sie fast überschlafen. Ich bin immer so müde, ich kann mir nichts Schöneres vorstellen, als einmal zwei Wochen lang Tag und Nacht schlafen zu dürfen.

Manchmal bin ich wirklich unleidlich, ich sehe es selber ein, auch gegen Thymian. Sie war Neujahrsabend in der Dämmerung eine halbe Stunde bei mir und sprach die ganze Zeit von ihrem Kind; ich redete ihr zu, sie soll sich das aus dem Kopf schlagen, da sie es ja doch nicht bekommt; sie meinte, ich könne gut reden, solange ich selbst kein Kind hätte, schliefslich wurde ich ungeduldig und sie beleidigt. Ich kann mir nicht helfen, das Kind ist bildhübsch, aber greulich verzogen und eigensinnig. — Wenn man ihm nicht sofort seinen Willen tut, wirft sich das kleine Bündel auf den Boden, wird krebsrot vor Wut und bekommt fast Schreikrämpfe. Ich habe einmal in der Eimsbüttler Chaussee solche Szene erlebt, als es sein eigenes Spiegelbild als »Puppe« verlangte. Der Schreck safs mir noch vier Wochen nachher in den Gliedern; wir dachten, der Balg wäre vor Wut geplatzt.

Erik war trotz seiner Antipathie gegen Thymian gleich bei der Sache, als ich ihm meinen Plan, Thymian das Geschäft zu überlassen, eröffnete. Leider scheint es wohl aussichtslos, dafs sie die Konzession bekommt; es soll schon für mich schwer gewesen sein und ist nur durch den Einflufs von Eriks Freunden durchgesetzt worden.

* * *

9. Januar.

Ich weifs noch gar nicht recht, wie mir seit gestern ist. Ich wurde plötzlich ohnmächtig, und meine Leute holten meinen Arzt. Als ich erwachte, konnte ich mich

erst nicht besinnen und fragte den Doktor, was mir denn eigentlich fehle. Er sah mich ernst an und sagte: »Sollten Sie das als Frau, wenn auch unverheiratete Frau, nicht selber am besten wissen?«

Ach du lieber Herrgott! Ich hatte es dunkel geahnt, gefürchtet, gewünscht, ohne es ganz auszudenken. »Ist es wahr? Werde ich ein Kind bekommen?« sagte ich dunkelrot, atemlos. Er nickte: »Sie scheinen erfreut darüber, das ist mir eine Beruhigung Ihretwegen —«

Ja, gewifs, meine erste Empfindung war eine grofse, aufjubelnde Freude. Ein Kind von Erik! Ich dachte gar nicht an die Weiterungen; aufserdem war es mir von vornherein selbstverständlich, dafs wir uns nun doch heiraten. Ich freute mich, es Erik sagen zu können, und war sehr betroffen, als er mich so verstört, blafs und bestürzt ansah. »Freut es dich nicht?« sagte ich. »Ja,« sagte er, ich freue mich auf unser Kind — aber —« — »Was für 'n Aber?« sagte ich heftig und sah ihn fest an. »Werden wir uns nun heiraten, oder läfst du mich und das Kind im Stich?« — »Nein, ich lasse dich nicht im Stich, aber du mufst dich noch ein paar Monate gedulden.« — »Aber dann heiraten wir!« — »Ja, ganz sicher. Sobald ich eine Familienangelegenheit erledigt habe.« Wenn Erik etwas verspricht, ist das so gut als ein Dokument mit sieben Siegeln, und ich bin sehr glücklich — — nur dafs er so gequält dabei aussieht, macht mich nachdenklich . . . Wir suchen jetzt einen Käufer für das Geschäft — —

Donnerstag kommt Herr von Mayens auf ein paar Tage — —

* * *

An demselben Tage, wo ich das letzte Mal etwas aufschrieb, habe ich einen Heiratsantrag bekommen, und zwar von dem verrückten Gallen. Ich konnte den Menschen gar nicht loswerden, und schlieſslich meinte er, er käme in ein paar Wochen wieder; vielleicht hätte ich mich dann anders besonnen. Na, er soll nur kommen!

Die arme Thymian tut mir unendlich leid. Von dem Maison Kindermann werden geradezu haarsträubende Dinge erzählt, und Erik sagte vorhin noch, wie er erfahren, interessiere die Polizei sich bereits für die Vorgänge dort; nur sei es bisher noch nicht gelungen, etwas und jemand in flagranti zu ertappen. Herr von Mayens, der gleich am ersten Tage dort war, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln und meinte, ob es für Thymian doch nicht viel besser wäre, wenn sie mit ihm nach Wien ginge; er würde gern für sie sorgen. Na, es ist ja klar, daſs die Motive des alten Herrn auch nicht in purer lauterer, selbstloser Nächstenliebe wurzeln, aber ich hielt es trotzdem für ratsam, Thymian zuzureden, sein Anerbieten anzunehmen. Von zwei Übeln wäre es wenigstens das kleinere gewesen; sie hätte dort ein ruhiges, geregeltes Leben gehabt und wäre dann vielleicht mit der Zeit doch zu der Einsicht gekommen, daſs es besser ist, sich selbständig zu machen und sich wieder eine bürgerliche Existenz zu schaffen. Leider ist auch dieser Plan wieder an Thymians Unruhe und Launenhaftigkeit gescheitert. Dienstag fuhren sie zusammen mittags aus, waren abends in einem Konzert und soupierten nachher bei Pfordte. — So gegen halb zwölf kam Herr von Mayens sehr indigniert und zornschnaufend noch einen Sprung zu mir ins Lokal.

»Mit Ihrer Freundin bin ich fertig . . . Abgetan für mich. Nichts zu wollen — —,« sagte er kurzatmig.

»Nein, liebe Frau Dida, bei der ist aller Liebe Müh' vergebens. Bringen Sie mich nicht wieder mit ihr zusammen . . . Ich würde mich nur ärgern — — —« Also kurz und gut: Thymian, die während des Soupers schon schweigsam und offenbar übelgelaunt gewesen war, hatte plötzlich in dem Lokal zwei bekannte Herren entdeckt, worauf sie aufgestanden war und sich zu den beiden gesetzt hatte, ohne von dem Baron weiter Notiz zu nehmen. Herr von Mayens hatte fast eine Stunde gewartet; als sie dann immer noch keine Miene machte, zu ihm zurückzukehren, hatte er gezahlt und war gegangen. Natürlich konnte ich Thymians Verhalten nicht rechtfertigen, aber ich suchte, soviel ich konnte, zu vermitteln; und es machte mir gewissermafsen Spafs, zu beobachten, wie die liebe gekränkte Eitelkeit auch bei Männern, und zwar bei den grofszügigen, liberalen, gütigen, so gut wie bei anderen, eine vollständige Wandlung der Gefühle hervorruft. »Sagen Sie kein Wort weiter, Frau Dida! Ich dachte immer, in Fräulein Thymian etwas von Ihnen wiederzufinden, aber keine Spur! Sie sind zwei ganz verschiedene Menschen. Mit Ihnen wollte ich dreifsig Jahre lang zusammenleben — aber mit der — keine Woche.« — »Na, na, in dreifsig Jahren hätten Sie mich längst zum alten Eisen geworfen,« sagte ich lachend. »Sagen Sie das nicht,« sagte er galant. »Sie gehören zu den Frauen, in die man, wenn sie zwanzig sind, verliebt ist; als Dreifsigjährige liebt man sie, und wenn sie die Fünfzig erreicht haben, sonnt man sich in ihrer Gunst und verehrt sie, wenn man sich nicht zehn Jahre früher ihretwegen erschossen hat . . .« — »Thymian ist nervös,« sagte ich, »Sie müssen ihr das nicht so schwer anrechnen!« — »Ich spüre keine Lust, mich zum Opferlamm ihrer Nervosität zu machen,« entgegnete er kurz. »Diese Sache ist für mich erledigt.«

Thymian machte ein betrübtes Gesicht und zog ein Schmollmäulchen, als ich ihr einige Vorhaltungen machte. »Ich weiſs, daſs ich mich schlecht benommen habe,« sagte sie, »aber ich kann nichts dafür. Der alte Mensch wurde mir zu langweilig — und da ging ich eben. — Ich bin einmal so, an mir ist nichts mehr zu verderben und auch nichts zu bessern. Übrigens mag ich mich nicht an einen Menschen binden. Wenn ich das wollte, wäre mir mein Ludwig hundertmal lieber als der alte Heuochse von Österreicher.«

— — — — — — — — — — — — —

X., 18. Mai 1893.

Da bin ich jetzt.

In X am Rhein.

Ich schreibe mich Frau Heribert Gallen . . . Und Dida Ibsen war einmal — — —

* * *

Meine Feder zittert und malt Krakelfüſse, oder ist es meine Hand, die so fliegt? Ich weiſs es nicht. Ich bin nicht mehr ich selber. Ich bin Frau Heribert — nein — Frau Christine Gallen — Das Leben ist ein Traum, ein Theater, die Welt ein Narrenhaus, eine Schmierenbühne; das haben schon viele, ach so viele behauptet, aber die Wahrheit dieser Phrase am eigenen Leibe so erfahren, wie ich, haben wohl nur wenige. Was ist denn weiter? Man schminkt sich um, fährt in eine andere Haut und spielt eine neue Rolle vor dem Schmierenpublikum Menschheit.

Ich bin so müde. Ich denke oft, ich schlafe und träume — — Und jemand erzählt mir die Geschichte einer Frau, die einmal Dida Ibsen hieſs. Und ich horche

auf, weil vieles — alles mich so bekannt anmutet, und besinne mich, daſs ich ja selber so hieſs, damals — — jenseits des Weges — — dann verwirren sich meine Gedanken, ich weiſs nicht mehr, was wahr ist und was ich träume. —

Wahrheit, Wahrheit! Die Wahrheit ist oft so gemein, wie die Unwahrheit schön und ideal. Deshalb haben die Menschen wohl das harte Wort Lüge umgestempelt: Illusion, Poesie, Dichtung — — Gott sei Dank ist die Wahrheit wohl nicht das höchste Ziel, sondern die Erkenntnis des Guten und Bösen. —

Ich denke zuviel . . .

Ich bin jetzt Frau Christine Gallen . . .

* * *

Wenn man Tagebücher führt, muſs man zusammenhängend schreiben; ich will also versuchen, die Brücke zwischen damals und heute aufzurichten.

Es begann in der Stunde, wo die Frau zu mir kam. Ich hatte sie nicht eintreten hören, sie stand da wie aus der Erde gewachsen, sie hatte schlohweiſse Haare, ein Gesicht wie eine schöne, verwelkte, weiſse Blume, groſse, schwarze, höhnische Augen, und trug einen Mantel aus Blaufuchs und einen lila Kapotthut. Sie nahm ihre Lorgnette, betrachtete mich vom Kopf bis zum Fuſs, zog die Mundwinkel herab und sagte langsam in gebrochenem Deutsch: »Sie sind Dida Ibsen? — Also Sie sind die Maitresse von meinem Mann?« —

Ich weiſs nicht mehr, was ich im Moment dachte, aber das Gefühl, was mich durchflog, das kann ich ungefähr beschreiben: Das war gewiſs verwandt mit der Empfindung, die den zu Tode verurteilten armen Sündern, angesichts des Schafotts durchs Herz zuckt: Jetzt in der

nächsten Minute geht's los, und dann ist gleich alles vorbei.

»Sie sind wohl verrückt, Frau!« sagte ich brüsk. »Was wollen Sie von mir?« — Und Pips, der kleine Kellner, der mich immer von fern ein bifschen anhimmelte, kam herbeigesprungen und krempelte seine Frackärmel auf wie ein kampfbereiter Athlet: »Soll ich das alte Gestell herausschmeifsen, Madame?« Ich winkte ihm ab, und die Frau sprach weiter:

»Ich komme, weil ich wollte — Sie lernen kennen — und willen Ihnen sagen persönlich, dafs Sie nicht zu machen Hoffnung brauchen, dafs ich mich scheiden werde lasse — wegen einer Dirne wie Sie. Aus—sichtslos. Ich werde meinem lieben Mann seine Grund zum Scheiden — nehmen und werde zu ihm ziehen nach Hamburg. Ich werde bleiben, solange ich lebe, Frau Erik Norresen, und Sie werde bleiben, solange es gefällt meine Mann, seine Maitresse —.« Die Lorgnette fiel klirrend an der langen Kette nieder: »Es ist eine — wie sagt man im Deutsch? — eine Geschmacksverirrung von meine Mann, sich nehmen eine Kellnerin zur Maitresse —.«

Ich rührte kein Glied. Meine Dogge, die eine feine Witterung für etwas Feindliches hatte, stiefs ein böses Knurren aus, und in diesem Augenblick ging die Tür, und Herr von Mayens kam herein. Er stutzte, die Frau auch. »Ah — Sie sind auch hier, Freund? —« sagte sie; »ich begreife — — zwei halte besser als eine — —«

»Pack, Luzifer!! Ksss —!« rief ich und wies auf das Weib, und das auf den Mann dressierte Tier rannte gegen sie an, rifs sie zu Boden und bifs sich in ihren Pelz; sie schrie laut auf, Herr von Mayens suchte sie zu befreien, aber der Hund wartete auf meinen Anruf, und ich — — ich — — ich hatte in dem Moment ein Ge-

fühl — — ich kann es nicht definieren — es bestand aus einem stechenden, körperlichen Schmerz und einer wahnsinnigen, wühlenden, rasenden Sinnlichkeit; ich habe in meinem Leben keinem Tier ein Leid getan, aber in der Minute hätte ich mit Wollust Blut fließen und Fetzen Fleisch umherfliegen sehen; ich war wie wahnsinnig und kreischte: »Pack, pack, Luzifer, Ksss!! Zerreiß sie! Sie soll noch einmal ‚Dirne' und ‚Maitresse' sagen — — Ksss — — —« Sie schrie, gurgelte, röchelte; Herr von Mayens riß die Tür auf und rief nach Hilfe und kehrte um und beschwor mich, den Hund anzurufen; aber ich lachte, lachte und freute mich, wie das treue Tier sein geiferndes Maul an ihren Hals drängte, und stieß mit dem Fuß nach ihr und schrie: »Verfluchte Kreatur, sage noch einmal Dirne, Maitresse, Kellnerin — — Und sage: auch Freund — —« Dann wurde mir alles himmelblau vor den Augen, und ich weiß noch heute nicht, wie sie das alte Weib unter dem Hund herausgebracht haben. Leider hatte er sie nicht zerrissen — —! Ich fand mich erst schluchzend und von Krämpfen durchschüttelt in Herrn von Mayens' Armen wieder, und ich klammerte mich an ihn und flehte ihn an, mich mitzunehmen, noch heute, weit fort; ich wollte Erik nicht wiedersehen, es war mir, als wenn mich jemand mit nassem Kot beworfen hätte, und er klebte an mir, und alle Wasser der Welt konnten ihn nicht abwaschen. Herr von Mayens sprach mir leise, tröstend und beruhigend zu: Natürlich nehme ich Sie mit, Dida! Gern, gern! Aber Sie müssen doch vernünftig sein und Herrn Norresen erst wenigstens anhören — — Haben Sie gar nichts gewußt — —? Ich dachte es mir immer. Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, daß Ihr Freund nicht frei ist?« —

Ist mir der Gedanke gekommen? Ich weiß nicht! Es ist, als ob eine Wolke fern am Horizont auftaucht,

und es gleitet so an einem vorüber. Vielleicht steckt ein Gewitter drin — — aber weil der Himmel ruhig und klar und blau über einem bleibt, vergifst man wieder drum, bis das Wetter plötzlich mit Knall und Blitz losgeht. So ist mir hin und wieder einmal der Gedanke aufgetaucht: Vielleicht ist Erik noch gar nicht richtig geschieden, und dann habe ich ihn weit fortgewiesen, wie eine Schmach und eine Beleidigung gegen Erik ...

Ja — — — wenn ich ganz ehrlich gegen mich sein will, mufs ich ja sagen: Ich habe ja solche Anwandlungen auch schon aus dem einfachen Grunde zurückgedrängt, weil sie mir unangenehm waren, und weil ich in den vergangenen Jahren gern alles Unangenehme beiseite schob. Seitdem ich überhaupt von Eriks Heirat wufste, drückte mich ein unbestimmtes Etwas, dem ich absichtlich keine Form gab, nieder.

Lude hatte gleich nach Erik telephoniert, und der kam sofort, und wie er mir oben in meiner Wohnstube gegenüberstand, brach meine wahnwitzige Wut zum zweitenmal los, und die bösen, anklagenden Worte schossen mir wie ein Strom aus dem Munde, und ich schlug mit Fäusten nach Erik; aber er war stärker als ich, und er hielt meine Hände fest wie gefesselt und zwang mich neben sich auf das Sofa nieder. »Du sollst still sein,« sagte er, »und du sollst mich nicht so sinnlos beschimpfen. Ich habe dich nicht in den vergangenen Jahren mit Absicht hintergangen und betrogen. Ich sagte dir von Anfang an, dafs ich dich nicht heiraten konnte, und bei nur ein wenig Nachdenken hättest du dir doch sagen müssen, dafs das keine blofse Phrase war, und hättest den nächstliegenden Grund erfafst. Aufserdem bin ich überzeugt, dafs du doch mit mir gegangen wärst, auch wenn ich es dir gesagt hätte. Ich mochte nie davon sprechen, und es hätte dich auch nur

beunruhigt. Zweimal habe ich versucht, mich freizumachen, aber weil sie nicht einwilligt und keine positiven Scheidungsgründe vorliegen, wurde meine Klage zurückgewiesen. Nun hoffte ich auf den letzten Grund: daſs sie nicht nach Hamburg zieht — sie wollte nicht von Kopenhagen fort, aber ein Weib ist eben in seiner Bosheit und Niedertracht selbst zu persönlichen Opfern fähig —«

»Und nun?« sagte ich. »Und das Kind —.«

»Ich will das Kind adoptieren und ihm alle Rechte der Legitimität geben. Wir können ins Ausland ziehen, wohin du willst, meinetwegen nach New York — — Wohin du willst — — Ich kann mich ja nicht mehr von dir trennen, Dida, das ist ja mein Schicksal. Das weiſst du doch auch —. Ich bin ja überhaupt schon krank, wenn dich ein anderer nur ansieht — Nimm doch Vernunft an, Dida — — — wir waren doch immer so glücklich —.«

So sprach er, und seine Stimme fing an, das Eis in mir aufzutauen —. Aber in derselben Sekunde stand wieder die weiſshaarige Megäre vor mir und warf mir ihre Gemeinheiten an den Kopf: »Dirne! Maitresse! — —« Und mit einem Ruck stand ich wieder auf den Füſsen und schrie: »Ich will deine Maitresse nicht sein! Ich bin keine Dirne! Darum habe ich für dich meinen Ruf und meine Eltern und meine Heimat aufgegeben, damit diese Kreatur mich öffentlich moralisch auspeitschen darf . . . das ist der Dank für alles. Geh — ich kann dich nicht sehen. Du bist mir verhaſst! Mir ist alles gleich, was aus mir wird —. Ich will nichts mit dir zu schaffen haben! Ich gehe mit Mayens nach Wien —.« »Du gehst mit Mayens nach Wien?« — »Ja!« — »Dida — du solltest selbst in der Wut nicht versuchen, so etwas

auf die Spitze zu treiben! Ich sehe ein, man kann jetzt nicht mit dir reden. Ich komme nachher wieder.«

Ich rifs meine Ringe von den Fingern und warf sie ihm nach. Er hob sie ruhig auf und legte sie auf den Tisch. »Heute abend reden wir weiter, Dida —.«

— — — — — — — — — — — — —

Den Abend schlofs ich mich ein, und am anderen Morgen früh reiste ich mit Herrn von Mayens ab. In der letzten Viertelstunde kam Lude Schnack herunter und wollte auf mich einreden. »Ich weifs ja nicht, was ihr miteinander gehabt habt,« sagte er, »aber mich dünkt, du stehst im Begriff, eine Dummheit zu machen: Das ist keine Art, jetzt mitten im Winter aus dem Geschäft weg und den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Kommst du wieder zurück, Dida?«

»Ja, ja,« sagte ich, aber ich war fest entschlossen, nie zurückzukehren.

* * *

Herr von Mayens brachte mich in Wien in sein Haus; ich bekam drei Zimmer im ersten Stock für meinen Gebrauch und wurde wie eine Prinzessin bedient.

Acht Tage verbrachte ich in einer Art Lethargie. Am Tage schlief ich, und nachts durchlebte ich in tausendmaliger Wiederholung und tausendfach verstärkter Pein das, was mich aus Hamburg fortgetrieben hatte. Mein Blut klopfte und brauste manchmal wie kochendes Metall durch meine Adern und wollte die Wände zerreifsen . . . In den ersten Nächten drehten sich meine Phantasien immer um das Weib; ich berauschte mich an der Vorstellung, wie sie vor mir auf dem Boden lag; ich sah in

Gedanken, wie Luzifer ihr den Hals aufriſs, wie sie vor meinen Augen von dem Hunde zerfleischt wurde. Ich jagte dem Vorhaben nach, zurückzukehren und ihr das Gesicht zu zerpeitschen, ihr die Augen mit den Nägeln auszureiſsen — irgend etwas zu tun, um den Schmutz, der an mir klebte, auf sie zurückzuwerfen. Das waren böse Nächte. Höllennächte! Aber rascher, als man denken sollte, verblaſsten und verflüchtigten sich meine Rachegefühle, und nach ein paar Nächten dachte ich an die Frau nur wie an ein schemenhaftes Gespenst aus einem bösen Traum, und alles, was in mir gärte: Wut und Scham, Haſs und Rachgier, gedemütigter Stolz und beleidigte Liebe, ging ineinander auf und verdichtete sich zu einem steinkalten und steinharten Haſs gegen Erik.

Er war schuld an allem! Ich wollte ihn quälen, reizen, aufbringen. Seinetwegen hatte ich dies alles zu tragen . . .

Und wieder rollten die Figuren des Kaleidoskops umeinander, und die Zukunft sah mich an: Was sollte werden? Ich jonglierte mit dem Vorhaben, mich in die Behandlung einer Wiener Masseuse zu begeben oder mich auf irgendeine Art von der Welt zu bringen, und verwarf beides, weil beide Resultate vielleicht von Erik und der Frau als eine Lösung der Konflikte angesehen werden könnten. Und ich hatte auch Angst, — Heda Zellenwerts schreckliches Ende stand mir vor Augen, und vor dem Tode graute mir auch.

Aber leben?! Was sollte werden! Ich hatte nichts als die notwendigsten Kleider von Hamburg mitgenommen. Herr von Mayens bot mir eine groſsartige Gastfreundschaft; seine Güte ging so weit, daſs er mir für die nächsten Monate seine Villa in Mödling zur Verfügung stellen wollte — ich sollte so lange dort bleiben, bis alles überstanden ist. Ich weiſs auch, er ist viel zu viel

Kavalier, um sich mir bis dahin in anderer als in rein platonisch-freundschaftlicher Weise zu nähern, aber ich weiſs auch, daſs er mich trotz allem schon jetzt als sein Eigentum betrachtet — —

Und dann?!! Wenn alles vorüber ist, nimmt er als selbstverständlich an, daſs ihm das, was ihm nach seinem eigenen Dafürhalten schon jetzt gehört, und auf das er in Anbetracht der Umstände nur vorläufig groſsmütig verzichtet, ohne weiteres zufällt. Ich war Erik Norresens unangetraute Frau; ich werde Herrn von Mayens' bezahlte und ausgehaltene Maitresse. Dann könnte ich mich nicht mehr entrüsten und wehren, wenn mir jemand solche Worte an den Kopf schmeiſst: es ist die Wahrheit.

Mich graust vor dieser Zukunft als Ding und Sklavin eines Menschen, zu dem mich nichts hinzieht als ein biſschen freundschaftliche Sympathie — — Und auch die wird unweigerlich dann vergehen — — Und ich sitze die Nächte aufrecht im Bett, und die Finsternis ist wie ein schwarzes Meer, in das ich versinke.

Einmal lagen morgens drei Briefe auf dem Frühstückstisch.

Von Erik nur wenige Worte: »Liebste Dida! Für Dein Verhalten fehlt mir jedes Verständnis! Ich kann doch nichts dafür, daſs die Frau Dich in ihrer — übrigens menschlich doch vielleicht entschuldbaren — Erregung insultierte! Wenn es in meiner Macht gelegen hätte, Dir diese Unannehmlichkeit zu ersparen, wäre es sicher geschehen. Wie gesagt, ich verstehe Dein Benehmen nicht, und kann es nur in Anbetracht Deines körperlichen Zustandes und der damit wohl verbundenen hypernervösen Reizbarkeit verzeihen. Nichtsdestoweniger hat meine Geduld auch ihre Grenzen, und Du stellst sie wahrhaftig auf eine harte Probe. Komme sofort zurück oder depeschiere, daſs Du geholt sein willst. Besinne

Dich nicht zu lange; ich bin auch nur ein Mensch und kann nicht dafür einstehen, dafs sich bei allzulangem Zögern Deinerseits auch in meinen Ansichten und Empfindungen einmal eine Wandlung vollziehen könnte.

Erik.«

— — — — — — — — — — — — —

Ich zerrifs den Brief. Das war nicht der richtige Ton, um mich versöhnlicher zu stimmen. So kam man mir? Mit versteckten Drohungen? Nun gerade nicht. — Und steiler und steifgratiger als zuvor bäumte sich mein Trotz auf.

* * *

»Liebe Dida!

Herr Norresen hat mir heute früh selber unter vier Augen den ganzen Sachverhalt mitgeteilt. Ich habe, offen gesagt, Erik Norresen immer für einen hochfahrigen Gesellen angesehen, bei dem der Mensch erst so um die zehnte Steuerstufe anfängt; aber wenn einmal jemand in richtige Herzensnot kommt, hört der Klassendusel auf, man vergifst die sozialen Stufen zwischen sich und den anderen und wendet sich mit seinem Vertrauen sogar einmal an 'nen armen Kuli von Kellner. — Nun, nachdem ich alles weifs, mufs ich sagen, dafs Herr Norresen in diesem Fall im Recht und Du im Unrecht bist, Dida. Denn, wenn man schon drei Jahre lang in freier Gemeinschaft mit einem Manne lebt, und in der ganzen Zeit es nicht der Mühe wert hält, der Sache in puncto der ersten Heirat des Mannes einmal auf den Grund zu gehen, ist es nicht angebracht, sich hinterher als die gekränkte Unschuld aufzuprotzen und wie 'n kopfloser Hahn mit einem Fremden auf und davon zu rennen.

Du kennst genau meine Ansichten, Dida. Du weifst, dafs ich es nicht leiden kann, wenn ein Mädchen gedanken- und pflichtenlos mit einem Manne dahinlebt, sich von ihm seidene Kleider kaufen läfst und ihre Tage in Müfsiggang und Nichtstun hinbringt. Jetzt liegen die Sachen aber anders, Dida. Von dem Tage an, wo Du ein Kind bekommst, hast Du Rechte an den Mann und hast Pflichten; hast die Pflicht, ihm das Kind zu einem ordentlichen, tüchtigen Menschen zu erziehen, und bist seine Frau und bist in den Augen aller liberal und reinlich denkenden Menschen gerechtfertigt. Liebe Dida, es war auch nicht recht, dafs Du den Hund auf die Frau hetztest und ihr mit den Füfsen auf dem Leib herumtrampeltest; denn so, wie ich Dida Ibsen kenne, hättest Du es in demselben Falle doch noch ganz anders gemacht. Du wärst gleich mit dem Revolver darauf losgegangen und hättest der Betreffenden noch ganz andere Dinge gesagt; gröfser bist Du ihr gegenüber dadurch nicht geworden, indem Du Roheit mit Roheit vergiltst. Das kann ich Dir auch sagen, dafs Du nicht viele Männer findest, die Dein Benehmen mit solcher Gelassenheit aufnehmen, wie Herr Norresen. Ein anderer (ich glaube, ich selber auch) würde sagen: ‚Wenn Du mit einem anderen fortläufst, dann bleibe man gefälligst da, wo Du bist; ein getragenes Hemd ziehe ich auch nicht mehr an.‘ Herr Norresen hält viel zu viel von Dir und ist ganz herunter; ich will Dir was sagen, er hat Dich verzogen, und das haben leider schon Menschen vor ihm getan, aber verlafs Dich nicht allzu steif darauf: ‚Mensch ist Mensch, und dem stärksten Fafs kann man den Boden ausschlagen‘. Ich sagte ihm auch: „Ich kenne Dida Ibsen von klein an. Sie war immer ein krauses Ding, aber es ist doch ein guter Kern in ihr, und das Schlimmste ist nur, dafs sie nie mit ihrem eigenen Kopf fertig wird.

So war sie schon als kleines Kind, und mein Vater hat manches Mal erzählt, was die Mädchen mit ihr für Not hatten. Einmal — da war sie wohl fünf Jahre alt — waren die Alten aus, und sie hatten ein junges Kindermädchen, und Dida wollte unten an der Grafft spielen, und das Mädchen durfte es doch nicht leiden, durfte ihr aber auch nichts tun. Und alles Bitten und Verbieten half nichts, dann stampfte Diden mit den Füfsen: ‚Nu grade! Nu erst recht!‘ und ging ganz tief ans Wasser. Da wufste das Mädchen sich gar nicht zu helfen und fing an zu weinen, und wie Diden das sah, lief sie hin und tat Abbitte, ganz von selbst, und war folgsam; das hat mein Alter mit angesehen und oft gesagt: ‚Diden will mit Gutheit gewonnen sein, sonst ist die Sache bei ihr verfahren.‘ Aber es kann auch zuviel der Gutheit werden.“ Also, Dida, ich habe jetzt meine Pflicht getan und Dir meine Meinung geschrieben und hoffe, dafs Du jetzt sofort Deinen Koffer packst und zurückkommst und Dich mit Erik Norresen verträgst, und treibe es nicht aufs äufserste, damit es nicht zu spät wird zur Umkehr. Mit Grufs Dein treuer Freund und Kamerad

Lude Schnack.«

* * *

»Süfse Dida!

Was ist um Himmels willen denn bei Euch los gewesen? Ich komme Freitagabend bei Dir heran und höre, dafs Du mit dem alten Mayens nach Wien bist. Hier wird eine Menge Zeug zusammengekohlt, aus dem ich mich gar nicht herausfinde. Die Zeitungen haben Notizen gebracht, und hier bei uns werden die tollsten Geschichten erzählt, die zu dumm sind, um sie wiederzugeben. Erik Norresens Frau soll nach Hamburg ge-

kommen sein; ist das wahr? Und sie sind noch gar nicht geschieden? Na, das habe ich mir beinahe gedacht. Ich sah ihn gestern mit einer alten Dame in einer Equipage über den Jungfernstieg fahren; sie konnte gut seine Grofsmutter sein, denn in seiner Mutter würde ich mir eine gut konservierte Dame im goldenen Mittelalter vorstellen, und diese sah wie eine hochbetagte Matrone aus. Und das soll die Frau sein, wie erzählt wird? Süfse Dida, gib doch einen Ton von Dir! Habt Ihr Euch erzürnt und seid Ihr ganz auseinander? Was denkst Du zu tun? Dafs Du Dich bei dem alten Mayens vergräbst, kann ich mir kaum denken, das würde ich ja nicht einmal tun; dazu bist Du doch viel zu stolz. Die Kindermann läfst Dir sagen, dafs sie gern bereit wäre, Dir ‚wie eine Mutter beizustehen‘, obgleich Du sie manchmal geärgert hättest; Du wirst Dich aber wohl bedanken. Eins rate ich Dir: Wenn das Kind lebendig zur Welt kommt, lasse es Dir nicht nehmen, gib es nicht von Dir. Denn wenn es weg ist, hat man allen Halt verloren und hat nichts mehr, für das man lebt. Ich habe die Sache hier auch bald satt. Die Luft stinkt nach Gas, ich fürchte, wir fliegen nächstens auf. Ich möchte am liebsten ins Ausland gehen; wollen wir uns nicht zusammentun? Ich glaube, mit Dir zusammen brächte ich es doch noch fertig, wieder Boden unter den Füfsen zu kriegen. Schreibe gleich. In Eile.

Deine treue Thymian.«

— — — — — — — — — — — — —

Ludes Brief warf ich auch in den Ofen. Aus seinem Schreiben ging doch deutlich hervor, dafs er auf Eriks Seite stand. Aus Thymians Brief sprang mir der Satz entgegen: »Ich sah ihn mit einer alten Dame in einer

Equipage über den Jungfernstieg fahren . . .« Also man hatte sich über meinen Kopf weg so weit geeinigt, um friedlich miteinander auszufahren; Erik fuhr Seite an Seite mit dem Weib, das mich in Gegenwart meines Personals als »Dirne« und »Maitresse« geschimpft hatte. Das durfte noch gerade kommen.

An Herrn von Mayens hatte Erik auch geschrieben. Er sollte mich sofort nach Hamburg zurückschicken — —

Jawohl — Wie 'n Paket, wie 'ne Sache. — Er hat den Brief gar nicht beantwortet —.

Eines Nachmittags hatte Herr von Mayens, um mich ein bißchen aufzuheitern, eine Damengesellschaft eingeladen. Zehn Damen, jedes weibliche Genre war vertreten: blonde und braune, rote und schwarze, schlanke und üppige, junge Mädchen in meinem Alter und mittelalterliche Damen mit bereiftem Haar; aber jede war in ihrer Art eine Schönheit. Diese dem Gesicht nach, die andere fiel durch ihre prachtvolle Figur auf, die dritte durch ein ungewöhnlich schönes Haar, die vierte in ihrer Art, sich zu geben und zu sprechen. Ich mußte unwillkürlich an die »Schmetterlingssammlung« denken, der ich demnächst auch eingereiht werden sollte. Zwei der Damen hatten ihre Kinder, einen etwa vierzehnjährigen Jungen und ein elfjähriges Mädel, beide Herrn von Mayens wie aus dem Gesicht geschnitten, mitgebracht. Einige der Damen waren Künstlerinnen; alle gehörten offenbar zu den besseren und besten Gesellschaftskreisen. Die Damen waren sehr lustig und verkehrten mit schwesterlicher Kordialität miteinander; viele duzten sich. Ich habe noch nie so viele schöne, graziöse und wirklich sympathische Frauen beisammen gesehen, wie an jenem Nachmittag, und Herr von Mayens hatte entschieden keine Ursache, sich über den Mangel eines »Schmetterlings mit Seele« in seiner Sammlung zu beklagen. Jedenfalls

versteht er es aber auch, seine Schmetterlinge so zu behandeln, dafs keiner an dem anderen seine Flügel reibt, und das dünkt mich, ist bei so vielen keine kleine Kunst. Besonders gefielen mir zwei Damen: Gräfin Mieze Kladenberg, eine junge, reizende, rosige Brünette, und eine Frau Pochinger, die Mutter des Jungen, eine hübsche, schwarzhaarige Frau von etwa vierzig Jahren. Gräfin Mieze hatte eigentlich etwas Soubrettenhaftes in ihrem Wesen; alles an ihr war Leben und Temperament. Sie küfste mich wiederholt schlankweg auf den Mund und sagte: »Sie haben ein so lieb's G'schau, Ihnen mufs man gut sein; wir müssen oft beieinander kommen —.« Und die Frau Pochinger sagte leise, mitleidig: »Sie armes Hascherl! Sie schauen gar blafs aus! Aber er ist ja so gut —.« Na, ich konnte doch nicht gut eine Erklärung abgeben, dafs »er«, nämlich Herr von Mayens, wirklich unschuldig an dem status quo meines miesen Aussehens ist — — —

Gegen neun Uhr abends fällt mir jetzt immer der Kopf um; ich konnte mich auch an dem Abend nicht aufrecht halten und mufste mich zurückziehen. Oben in meinem Zimmer wurde mir wieder besser, und meine Schläfrigkeit verging. Ich machte das Licht aus und setzte mich noch eine Weile in den Sessel am Fenster und sah hinaus in die sternenhelle Nacht; der Frühling safs schon am Webstuhl, Krokus und Schneeglöckchen blühten auf den Gartenbeeten, überall machte sich der leise, pochende Herzschlag des erwachenden Lebens bemerkbar.

Wie ich da safs, die Hände im Schofs verschlungen, träumte mir, ich wäre eine herrenlose Katze, die sich in ein fremdes Haus geschlichen hat und von den guten Leuten gestreichelt und gefüttert wird, und sie zum Dank dafür bestiehlt und ihnen die Hände zerkratzt und

sich im Dunkeln fortschleicht auf neue Raubzüge. Ich hörte irgendwo Musik, Geige und Klavier; in einem Nachbarhause, in dem musiziert wurde, mufsten die Fenster offen stehen; eine süfse, feurige, prickelnde Melodie flofs gedämpft zu mir hinüber, — ein paar sentimentale Akkorde schluchzten auf und wurden von dem starken, überschäumende Lebenskraft vertonenden Motiv überrauscht und hinweggerissen.

Ich öffnete das Fenster, um besser zu hören, und vergafs im Moment alles, was hinter und vor und um mich herum lag. Die Musik verdichtete sich in mir, nahm Form und Farbe an. Ich meinte, eine Glocke in mir anschlagen, klingen zu hören. Mein Körper schien von elektrischen Drähten durchzogen; ich fuhr in die Höhe und zuckte zusammen. Meine Gedanken schwirrten wie eine Schar aufgescheuchter Vögel auf und liefsen sich in einem Garten nieder, den ich nicht kannte, und aus allen Bäumen und Sträuchern zwitscherten und zirpten sie auf mich ein und sangen eine fremde Melodie, die ich nicht gleich zu deuten verstand, bis ich sie endlich erfafste . . .

Da meinte ich, ich wäre im Dunkeln in einer Kirche, und fürchtete mich vor dem Mysterium des Unsichtbaren, und schämte mich meiner schmutzigen Schuhe, die die Spuren der Gasse auf den geweihten Boden trugen. Und zum ersten Male gingen meine Gedanken aus dem engen Umkreis meines Ichs heraus und wandten sich dem Menschen zu, dessen Leben in dieser Stunde in mir erwachte.

Zum ersten Male fragte ich mich nicht: »Was soll aus mir«, sondern: »Was soll aus dem Kinde werden?« Und sah überall die Wege versperrt und nirgends einen Ausweg.

Und nie zuvor war solche Sehnsucht nach Ruhe

und Reinheit in mir gewesen, als in der Stunde, aber auch nie zuvor hatte ich es so empfunden, dafs nur die Seele, die die Finsternis kennt, die wahre, grofse Sehnsucht nach dem Licht hat —.

Zum ersten Male sah ich in den Weg hinter mir in nüchternem, grauem Tageslicht, und sah, wie öde er war, trotz des blumigen Unkrautes, das ihn umwuchert. Ich empfand zum ersten Male das Zwecklose und Dürftige eines Lebens, das sich, wie die Erde um ihre Achse, immer nur um das eigene Ich dreht. Ich empfand dunkel die Fahrlässigkeit einer Erziehung, die es dem werdenden Menschen nie klar macht, dafs die Menschheit eine Kette ist, und jeder die Pflicht hat, sich als einen Ring der Kette und nicht als Einzelglied zu betrachten. Ich hatte mein Leben immer als die Welt angesehen, in dem ich mein eigener Herrgott war; von meiner Kindheit an hatte ich nur immer an mich gedacht, die Welle einer gelegentlichen Gemütserschütterung hatte immer nur mein oberflächliches Empfinden angespült, mich nie in die Tiefe gerissen.

An diesem Abend sah ich zum ersten Male in mich selber hinab und suchte, ob nicht vielleicht doch noch irgend etwas vorhanden war, das sich zu gangbaren Werten für die Zukunft münzen liefs, und fand zwar keine Goldbarren, aber doch ein Stück Edelmetall: nämlich eine zähe Lebensbejahung, durchzogen von den Silberadern des festen Willens, noch einmal aufzubauen, — — noch einmal von vorn anzufangen, — zu leben —.

Ich machte die Augen zu und war wieder eine Katze, und kauerte unten an einer steilen Mauer. Die Jungen warfen mich mit Steinen; da flog ich mit einem Satze hinauf und war drüben in Sicherheit —.

Da blickte ich auf und sah auf der dunkeln Tischdecke etwas Weifses schimmern, machte Licht an und

sah, dafs es ein Brief war, der mir von Hamburg aus nachgeschickt war . . . — — — —

»Mein sehr geehrtes Fräulein!

Heute vor fünf Wochen hielt ich um Ihre Hand an. Sie lehnten damals zwar ab, aber vielleicht haben Sie sich mittlerweile die Sache noch einmal überlegt. Ich brauche eine Frau für mein Haus und eine Gefährtin für meine Einsamkeit. Ich bin, wie Sie wissen, durch den langen Aufenthalt in den Tropen etwas nervenleidend, aber sonst gesund. Ein gewöhnlicher Durchschnittsmensch bin ich nicht, und ich brauche deshalb auch eine nicht ganz alltägliche Frau. Uber sentimentalen Geschäftsdusel bin ich hinaus; Sie gefallen mir aber gut, und ich glaube, dafs Sie für mich passen. Ich verlange von meiner Frau: Innehaltung der ehelichen Treue, ein voll ständiges Anpassen an meine Gewohnheiten und meine Eigenart, ein liebenswürdiges, freundliches Wesen und Sinn für Häuslichkeit. Ich biete meiner Frau: Ein hübsches Heim, ein gutes Auskommen, eine gesicherte Zukunft, einen geachteten Namen und — vorausgesetzt, dafs sie die oben erwähnten Bedingungen erfüllt — eine gute, rücksichtsvolle Behandlung. Ich würde mich sehr freuen, eine zustimmende Antwort zu erhalten, und zeichne

als Ihr sehr ergebener

Heribert Gallen.«

— — — — — — — — — — — — —

Noch in derselben Nacht schrieb ich die Antwort.

»Geehrter Herr!

Ich war drei Jahre lang die Freundin eines verheirateten Mannes und erwarte jetzt ein Kind von ihm. Durch besondere Umstände ist es zum Bruch zwischen

uns gekommen, und ich schwebe mit meiner Existenz vorläufig sozusagen zwischen Himmel und Erde.

Wenn Sie mir und meinem Kinde eine Heimat und einen Namen geben wollten, wäre mir kein Opfer zu grofs und keine Pflicht zu schwer, und ich würde meine ganze Kraft anspannen, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen. Verzeihen Sie, wenn die Kühnheit meines Ansinnens Sie verletzen sollte; es handelt sich, nach Ihrem Brief zu urteilen, doch um ein rein formelles Abkommen, und Sie können ja einfach refüsieren.

Mit Achtung

Dida Ibsen.«

* * *

Zwei Tage später eine Depesche: »Akzeptiere. Brief folgt. Bitte um umgehende Zusendung der Papiere.

Gallen.«

— — — — — — — — — — — — —

»X., 13. März.

Mein liebes Fräulein! Wie Ihnen meine Depesche bereits sagte, akzeptiere ich Ihren Vorschlag. Sie sehen daraus, dafs ich wirklich kein Durchschnittsmensch bin. Ein Durchschnittsmensch würde sich dafür bedanken anderer Leute Versehen mit seinem Namen zu decken und fremde Kinder aufzuziehen; aber ich habe meine besonderen Ansichten über solche Dinge. Das Kind wird mich wenig genieren, und Ihre Dankbarkeit wird Ihnen die restlose Erfüllung meiner Bedingungen erleichtern; n'est-ce pas?

Dafs Sie ein Verhältnis hatten, wufste ich; ich hatte Erkundigungen über Sie eingezogen; es freut mich, dafs Sie Schlufs gemacht haben. Eine feste Frauenposition hat auch was für sich. Wenn es Ihnen recht ist, bestelle

ich sofort nach Eingang der Papiere das Aufgebot; über vier Wochen können wir dann heiraten. Bitte, unterzeichnen Sie sich fortan mit Ihrem vollen Namen; ich liebe keine Abkürzungen. Es grüfst Sie freundlich Ihr ergebener Heribert Gallen.«

* * *

Herr von Mayens rang die Hände und bot seine ganze Beredsamkeit auf, mich von meinem Entschlufs abzubringen. »Es ist ein Desperationsschritt! Sie werden ihn bereuen,« sagte er. »Warum bleiben Sie nicht bei mir? Haben Sie kein Vertrauen? Wissen Sie nicht, dafs Sie mir auch eine grofse Enttäuschung verursachen?« Ich mufste trotz meiner deprimierten Stimmung lachen. »Sie werden die Enttäuschung leicht überwinden; — wenn man so viele schöne, seelenvolle Schmetterlinge in einer Sammlung beisammen hat!« — »Ach — das denken Sie,« sagte er. »Die, die Gedanken haben, sind keine Schmetterlinge. Und die anderen haben an Stelle der Seele einen leeren Windbeutel — Schmetterling und Seele — — Seltenheit. Warum wollen Sie denn durchaus einen Menschen heiraten, den Sie kaum dem Ansehen nach kennen! Das ist doch Wahnsinn! . . .« — »Aber der Ring am bewufsten Finger ist kein leerer Wahn! Er macht erst die Frau zur Frau, gibt Rechte und —« — »Und Ringe sind's, die eine Kette machen.« — »Gewifs, aber das Gesetz und die bürgerliche Gesellschaft schreiben diese Kette als Legitimation der Zugehörigkeit zu ihr vor. Ich will Frau und Mutter sein dürfen. Mein Kind soll eine Heimat und einen Namen haben. Das ist, was ich will.« Herr von Mayens schwieg und sagte nach einer Weile: »Wenn die Sache schief geht, wohne ich zur Stelle. Erinnern Sie sich dann,

dafs der alte Onkel Mayens in seinem Herzen immer ein Extra-Chambre separé für Sie bereit hat.«

* * *

So wurde ich Frau Christine Gallen. Mutter liefs in ihrem Brief, den die Papiere begleiteten, durchblicken, dafs vielleicht unter den jetzigen Umständen eine Aussöhnung angebahnt werden könnte, aber mein Mann will nichts davon wissen. Er hat an dem Kinde Anhang genug, sagt er. Ich möchte es auch nicht, dafs andere Leute, und wären es meine eigenen Eltern, einen Einblick in meine sonderbare Ehe bekämen. Eigentlich ist es gar keine richtige Ehe.

Ich bin für meinen Mann eine Art Experimentiergegenstand. Er ist gewifs krank. Das, was ich ihm bin, könnte ihm eigentlich jede beliebige Fremde sein. Nur dafs die es sich nicht gefallen lassen und davonlaufen würde, während ich ihm durch die standesamtliche Eintragung auf Lebensdauer verpflichtet bin. Die sexuelle Seite der Ehe ist für ihn jedenfalls Nebensache, und ich glaube kaum, dafs uns jemals ein weiterer Familienzuwachs in Aussicht stehen wird, und das ist mir ein beruhigender Gedanke. Ich möchte kein Kind von diesem sonderbar perversen, kranken und eigenartig veranlagten Mann. Seine Art, mich zu demütigen und es mir immer vor Augen zu halten, was ich ihm für Dankbarkeit schulde, hat einen ausgeprägt sadistischen Einschlag.

Dafs mir diese Ehe eine schwere Aufgabe gestellt, ist mir schon in diesen ersten fünf Wochen klar geworden.

Ich nehme mich mit Gewalt zusammen, um mich in den Tugenden, die mir bisher am meisten fehlten, in

Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung zu üben, und ich habe täglich und stündlich Gelegenheit dazu; aber es fällt mir schwer. Ich vergesse manchmal, dafs ich und die steifnackige, trotzige, eigensinnige und verwöhnte Dida Ibsen ein Mensch sind und mufs mich erst auf mich selber besinnen.

Am ersten Morgen nach unserer Trauung fand ich eine Anzahl aufgeschnittener Briefe auf dem Tische. Ich wollte auffahren und mir diese unerhörte Vergewaltigung meiner einfachsten persönlichen Rechte verbieten, aber die glitzernden Augen des Mannes hypnotisierten mich förmlich; ich wagte nur einen schüchternen Protest, der mehr wie eine Bitte klang, und bekam eine kurze, schroff ablehnende Antwort: »Selbst wenn ich eine Frau mit einer durchweg sauberen Vergangenheit geheiratet hätte, würde ich keine Heimlichkeiten dulden. Bei dir habe ich erst recht Ursache, deine Korrespondenz zu überwachen, Christine —.«

Eine saubere Vergangenheit. — Da wufste ich genug. Meine »Vergangenheit« wird mich den ganzen, langen, weiten Weg durch meine Ehe bis zum Ende begleiten, ich werde sie nie los werden. Und dabei ist es mir so, als ob meine Vergangenheit eigentlich viel sauberer wäre als meine Gegenwart.

Ein Brief war von Helga; sie schrieb, meine Eltern hätten die dreitausend Mark zurückgeschickt, und da es mein Geld wäre, würde sie die Summe mir überweisen.

»Was ist das für Geld?« sagte Heribert. Ich wurde verlegen und antwortete etwas Unzusammenhängendes, dafs es eigentlich durchaus nicht mein Eigentum wäre, und wenn ich doch darüber zu bestimmen hätte, müfste es einem wohltätigen Zweck zugewiesen werden. »Ach — larifari,« sagte er kurz; und dann hat er, ohne mich zu fragen, an Helga geschrieben und sich das Geld schicken

lassen; was weiter damit geworden ist, weifs ich nicht, ich wage nicht danach zu fragen, aus Angst, er könnte der Herkunft dieses Geldes weiter nachforschen. Am besten wäre es im Rhein aufgehoben; dies Geld kann kein Glück bringen.

* *
*

Unser Haus steht mitten in einem grofsen, schattigen Garten. Es ist sehr geräumig, und die dicken, schwarzen Efeugehänge verdecken das Verwahrloste, Düstere des schmutzig grauen Gemäuers, so dafs es ganz anheimelnd aussieht, von aufsen wenigstens. Eine hohe Mauer läuft rings um das ganze Besitztum; man kann weder darüber hinweg, noch von aufsen in unseren Garten hineinsehen. Nur unten ist ein Altan mit einer Bank; von da aus sieht man unter den Nufsbäumen hindurch auf den Rhein. Ich sitze oft oben und sehe den Schiffen nach, die vorüberziehen.

Von der Bank aus überschaut man auch den benachbarten Garten, in dem eine kleine Villa im Schweizerstil steht. Oft geht eine grofse, ältere Frau mit ausgeprägt semitischem Typ im Garten auf und ab und äugt zu mir hinüber. Frau Nathanson heifst sie, ist Witwe und Besitzerin der Villa »Esther«. Einmal kam sie auf fünf Schritt Distanz zu mir heran, grüfste und sagte: »Schau, Sie sind die junge Frau Gallen, gelt?« Ich bejahte. »Gott, was sind Sie noch blutjung!!« sagte sie. »Wie jung sind Sie denn?« — »Neunzehn Jahre« — — Ach, du meine Güte! Wie kommen Sie denn an den alten Gallen?« Ich wufste nicht recht, was ich antworten sollte, zumal mein Mann es mir verboten hat, mich mit der Frau in eine Unterhaltung einzulassen; ich soll überhaupt mit niemand sprechen.

»Ja, wie man sich so findet,« sagte ich. — »Ach,« sagte sie und wiegte ihren Oberkörper in den Hüften. »Sie tun mir so leid.« — »Warum?« fragte ich erstaunt. »Nu — weil doch der Herr Gallen ein so eigentümlicher Mann sein soll.« Ich konnte nicht mehr antworten, weil Heribert unten auftauchte; aber seit der Zeit wechsele ich oft mit Frau Nathanson ein paar freundliche Worte. Mein Mann verkehrt mit niemand. Deshalb hat er sich ja eine Frau genommen, sagt er, damit er das Pack entbehren kann.

Wenn wir durch das Städtchen gehen, sehen uns alle Leute nach, und ich fühle, auch ohne hinzusehen, die spöttischen Blicke, die über mich hingleiten und mir folgen. Und ich schäme mich. Und wenn ich dem Ursprung dieses heifsen Niederschlags folge, finde ich ihn merkwürdigerweise darin, dafs die Leute denken könnten, ich hätte mich d i e s e m Manne vor der Hochzeit — — — Lieber Gott!! —

Er behandelt mich ja eigentlich nicht schlecht. Er ist nur so sonderbar und so unduldsam, und ich bin so verwöhnt. Er kann keine Nacht schlafen und will, dafs ich, wie er auch und wie er es in den Tropen gewohnt war, tagsüber — so etwa von zwei bis acht Uhr mittags schlafe und mich nachts mit ihm unterhalte. Aber das ist furchtbar schwer, wenn man sich an die regelrechte Ordnung der Dinge gewöhnt hat. Es ist nachmittags zu heifs zum Schlafen; dann werfe ich mich hin und her, und wenn ich noch so todmüde bin, ich komme nicht zum Einschlafen. Und nachts, wenn er mir von seiner traurigen Jugend in Böhmen, als Sohn eines armen Glasbläsers, erzählt, von seinen Lehr- und Wanderjahren durch ganz Europa, seinem langen Aufenthalt in China und Indien — und es ist manchmal hochinteressant — aber dann werden mir die Augen so schwer, mit aller

Willensanspannung vermag ich nicht zu folgen; er merkt es sofort, wenn meine Antworten schläfrig werden, und rüttelt mich am Arm und ist wütend — — Ich gebe mir alle Mühe, aber es ist sehr schwer.

Bei schönem Wetter machen wir abends oft stundenlange Spaziergänge, die sich bis tief in die Nacht hinein ausdehnen; meine Füſse wollen mich manchmal kaum mehr tragen, ich bin so schwerfällig, und oft denke ich, ich muſs umsinken. Ich wage aber keine Andeutungen auf meinen Zustand, und Heribert meint, wenn ich klage, gleichmütig, man müsse sich nur trainieren, dann gäbe sich alles.

Die Innenräume des Hauses sind sehr düster und vollgepfropft mit allen möglichen Orientsachen; ich habe angefangen, etwas Ordnung und System in den Wulst zu bringen; das ist eine groſse Arbeit, und ein paarmal hatte ich das Malheur, etwas wegzuräumen, was mein Mann gerade suchte — — dann ja — — er kann gleich furchtbar böse werden.

Die Köchin ist eine alte Landsmännin von Heribert, eine echte Tschechin. Wenn ich ihr etwas befehle oder etwas auszusetzen finde, versteht sie kein Deutsch; aber im Verkehr mit den Geschäftsleuten hat sie ein geschmiertes Mundwerk und räsonniert wie eine waschechte Rheinländerin. Sie bekommt auch von meinem Mann das Wirtschaftsgeld, ich selber verfüge über keinen Pfennig. Aber das ist schlieſslich noch das geringste Übel; ich brauche ja auch nichts, nur daſs es mir so ungewohnt ist.

Ach, was ist solch ein schlichter Ring am Finger für ein Wertobjekt!!: Man bezahlt ihn mit seinem Ich, seinem Lebensglück, mit Strömen von Herzblut.

* * *

18. Juni 1893.

Mein Herz stockte, als ich seine Handschrift erkannte. Der Brief war natürlich wieder offen. »Lies!« sagte Heribert in seinem trockenen, scharfen Imperativ . . .

Ich las. Meine Augen schwammen.

»Liebe Dida! Wir wollen an das Vergangene nicht weiter rühren. Was gewesen ist, ist gewesen. Ich möchte Dir nur einen Vorschlag machen; bitte erwäge ihn mit Ruhe. In Deiner Ehe kann Dir das Kind, das Du erwartest, doch nur eine Last und ein Stein des Anstofses sein. Könntest Du Dich nicht entschliefsen, es mir zu überlassen? Ich würde es sorgfältig erziehen lassen, und es stünde Dir natürlich zu jeder Zeit frei, das Kind zu sehen, eventuell für vorübergehende Zeit in Deiner Nähe zu behalten. Bitte, überlege! Du würdest mir damit einen grofsen Gefallen tun.

Erik Norresen.«

»Nun?« sagte Heribert. »Mich dünkt, das ist ein ganz anständiger Vorschlag. Du solltest nur zulangen.«

»Ich?« rief ich, »damit alles umsonst wäre — —!« — »Was?« klang es eisig zurück. — »Nie!« sagte ich fest und prefste die Hand gegen die Brust, denn ich meinte, das Herz müsse mir herausfallen. »Nie, nie, nie! Mein Kind will ich behalten.« Er sagte nichts weiter und nahm ein Buch.

Da fafste ich mir ein Herz, trat hinter ihm, legte die Arme um seinen Hals und sagte weich, g a n z weich: »Heribert!« — — —« »Frau?« — »Wirst du das — — das Kleinchen nicht ein bifschen — nur ein k l e i n bifschen lieb haben, Heribert?«

»Wie käme ich dazu?« sagte er und schüttelte meine Hand ab. »Ich verspreche dir, das Kind hier zu dulden

und halte natürlich mein Wort, — vorausgesetzt, dafs du taktvoll genug bist, mir jede Behelligung durch den Balg soviel als möglich fernzuhalten. Aber ich gestehe ganz offen, dafs ich dieses Anhängsel mit grofsem Vergnügen dem rechtmäfsigen Eigentümer aushändigen würde. Männer, die diesen Fall anders als ich denken und empfinden, gibt es nur in Romanen, teure Frau.«

— — — — — — — — — — — — —

Ob ich alt werde?!

Von Mutters Seite starben die meisten so um dreifsig. Vaters Eltern und Geschwister wurden alle älter. Hoffentlich arte ich nach Mutters Seite. Aber bis dreifsig ist es auch noch sehr lange.

* * *

Berlin, September 1893.

»Liebste Dida!

Du schweigst Dich in allen Sprachen aus. Bist Du mir böse? Willst Du auch nichts mehr von mir wissen? Siehst Du als verheiratete Frau nun plötzlich auch die Dinge durch die Brillengläser einer spiefsbürgerlich sittlichen Weltanschauung? Unsinn! Dazu bist Du viel zu gut und hochherzig und persönlich. Dich krempeln die Verhältnisse nicht um; Du bleibst Du.

Ach, Dida, ist das ein Leben!

Gestern fuhr ich in einer Elektrischen, die plötzlich Aufenthalt hatte, weil an der nächsten Strafsenkreuzung ein Verkehrshindernis war. Und da sah ich aus dem Fenster eine herrschaftliche Viktoria mit einem Rassepferde, das nicht voran konnte, weil dicht vor ihm ein Güterwagen Schritt fuhr. Zur Rechten war das Trottoir,

zur Linken die Reihe der Elektrischen, und kein Raum zum Vorbeikommen. Das Tier warf den Kopf hoch, blähte nervös die Nüstern, flog bald rechts, bald links, bäumte sich, riſs an der Leine, schäumte, zitterte vor Ungeduld — — vergebens.

Unwillkürlich dachte ich, daſs es vielen Menschen wie dem Pferde geht. Auch mir. Temperament, Gefühl und Instinkt lehnen sich auf gegen die Verhältnisse; man möchte fort, hinaus, weiter, und kann nicht, weil vor und seitwärts und hinter einem Hindernisse stehen, über und durch die man nicht weg kommt.

Das ist nun mein dritter Brief an Dich; weshalb antwortest Du mir nicht? Du würdest mir antworten, wenn Du wüſstest, wie elend mir ums Herz ist. Ich komme mir vor wie ein Mensch, der einmal auf einer sonnigen Bergwiese spazieren ging und plötzlich abstürzte, tiefer und tiefer, von einer Felsspitze auf die andere schlagend, bis er unten im Abgrund liegt, blutend, zerschunden, mit gebrochenen Gliedern, hilflos dem langsamen Verenden preisgegeben.

Da liege ich und fühle es: Ich komme nie wieder hoch, nie mehr ans Licht. Ich bin rettungslos verloren.

In meinen beiden anderen Briefen schilderte ich Dir mein Pech in Berlin, meine Krankheit, meinen Verlust usw. Erst dachte ich noch: ‚Ach was, ich komme leicht wieder hoch.‘ Aber das war ein heilloser Irrtum. Soviel ich mich mühte, eine Beschäftigung zu finden, mir glückte nichts, und die reichen Bekanntschaften fliegen nicht auf der Straſse umher. Wenn sie nicht durch die sogenannten »Salons«, wie bei der Kindermann, vermittelt werden, kann man lange warten, bis man so etwas findet. Und findet man das nicht und auf der anderen Seite keinen ehrlichen Erwerb, dann ist man eben am Ende.

Ach, Dida! Wenn man im Überflufs sitzt und man alle Wünsche von den Lippen abgelesen bekommt, ahnt man nicht, wie die Kehrseite der Medaille ausschaut.

Im August quartierte sich ein Mädchen bei der Beidatsch ein, die Martha heifst. Sie hat ein ziemlich gemeines Gesicht, aber gute, treue Augen. Sie ist die Älteste von sechs kleinen Geschwistern, und die Mutter ist eine arme schwindsüchtige Witwe. Aus bitterster Not, um der Mutter und den Geschwistern Brot zu verschaffen, verkauft sie sich. Es ist gar traurig, wenn die halbverhungerten Kleinen morgens kommen und sich die paar Mark holen, die sie abends eingeheimst hat und entbehren kann. Martha wurde neulich von einem Menschen infam betrogen und bestohlen; als sie nach Hause fahren wollte, bemerkte sie, dafs sie eine Spielmarke in der Hand hatte und ihr Portemonnaie weg war; aber glaubst Du, dafs die Polizei ihr beistand, um ihr Eigentum zu ermitteln? O je! — Man lachte auf der Wache und schmifs sie hinaus! Der Jammer ist grofs. Ein Leid ohne Ende.

Martha redete mir eines Tages, als ich mit meinen Mitteln zu Ende war, zu, mit ihr in eines jener Nachtcafés zu kommen, die hier in Berlin den öffentlichen Sklavenmarkt darstellen. Als ich da war, wufste ich gleich: ‚Das ist das Ende.‘ Hierhin kommen nur die Letzten der Engleisten, hier hört jede Hoffnung auf. Aber was wollte ich machen! Ich erregte Aufsehen — — Ein Glied der Kette greift in das andere . . . Ach! — —! Ich wollte, ich wäre Deinem Rat gefolgt und hätte das Geschäft genommen. Jetzt täte ich es gerne, jetzt habe ich kein Geld, auch keine Gelegenheit. Jetzt täte ich auch zu Herrn von Mayens nach Wien gehen. Alles scheint mir glückbringend und begehrenswert, was mich

diesem Leben entführt. Willst Du ihm nicht einmal schreiben? Mit mir ist er doch böse. Tausend Dank im voraus. In Eile. Thymian.«

* * *

Wien, 2. November 1893.

»Treulose Frau Dida!

Nach langer Zeit ein paar flüchtige Worte, die mir gar nichts Persönliches von Ihnen erzählen. Warum mufs ich diesen Brief an eine fremde Adresse schicken? Ich hoffe bestimmt, bald etwas Ausführliches von Ihnen und über Sie zu erfahren. Was Ihre Bitte anbelangt, so kann ich sie leider nicht erfüllen. Sie wissen, wie schwer es mir fällt, Ihnen etwas abzuschlagen, aber ich habe einmal gegen Fräulein Thymian eine Aversion gefafst, und wenn ich gegen jemand eine Aversion habe, mag ich mich nicht mehr mit ihm abgeben. Machen Sie sich übrigens keine zu schweren Sorgen. Fräulein Thymian hat nicht umsonst das Katzenartige in ihrem Wesen, sie wird — davon bin ich überzeugt — stets wie solche auf die Füfse fallen. Eine etwas strenge Schicksalsschule schadet ihr nichts. Wie man's treibt, so geht's. Also ich erwarte bald Nachrichten von Ihnen. In aller Ergebenheit Ihr Sie stets verehrender

A. von Mayens.«

* * *

Berlin, Januar 1897.

»Meine süfse, einzige Dida! Ich weifs nicht, wie mir ist, wenn ich Deine flüchtigen Bleistiftzeilen lese! So, als ob ich ein durchsichtiges Glas in Händen halte, und es zerbricht mir, und die Finger bluten — — Du, was ist mit Dir? Bist Du unglücklich? Schreibe es mir! Kann ich Dir nicht helfen? Ich habe mich all-

mählich in mein Schicksal gefunden. Es hat sich zwar in keiner Hinsicht gebessert, aber ich denke so — lala — es wird sich doch noch vielleicht mal machen. Du — dann träume ich, wenn ich Zeit habe, oft so schön. Ich bin wieder herüber über die Hecke, drüben, wo Du bist, und bin reich und geachtet. Dann tue ich, was ich mufs: Ich nehme mir keinen weiblichen Dienstboten, der nicht einmal da war, wo ich bin, ganz unten, als Paria und »Abschaum der Gesellschaft« — und ich weifs, ich werde eklige Erfahrungen machen, aber schliefslich werde ich doch einmal eine finden, die dadurch wieder zum Menschen wird. Und das ist dann der Anfang der Lösung dieser sozialen Frage. Was macht der Kleine? Ich möchte ihn zu gern mal sehen! Sieht es Dir ähnlich? Bitte, bitte, bitte — schreibe doch — —

Thymian.«

* * *

Am 2. Juli wurde mein Junge ein Jahr alt. Seit vierzehn Tagen läuft er. Willi habe ich ihn taufen lassen, im Andenken an den guten alten Onkel Willibald.

Zwanzig Monate Ehe! Und was für Ehe! Jeder Tag ein Stationenweg von vierundzwanzig Leiden — — Jede Stunde ein Märtyrium von sechzig Schmerzen, und jeder Schmerz durchpocht von sechzig Bitternissen.

Schon das Wochenbett . . .

Als die Wehen begannen, ging er hinaus, packte seinen Handkoffer und kam herein und sagte: »Ich gehe auf acht Tage nach Köln. Wenn ich wieder komme, bist du hoffentlich schon wieder flink auf den Beinen. Adieu.«

Es dauerte lange, ehe die Frau kam, und nach stundenlangem Kampf unter Schmerzen, die kein Mund

und keine Feder beschreiben können, mufste der Arzt geholt werden. In der Frühe des anderen Morgens wurde das Kind geboren.

Dann lag ich da.

Die Frau kam einmal am Tage und besorgte das Kind; sie war kurz angebunden und immer in Eile. Um mich kümmerte sich niemand. Dreimal am Tage brachte Anka mir eine Hafersuppe; die alte Person stank nach Alkohol, denn sie soff im stillen. Ich war hungrig und durstig; wenn das Kind schrie, mufste ich aufstehen und es beruhigen, denn Anka liefs sich nicht blicken; jede Bewegung machte mir Schmerzen; wenn ich mich rührte, wurde mir alles schwarz vor Augen —. Dabei schien die helle, heifse, goldene Julisonne durchs Fenster, und Wogen von Rosen- und Weinblütendüfte strömten herein; aber Sonne und Rosenodem machten mich nicht satt und trösteten mich nicht in meiner Verlassenheit. Und dann — mitten in meinem Jammer sprang eine festverschlossene Tür in mir auf, und wie ein siedender Springquell stürzte die künstlich eingedämmte und niedergedrückte Sehnsucht nach Erik hinaus. Ich stopfte das Kopfkissen in den Mund, um nicht laut auszuschreien. Ich wufste ja: das ist der Anfang vom Ende, der erste Schritt zum Verrücktwerden. Aber es half nichts, die Gedanken waren da und liefsen sich nicht mehr zurückhalten. Ich dachte, wie oft ich Erik mit meinen Launen gequält, und wie gut er immer war; wie er, wenn mir irgend etwas fehlte, neben mir safs und mir Kompressen auf die Stirn legte und gar nicht wufste, was er mir alles Liebes antun sollte. Und alles war plötzlich in mir auf den Kopf gestellt; was ich früher für ein Manko seiner Liebe zu mir gehalten hatte, war ein elender äufserer Zwang gewesen — — — ich weinte, weinte, weinte ohne Aufhören.

In der Abenddämmerung des dritten Tages klopfte es an meine Tür, und Frau Nathanson von nebenan kam herein und brachte eine Assiette mit einer kalten Erdbeerspeise. Ich stürzte wie ein hungriger Geier darüber her, so dafs sie die Hände zusammenschlug: »Liebe kleine Frau Gallen — das dürfen Sie nicht, das kann ja nicht gut sein.« — »Lassen Sie mich,« keuchte ich und schlang weiter; »ich bin ja so hungrig! Neun Teller Hafersuppe in drei Tagen — — ich bin nicht ätherisch genug, um dabei bestehen zu können.« — »Um Gottes willen, warum lassen Sie sich denn nichts von Anka bringen?« — »Erst können vor Lachen. Sie versteht ja kein Deutsch. Den Speisekammerschlüssel trägt sie in der Tasche, und bei uns verhungern die Mäuse, soweit sie sich von umherliegenden Krumen und Resten ernähren sollen.« Frau Nathanson setzte sich neben mein Bett nieder und sah mich an. »Was sind Sie arm, liebe junge Frau,« sagte sie ernst. »Haben Sie gar keine Aufwartung? Liegen Sie hier ganz allein vor Heu und vor Stroh? Er ist ja verreist — sonst hätte ich mich nicht hereingetraut . . .« Und nach einer Weile: »Verzeihen Sie meine Indiskretion! Aber ich kann mich nicht genug wundern, und die ganze Stadt wundert sich — ein so schönes, blutjunges Weibchen wie Sie, wie konnten Sie sich ausgerechnet in den Gallen verlieben?« — »Ach, das ist ja alles anders, wie Sie meinen,« sagte ich. »Ich hatte einen anderen Mann lieb, und das ist sein Kind, und meine Ehe hier ist nur ein Vertrag: Ich bin seine Gesellschafterin und Hausdame, und er gibt mir dafür Kost und Obdach und dem Kinde einen Namen.« — »Ach so —« sagte Frau Nathanson, und ich las auf ihrem Gesicht ordentlich die kleinstädtische Sensationsfreude; aber das störte mich nicht, und ich erzählte ihr noch mehrere Details. Sie

soll es ruhig weiter sagen, die Leute sollen es erfahren, dafs es nicht sein Kind ist. »Ich möchte nur wissen, weshalb die Hebamme so eklig zu mir ist,« sagte ich; »ich habe ihr doch nichts getan. — »Ja, das kann ich Ihnen verraten,« sagte Frau Nathanson. »Herr Gallen ist als sehr genau bekannt, und die Frau soll gesagt haben, sie hätte vierundzwanzig Stunden mit Ihnen gearbeitet und bekäme sicher nur das Arme-Leute-Hebammegeld, sechs Mark dafür . . .« — »Ach so,« sagte ich und überlegte. »Wollen Sie mir einen Gefallen tun, Frau Nathanson?« — »Von Herzen gern!« — Ich nahm meinen grofsen Marquisring aus dem Nachtschrank, den mit dem langen Smaragd, und sagte: »Wollen Sie den für mich verkaufen?« Sie besah ihn mit Kennermiene. »Sehr schön! Will ich gern besorgen. Aber mehr als zweihundert Mark werden Sie nicht kriegen — ich mufs damit nach Mainz fahren —.« Na, ich wufste ja, er hat sicher zweimal so viel gekostet, aber ganz einerlei . . . Bei meiner guten Nachbarin kam jetzt ein kleiner Rassezug zum Durchbruch. »Ich will Ihnen geben bar zweihundertzwanzig,« sagte sie, »und ihn behalten für meine Tochter zum Geburtstag. Wollen Sie?« — »Gern,« sagte ich; »dann geben Sie mir fünfzig bar, und das übrige hole ich mir nach und nach von Ihnen.« Sie glänzte vor Freude über das Geschäftchen und brachte mir noch am selben Abend mit den drei Goldfüchsen ein Riesentablett mit Efswaren, und dann habe ich drei Stunden lang gefuttert: Geflügel und Chokolade, Eierspeise und Kompott, Backwerk und kalten Braten, alles durcheinander, und es hat mir nichts geschadet. Die Hebamme bekam am andern Tage vierzig Mark, und von da an wurde ich zweimal am Tage von ihr besorgt und auch freundlicher behandelt, und die gute Frau Nathanson kochte für mich, so dafs ich nicht mehr

zu hungern brauchte. Die Nachbarschaft ist überhaupt ein reiner Segen für mich geworden. Frau Nathanson ist ihrem Äufsern nach ganz der Simplizissimus-Jüdinnentypus; ich glaube, wenn ich ihr unter anderen Verhältnissen begegnet wäre, würde ich über sie gelacht haben. Sie hat in ihrem Wesen, ihrer Sprache, ihrem Gebärdenspiel so etwas provoziert Komisch-Jüdisches; sie ist schwatzhaft, neugierig, aufdringlich, protzig und spricht nur in Superlativen; aber alle diese kleinen, wenig angenehmen Eigenschaften verblassen neben der grofsen Herzensgüte, die hinter allem hervorleuchtet. Güte ist doch alles am Menschen; die glänzendsten Geistesgaben sind tot, wenn die Güte fehlt, und umgekehrt durchsonnt die Güte alles Beiwerk, auch wenn es Unkraut ist, mit ihrem Lichte. Die Nathanson hat drei erwachsene Kinder; ein Sohn ist Rechtsanwalt in Frankfurt, eine Tochter ist an einen Berliner Bankier verheiratet, und ein Sohn studiert die Rechte.

Wenn ich den Fonds bei meiner Nachbarin nicht gehabt hätte, wäre mein Kind wohl verhungert. Hundertmal kam Heribert in die Küche und drehte mir das Gas vor der Nase aus, auf dem wir die Milch warm machten; und ebenso oft gofs er die Milch aus den Flaschen zur Hälfte heraus und kaltes Wasser hinzu, weil es »Verschwendung« sei, »solch'« einem Balg reine Milch zu geben.

Wenn das Kind schreit, wird er rasend. Und in den ersten drei Monaten schrie es unausgesetzt. Ich wufste nicht mehr, was ich anfangen sollte. Ich bin im strömenden Regen mit dem Kinde ausgefahren, um es aufser seiner Hörweite zu bringen. Nachts stellte er sich wie ein Wahnsinniger, warf die gefüllte Wasserkaraffe gegen die Wand und drohte, das Kind zu erwürgen,

wenn es nicht still wäre. Dann sollte ich es in den Keller bringen.

Ein paar Wochen früher war bei unserer herrlichen Anka ein Deliriumanfall zum Ausbruch gekommen. Sie mufste ins Hospital, wo sie nach ein paar Tagen an einem Gehirnschlag starb. Gott habe sie selig; ich habe sie weder vermifst noch betrauert. Die neue Wirtschafterin, die mein Mann engagierte, hatte ich noch kaum beachtet; ich selber habe ja wenig mit ihr zu tun, da er alles mit ihr persönlich abmacht; und ich war es von Anka selig so gewohnt, in der Wirtschafterin meine Gegnerin zu sehen, dafs ich mir gar nichts anderes dachte, als dafs sie auch darin Ankas würdige Nachfolgerin wäre.

Wie ich nun, das schreiende Kind im Arm die Treppe hinunterkam, ging ihre Kammertür, und das Mädchen kam mir in Nachtjacke und Unterrock, eine Kerze in der Hand, entgegen.

»Darf ich Ihnen den Kleinen nicht ein bifschen abnehmen?« fragte sie leise; »ich will ihn hin und her tragen und ihm singen, bis er schläft — — bitte, bitte, vertrauen Sie ihn mir an —.«

Ich blickte erstaunt auf. Ihre Stimme war warm und bebte ein wenig. Und im Schein der Kerze sah ich zum ersten Male richtig in das schmale, blasse, sanfte Gesicht und die weichen, feuchten Augen der nicht mehr ganz jungen Person.

»Aber Ella! Das kann ich Ihnen doch nicht zumuten,« sagte ich verwirrt.

»Doch, doch! Ich bin glücklich, wenn ich Ihnen ein bifschen helfen und erleichtern darf — ich — — ich — —« sie lehnte den Kopf an den Türständer und fing an, heftig zu weinen.

»Sie dauern mich so!« stieſs sie unter Schluchzen hervor, — — — »ich kann es gar nicht ansehen — — Ich bete jeden Tag in der Frühmesse ein Vaterunser für Sie — — — Und wenn die Leute schlecht über Sie reden —»

»Über mich, Ella?« sagte ich erstaunt; »was reden sie denn?«

Sie wurde dunkelrot. »Ach — allerhand Dummheiten — Ich sage jedermann, es ist nicht wahr — eine schlechte Frau kann nicht so geduldig leiden, wie Sie — — O! — was müssen Sie hinnehmen — — Mir zittert das Herz, wenn ich es anhöre.« — Sie schluchzte laut auf. — »Ich sage: Wer auf Erden leidet, bekommt einmal die schönste Himmelskrone. — Geben Sie mir das Kind — ich will es hüten — ich will es jede Nacht bei mir haben — Sie sollen zufrieden mit mir sein, Frau Gallen.«

Sie nahm das Kind in ihren Arm, wiegte es hin und her und summte eine leise Melodie dazu. Allmählich wurde es ruhiger. »Ich danke Ihnen, Ella,« sagte ich bewegt. Wie ich die Treppe nach oben hinaufstieg, blieb ich im Vestibül am Fenster stehen und sah, von eigenartigen Empfindungen erfüllt, eine Zeitlang in die dunkle, sternenflimmernde Weite oben. Und ohne daſs ich an etwas Bestimmtes dachte, war mein ganzes Gefühl ein Gebet zu der unbekannten Gottheit jenseits unserer Begriffe, die in der tiefsten Dunkelheit doch immer wieder den Glauben an das überwiegend Gute in der Menschheit in einem anfacht. —

* * *

Es ist nicht leicht, einen Menschen aus der Bitterkeit seiner Empfindungen heraus gerecht zu beurteilen. Heribert Gallen ist kein gewöhnlicher Mensch. Er hat eine Reihe gewiſs anerkennenswerter Eigenschaften. Mit vierzehn Jahren wanderte er als armer Junge über das Erzgebirge in die Welt. Er hat sich dann stufenweise bergan gearbeitet und sich nicht nur ein ansehnliches Vermögen, sondern auch eine recht gediegene, vielseitige Bildung und umfassende Kenntnisse erworben. Er hatte in Indien ein Geschäft in Rohseide und Teppichen; nebenbei hat er ein Buch über orientalische Kunst geschrieben, das, nach den glänzenden Rezensionen zu urteilen, hervorragenden Wert haben muſs; er ist ein leidenschaftlicher Sammler von Antiquitäten, Kunstgegenständen und archäologischen Raritäten, und er steht mit einer ganzen Reihe von berühmten Gelehrten und Künstlern in ständiger Korrespondenz.

Man kann mit ihm nicht wie mit einem normalen Menschen rechten. Er hat fast alle Tropenkrankheiten, unter anderem zweimal das gelbe Fieber gehabt; sein Benehmen ist häufig auch nur mit der Bezeichnung »Tropenkoller« zu charakterisieren.

Ich bin, weiſs Gott, mit dem ernsten Willen, die Bedingungen unseres Übereinkommens zu erfüllen, mich ihm anzupassen, mich in ihm einzuleben, ihn zu verstehen, hierher gekommen, aber es ist schon deshalb alles vergebliche Liebesmühe, weil er unberechenbar ist; man kennt sich nie in ihm aus; was heute bei ihm weiſs ist, ist morgen schwarz, der wahre Mensch in ihm tritt niemals zutage.

Manchmal dämmert mir wie von weither eine Ahnung auf, unter seinen finsteren Blicken, wenn ich das Kind liebkose — bei seinen gehässigen Anspielungen auf mein früheres Leben —:

Dieser arme Mensch krankt von seiner frühesten Jugend an an einer unausgesprochenen, vielleicht unbewufsten, nie erfüllten und deshalb erst recht unbändigen Sehnsucht nach grofser, wirklicher Liebe, und wenn ihm die zuteil geworden wäre, hätten sich vielleicht die Härten seines Charakters gemildert, und vielleicht wäre er dann ein ganz guter, relativ umgänglicher Mensch geworden.

Hundertmal fragte ich mich: Warum heiratete er mich? Neigung ist ausgeschlossen. Eine Frau hätte er ohnehin leicht bekommen. Warum nahm er ausgerechnet mich, die ich ihm das fremde Kind ins Haus brachte? Was suchte er bei mir, was reizte ihn an mir?

Ich finde nur eine Erklärung: Die Art und Weise, wie er mich stündlich peinigt, demütigt, niederdrückt, verursacht ihm eine Art sexueller Befriedigung. Und darum war ihm die Frau, deren Vergangenheit ihm eine Handhabe, sie zu kränken und moralisch mit Füfsen zu treten, bietet, gerade recht; aus dem Grunde nahm er sogar das Kind mit in den Kauf.

Es ist nicht zu beschreiben und nicht zu glauben, was er alles ersinnt, um mich zu demütigen. Die Schimpfworte der alten Frau Norresen waren Schmeichelnamen gegen die Schimpf- und Hohnreden, die ich jetzt, oft in Gegenwart des Mädchens, über mich ergehen lassen mufs. Er kommt auf die sonderbarsten Einfälle. Dann mufs ich lange Wochen lang Sachen essen, die mir widerstehen, immer dasselbe, bis der Hunger es mir hineintreibt. — Einmal hungerte er mich zwei Tage lang hinter verschlossenen Türen ganz aus; ich würde Bände schreiben können, wollte ich alles fixieren, was ich in diesen anderthalb Jahren durchgemacht habe. Die anhaltende nächtliche Schlafentziehung hat meine Nerven auch ganz heruntergebracht. Ich habe ihn in meiner

Verzweiflung schon gebeten: Mache es doch mit mir, wie mit den Hindu- und Chinesenweibern: peitsche mich aus, hänge mich, bis ich blau anlaufe — das ist einmal und dann ist es vorüber . . . Dann lachte er höhnisch auf: das könnte dir passen! Das sind Erziehungsmittel für Naturmenschen, die aus ihrer Naivität heraus sündigen! Für kultivierte Wesen sind raffiniertere Methoden, sie zu bändigen, angezeigt. — Als ob man mich zu »bändigen« braucht! Ich bin vollständig gebrochen! Ich habe alles Persönliche abgestreift. Ich bin nur noch eine Sache! — — —

* * *

Anfang August schrieb ein Freund von meinem Manne, dafs ein gemeinsamer Bekannter von ihnen in Triest, der eine hervorragende Sammlung von antiken Kunstgegenständen besitzt, im Sterben liegt. Die einzige ältliche, etwas dusselige Tochter, der die Liebhaberei ihres Vaters ohnehin ein Dorn im Auge gewesen sei, beginne schon jetzt heimlich Stücke zu veräufsern, und es sei sehr wahrscheinlich, dafs man die gesamte Sammlung gleich nach dem erfolgten Tode des Besitzers für ein Spottgeld erramschen könnte. Allerdings müsse man gleich zur Stelle sein, ehe die Sache bekannt werde.

Heribert schwankte erst, aber die Gier des Sammlers überwand die Bedenken; die Aussicht, einige wertvolle Sachen, insbesondere eine Anzahl echter, antiker, griechischer Vasen für ein Ei und Butterbrot einzuraffen, versetzte ihn auf zwei Tage sogar in eine verhältnismäfsig gute Laune. Als eine Depesche von seinem Freunde dem Briefe folgte, entschlofs er sich und dampfte noch am selben Abend ab.

Als er fort war, öffneten wir die sonst hermetisch

verschlossenen Fenster, und mit der frischen, warmen Abendluft schien förmlich ein Strom von Leben in die von allem möglichen alten Kram vollgepfropften Räume zu strömen. Alles sah anders aus in dem rosigen Abendsonnenlicht: die verblafsten Perser auf dem Fufsboden bekamen Farbe, die geschnitzten Elfenbein-Buddhas und Chinesengötzen schienen plötzlich blutdurchglüht, die Waffen und Geweihe, die orientalischen Vasen, die ausgestopften Vögel und präparierten Alligatoren und die hundert Seltsamkeiten wurden lebendig und prunkten wie ein realisiertes Märchen auf; es war alles anders; selbst der Kleine schien instinktiv den befreienden Luftzug zu empfinden, und jubelte auf — — und das ist selten bei ihm. Er ist ein zartes, süfses Kind; nachdem er sich in den ersten Monaten ausgeschrien hat, ist er sanft und still geworden, weint und lacht selten und spielt ruhig und ernsthaft vor sich hin. Obgleich es töricht ist, rede ich mir zuweilen ein, dafs schon ein Schatten von der melancholischen Atmosphäre dieses Hauses in die kleine schlummernde Kinderseele hineindunkelt.

Meine Ella hat mir Gott sei Dank ihre Treue bewahrt; nur darf sie sich, Heribert gegenüber, ihre Anhänglichkeit an mich nicht merken lassen, sonst würde sie sofort hinausfliegen.

Ich besuchte nun auch zum ersten Male Frau Nathanson in ihrer kleinen, eleganten Schweizervilla und lernte ihre beiden Söhne, die die Gerichts- und Universitätsferien bei der Mutter zubrachten, kennen. Da die Brüder Nathanson in X. auch keine näheren Bekannten haben, schlossen wir uns kameradschaftlich aneinander, machten fast täglich lange Spaziergänge zusammen und waren bald Freunde.

Die beiden jungen Leute sind von jener sonnigen

Liebenswürdigkeit, die man wohl nur bei Menschen findet, denen es immer sehr gut im Leben erging. Beide sind so gutherzige, gemütvolle, durch und durch anständige und hochgebildete Menschen, dafs der Verkehr mit ihnen eine wahre Freude ist.

Ich hatte so lange Menschen entbehrt — ich würde vielleicht auch mit weniger sympathischen Persönlichkeiten, als die Gebrüder Nathanson, fürlieb genommen haben.

Meine Korrespondenzen sind fast alle eingeschlafen. Was sollte ich damit, da mein Mann doch alle Briefe liest! Wie leicht könnte eine Anspielung, eine Wendung ihm wieder Anlafs zu scharfen Ausfällen und höhnischen Randglossen geben. Ich hatte auch keine Freude mehr daran. Nur Thymian schreibt mir ab und zu und adressiert die Briefe an Frau Nathanson; aber diese Briefe erzählen von so viel Jammer und Herzeleid, dafs mein eigenes Leid beinahe dagegen verblafst. Es geht ihr so schlecht in Berlin; sie ist so unglücklich — — und sie hat leider wohl den Wunsch, aber nicht die Kraft, sich herauszureifsen. Das ist ja das Tragische im Leben: die suggestive Nachwirkung der Verhältnisse, sie ist wie eine Kralle, die die Seele nicht losläfst. Deshalb wäre es wahrhaftig töricht, wenn man sich auf eine hohe Warte stellen und sagen wollte: Sie könnte doch ein anderes Leben beginnen. Nein, sie *kann* es eben nicht, ebensowenig wie ein Morphinist von seinem Betäubungsmittel aus eigener freier Willenskraft lassen kann, — den Kleptomenen steckt man statt ins Gefängnis in eine Heilanstalt: Thymian gehörte auch eher in ein Sanatorium für Nervenleidende als vor das Forum des Sittengerichtes. —

Von den Eltern höre ich gar nichts mehr; die vorzeitige Ankunft des Kindes scheint sie wieder gewaltig

verschnupft zu haben; dort bin ich ein für allemal abgetan als ewig Verlorene und Verdammte, und die Korrespondenz mit Herrn von Mayens und Helga habe ich eo ipso aufgegeben.

Das Geschäft in Hamburg geht noch immer unter meinem Namen, da sich noch kein Käufer, sondern nur ein Pächter gefunden hat. Heribert korrespondiert deswegen; ich überlasse ihm gern alles, ich will nichts davon hören und wissen.

Also diese drei Wochen liegen wie eine freundliche, blühende Insel inmitten der grauen Distelflur meiner Ehezeit.

Einmal hatten sie mich zu einer Wagenfahrt über den Hunsrück eingeladen; abends afsen wir bei Nathansons im Garten und dann gingen wir — so um zehn — noch eine Zeitlang unter den Nufsbäumen am Rhein auf und ab: Frau Nathanson mit ihrem Jüngsten, Bruno, voraus, Dr. Erwig Nathanson und ich folgten. Wenn man einen ganzen Tag mit Menschen zusammen ist, macht es sich ganz von selbst, dafs zuletzt ein etwas vertraulicher Ton in die Unterhaltung kommt. »Wissen Sie, gnädige Frau, dafs wir beide, mein Bruder und ich, schon seit Jahr und Tag den Wunsch hatten, Sie zu sehen und wowöglich kennen zu lernen!« sagte der Rechtsanwalt. »Mutter hatte uns viel von Ihnen erzählt; es ist etwas Rares, wenn sich einmal in dieses weltvergessene Nest ein interessanter Mensch verirrt . . .« — »Ihre Frau Mutter hat sich mir wirklich als eine mütterliche Freundin bewährt,« erwiderte ich; »sie hat an mir, der Wildfremden, wahre Samariterdienste getan; ich wüfste gar nicht, wie es wäre, wenn ich Ihre gute Mutter nicht hätte — leider können wir uns nur selten sehen. — — Sie wissen ja wohl, wie es bei uns ist.« — »Ja, Mutter kann nicht genug davon erzählen. Offen gesagt: Ich verstehe

nicht, dafs eine Frau wie Sie nicht den Mut und die Kraft findet, diese unerträglichen Verhältnisse zu durchbrechen.« — »Wieso?« — »Na — nach allem, was Mutter mir erzählt hat, liefsen sich aus dem Verhalten Ihres Mannes gegen Sie mit Leichtigkeit nicht ein, nein zehn Scheidungsgründe konstruieren.« — Ich dachte eine Weile nach und schüttelte den Kopf. »Ich will nicht geschieden werden — —.« — »Nein? Sie sehen aber nicht so aus, als ob Sie in dieser Ehe Befriedigung fänden.« — »Ich glaube trotzdem, dafs sie das ist, was ich brauche und was mir dienlich ist — —.« — »Das verstehe ich nicht,« sagte der Doktor etwas betreten. »Na, wenn Sie einmal einen juristischen Rat gebrauchen sollten, stelle ich mich Ihnen mit Vergnügen zur Verfügung.« —

Wir waren während dieses Gespräches an unserem Garten vorübergekommen. Unwillkürlich sah ich nach der Stelle, wo unser Altan ist, und hätte gleich vor Entsetzen aufgeschrien; denn oben in dem Dunkel der bis auf die Mauer niederschleifenden Nufsbaumzweige sah ich in das gelbe Gesicht meines Mannes und in seine funkelnden Brillengläser. »Willst du die Güte haben, dich herauf zu bemühen, Christine?!« sagte er, sich etwas vorbeugend. »Ich warte seit zwei Stunden auf dich!« —

»Stellen Sie mich ihm doch vor,« flüsterte der Rechtsanwalt; aber ich war im Moment fast sinnlos vor Angst und Bestürzung. »Es geht nicht — gute Nacht,« sagte ich und hastete vorwärts. »Haben Sie solche Furcht vor ihm?« fragte der Doktor, der mit mir Schritt hielt, mitleidig. »Er darf Ihnen nichts tun.« — »Er tut mir auch nichts! Bitte, überlassen Sie mich meinem Schicksal — — es waren hübsche Tage.« — »Also auf Wiedersehen!« — »Auf Wiedersehen,« sagte ich seufzend.

Ella kam mir im Flur entgegen. »Ach, Sie Ärmste,«

sagte sie händeringend. »Ich war drüben bei Nathansons — aber da waren Sie alle schon fortgegangen, und ich wufste doch nicht wohin. Der Herr ist oben.«

Ich ging hinauf. Mein Mann safs am Tisch. »Das wufste ich,« sagte er, »dafs man dich nicht vierzehn Tage lang dir selber überlassen kann. Niemand kann aus seiner Haut heraus. Aber, dafs du dich dem ersten besten Judendbengel an den Hals werfen würdest, hätte ich nun doch nicht gedacht.« — —

Ich antwortete keine Silbe. Ich wufste, dafs jede verteidigende Antwort in den Wind gesprochen war, das Gegenteil bewirkt hätte. — »Ich will deshalb kein Wort sagen,« fuhr er fort. »Man kann mit dir nichts machen als Mafsregeln treffen, um dich kalt zu stellen. Wenn ich meinen Namen und mein Haus nicht von dir besudeln lassen will, mufs ich dich einfach, wie einen tollen Hund einsperren. Du wirst von jetzt an die Etage ohne meine besondere Erlaubnis nicht mehr verlassen. Sämtliche fünf Zimmer stehen zu deiner Verfügung. Ich denke, das genügt. Hast du verstanden? Keinen Schritt ohne meine Erlaubnis . . .«

»Wie du willst,« sagte ich. Ich war froh, dafs ich so gut davon kam. Ich dachte, es handelt sich um acht Tage oder vielleicht ein paar Wochen Stubenarrest, wie man sie unartigen Kindern auferlegt, und fand das im Grunde eigentlich ganz belustigend.

* * *

Der August verging und der September ging zu Ende, und ich lief oben durch meine fünf Zimmer, lief hin und her, setzte mich, schnellte empor, warf mich aufs Sofa, nahm ein Buch, las etwas, warf es hin, sprang wieder auf, rannte ans Fenster, sah in die wirbelnden

Herbstblätter, lief zur Tür und rüttelte und rüttelte und zog wie wahnsinnig am Glockenstrang.

* * *

Ich bin lebendig begraben!! —

Wenn das Kind bei mir ist, mufs ich meine Gedanken konzentrieren, dafs es mit seinen kleinen tollpatschigen Händen nichts von dem vielen Zeug, das da umher liegt und steht, anfafst und kaputt schlägt . . . dann würde ja die Welt untergehen. Er kann das Kind ohnehin nicht vor Augen sehen und gönnt ihm nicht das trockene Stück Brot. Dann erzähle ich ihm Geschichten, Märchen, die es noch nicht versteht; aber es horcht auf meine Stimme, und ich schaue in seine grofsen dunkelblauen Augen und sein schmales, süfses Gesichtchen, das Zug um Zug Erik ähnlich ist, und mit einer fast sinnlich leidenschaftlichen Zärtlichkeit reifse ich es an mich und küsse es, bis es fast erstickt und — vergesse im Augenblick beinahe den Jammer meines armen Daseins.

* * *

8. Dezember.

So sieht die Ehe aus! Das ist das heilige, von »Gott eingesetzte und gewollte«, vom Staat konzessionierte Institut der Ehe. Ich plapperte früher nach, was andere mir vorsagten: die Ehe ist nichts wert, ist eine veraltete Institution. — — Ach, was wufste ich —!

D e n Gott, der die Ehe in der heutigen Form eingesetzt hat, den gebe ich billig.

Den Gedanken an eine Scheidung hatte ich bisher von mir gewiesen. Er hat ja im Grunde das, was er

mir versprach, gehalten; daſs ich meinerseits seine Bedingungen nicht erfülle, mich nicht in ihm einleben und mich seinen Gewohnheiten anpassen konnte, das ist nicht meine Schuld.

Aber das, was ich in dieser Ehe suchte, das soll sie mir geben: Ich will mich und was hinter mir liegt mir selber rechtfertigen können. Ich will nicht, daſs ich mir beschämt eingestehen muſs: ‚Ich bin im Grunde doch noch die alte Dida Ibsen von einst, die alles will und nichts vollbringt, ich bin auch in meiner Ehe gescheitert, und trotz aller guten Vorsätze habe ich mich nicht durchsetzen können und bin eine davongelaufene Frau — nichts anderes. — Ich war nicht imstande, die Aufgabe, die ich mir stellte, zu lösen. — Nein, das will ich mir nicht sagen.

Seit vier Monaten bin ich vielleicht sechsmal unten im Haus, aber nicht über die Schwelle gewesen. Mein Kopf ist ganz dumpf und benommen von der stickigen, schwülen Luft, meine Nerven springen förmlich, ich sehe schon fast ebenso leichengelb aus wie er. Nur ein einziges Mal in dieser Zeit kochte mein altes Temperament über; eine wilde Wut brauste in mir auf. Da riſs ich eine alte chinesische Vase von der Konsole und warf sie gegen die Wand, daſs sie in tausend Scherben zersplitterte, und stieſs das Fenster auf und schrie hinaus und zerriſs einen Wandbehang aus kostbarer Bucharastickerei, und als er hereinkam, warf ich mich ihm entgegen und schlug ihn mit der Faust ins Auge, daſs er taumelte, und schrie ihm wüste Schimpfworte ins Gesicht. — Und er packte mich am Hals, und es wurde mir schwarz vor Augen, und drückte mich auf einen Stuhl nieder und lachte nur höhnisch. Und seit der Zeit bin ich eingeschlossen.

Selbst Ella darf nicht mehr hinauf. Als ich wieder

zur Besinnung kam, war es still in mir. Ich bin ganz apathisch.

Ich wollte nicht an Scheidung denken, aber ich kann nichts dafür, dafs meine Gedanken doch wieder und wieder darauf zurückkommen. Nicht um meinetwegen, um des Kindes willen. Das Kind geht hier einer trostlosen Zukunft entgegen; ich glaube, es wäre das allerbeste, wenn ich Erik das Kind doch schickte, aber ich kann es nicht, es geht über meine Kraft, sobald das Kind aus dem Hause ist, gehe ich unter, und ich will nicht untergehen.

Ich habe nochmals zu Hause geschrieben. Ich schilderte ihnen meine traurige Ehe und fragte an, ob sie mich und den kleinen Willi eventuell während der Dauer des Scheidungsprozesses bei sich aufnehmen würden. Mutter antwortete so:

Liebe Dida! Dafs Du in Deiner Ehe nicht das gefunden hast, was Du erhofftest, tut uns aufrichtig leid. Aber die Ehe ist kein Spaziergang, den man beginnen und abbrechen kann, wie es einem just pafst. Du hast uns durch Dein Verhalten so viel Kummer gemacht, dafs wir froh waren, als Du uns die Nachricht von Deiner bevorstehenden Heirat schriebst. Dafs in Deiner Ehe nach drei Monaten ein Kind kam, war wieder nicht schön und gab uns wieder einen Stofs an unserer Ehre und hat uns tief betrübt. Nun willst Du Dich scheiden lassen. Wir kennen Deinen Mann nicht. Es ist ja möglich, dafs er allein Schuld hat, aber Dein Benehmen vor Deiner Heirat war ein derartiges, dafs wir wohl berechtigt sind, anzunehmen, Du gibst ihm auch vielleicht Veranlassung, Dich schroff und streng zu behandeln. Wir wissen es ja nicht und können nicht urteilen, wir sind altmodische Menschen; wir glauben noch an die

Heiligkeit der Ehe und finden, dafs einer geschiedenen Frau immer etwas Verächtliches anhängt. Auf keinen Fall lassen wir uns dazu ein, Deinen Scheidungsgelüsten Vorschub zu leisten, indem wir Dich mit dem Kinde hier aufnehmen. Der Platz der Frau ist in dem Hause des Mannes. Besinn Dich nur erst mal über diese Sache. So leicht scheidet es sich nicht.

Es grüfst Dich

Deine Mutter.

Na also — — — —

Ich hänge zu viel meinen traurigen Gedanken nach. Der Tag ist lang und leer. Ich lese und lese, aber die Bücher in unserer Bibliothek sind fast alle schwere philosophische und fremdreligiöse Werke, Übersetzungen aus dem Indischen, Arabischen, Persischen, die ich zum Teil nicht verstehe. An manchem Satz würge ich drei Tage, ehe ich ihn verdaue.

Kürzlich fand ich beim Aufräumen einer Schublade das Schächtelchen mit den achtzig Mark, die ich einmal für meine Zeichnungen bekam. Ich hatte es ganz vergessen und freute mich gewaltig. Einmal über das Geld — ich kann es wahrhaftig gebrauchen, denn ich verfüge über keinen Pfennig, und das Kind würde längst nackt umherlaufen, wenn Ella ihm nicht allerhand aus meinen Sachen zusammenstoppelte —, dann aber auch, weil es mir plötzlich wieder die Erinnerung an meine ehemalige Lieblingsbeschäftigung weckte. Sofort begann ich wieder solche kleine Genrebildchen zu entwerfen; aber es wurde nicht recht etwas daraus, und ehe ich mich versah, zeichnete ich wieder Augen, lauter lebendige, sprechende Augen, — die kann freilich niemand gebrauchen, es ist ein brotloser Zeitvertreib.

Ich habe mich jetzt allmählig daran gewöhnt, nachts nicht zu schlafen. Es reibt einen auf; aber was liegt daran. Ich denke oft nachts: Wenn doch einer von uns beiden morgen früh tot im Bett läge — — — — und tief in einer dunklen Ecke meiner Seele hockt der Wunsch, dafs er es wäre — — nicht ich — — Ich will nie in meinem Leben mehr den Stab über einen Mörder brechen. Durch meine Seele schleichen sich jetzt manches Mal unheimliche Wünsche und Ideen, wie wilde schwarze Katzen mit feurigen Augen.

Vorige Woche war er mal unwohl und blieb liegen. Da sollte ich ihm Chinintropfen aus seiner Apotheke geben, und wie ich das Fläschchen herausnahm, fiel mein Blick auf ein anderes grünes Flakon mit einem eingravierten Totenkopf; das hat er mir früher schon mal gezeigt und mir erklärt, es wäre ein starkes indisches Pflanzengift .... Und es zuckte in meinen Fingern und streckte die Hand schon danach aus, es flüsterte und wogte in mir: Wer will es nachweisen, dafs er es nicht selbst nahm. — — —.

Ja — — ja.

Ich mufste rasch den Schrank schliefsen und wurde ganz schwindlig — ich denke manchmal, die Welt steht auf dem Kopfe. — — — — —

* * *

3. Januar.

Zuweilen schiefsen solche phosphoreszierende Gedanken wie Pilze nach dem Regen in mir auf — — aber im allgemeinen ist jetzt trotz allem eine Helle und eine Ruhe der Empfindungen in mir, wie ich sie früher nicht kannte. Es ist, als ob mein ganzes Innenleben sich geweitet hätte, manches, was mich sonst peinigte

und ärgerte und aufregte, das kommt jetzt gar nicht an mich heran. Und zuzeiten blitzt es in mir auf wie ein Triumph und eine Genugtuung — besonders dann, wenn es mir gelingt, Heriberts Bosheiten und Quälereien mit einer Gelassenheit aufzunehmen, als gelte das alles einer Fremden, als ginge es mich gar nichts an, wenn ich mir, anstatt aufzufahren, heimlich sage: das kommt ja alles von einem armen, kranken, unzurechnungsfähigen und deshalb unverantwortlichen Menschen, dem man viel zu viel Ehre antäte, wenn man seine Delirien und Expektorationen ernst nähme, und zornig würde.

Am Morgen vor dem Weihnachtsabend kam er mit der Uhr in der Hand in mein Wohnzimmer, in dem ich in den letzten vier Monaten fast den ganzen Tag zubringe.

»Du beklagst dich, dafs du nicht mehr an die Luft kommst,« sagte er; »ich will dir jetzt drei Tage freigeben. Ich will euch die Festtage über hier nicht im Hause haben. Punkt zwölf Uhr bist du mit dem Jungen aus dem Hause und am zweiten Feiertag punkt sieben Uhr abends bist du wieder hier, nicht früher und nicht später.« —

Ich traute im ersten Moment meinen Ohren nicht recht. »Wir sollen fort —? Gerade heute! Das ist wohl nicht dein Ernst. Wohin sollen wir gehen?«

»Du kannst ja zu deinem Frankfurter Juden fahren,« sagte er höhnisch, »also, du weifst jetzt Bescheid. Um zwölf seit ihr fort. Ich will euch hier nicht mehr sehen — hast du verstanden?«

Ich nickte. Er schlug die Tür hinter sich ins Schlofs.

Ich zögerte eine Weile und überlegte. Ich hatte wirklich mehr Mitleid mit ihm als mit uns. Sein ganzes Wesen, seine sonderbaren Zumutungen, seine tollwütigen Ausfälle gegen mich, zeigen so deutlich die Spuren eines

verbitterten und verdüsterten Gemüts, daſs man sie wirklich nur als die Betätigungen eines unverantwortlichen Geisteskranken ansehen kann. Ich muſs immer denken, er hat in seinem Leben viel Bitteres und Trauriges erfahren, und zuweilen überlege ich, ob und auf welche Weise ihm vielleicht mit Güte und Sanftmut und Geduld beizukommen wäre. Wenn ich nur nicht diese herzpochende Furcht vor ihm hätte!

Ich überwand mich, klopfte an die Tür und machte sie, als keine Antwort zurückkam, langsam auf. Er saſs in sich zusammengesunken vor seinem riesengroſsen Schreibtisch und fuhr wütend auf, als er mich sah.

»Heribert,« sagte ich, »es ist Weihnachtsabend heute! Warum willst du allein bleiben? Wenn das Kind dich stört, soll Ella es unten behalten. Ich will ja alles tun, was du von mir verlangst, wenn ich nur wüſste, was ich anstelle, um dich freundlicher gegen mich zu stimmen.« — — — —

»Ich wünsche nichts, als daſs ihr die Festtage über verschwindet! Geh!« —

»Nein!« sagte ich fest. »Ich gehe nicht, bevor ich endlich einmal weiſs, woran ich mit dir bin. Heute vor zwei Jahren lernten wir uns kennen. Du charakterisiertest dich an dem Abend selber in einer so wenig anziehenden Weise, daſs mich nur die zwingendsten Umstände später veranlassen konnten, mich und mein Kind dir anzuvertrauen. Und dann glaubte ich trotzdem, daſs du wenigstens dein Wort halten würdest ....«

»Das tat ich.«

»Nein! Du hast mir eine gute Behandlung zugesichert.« —

»Wenn du meine Bedingungen erfüllst. — Taten sie das, Madame?«

»Ja, gewiſs! Ich hatte von der ersten Stunde an

den besten Willen, mich in deine Gewohnheiten einzuleben und mich in jeder Weise dir unterzuordnen. Und hab es ernst mit meinen Pflichten genommen. Aber was sind es denn eigentlich für Pflichten, die ich hier erfüllen soll?!! Ich war von Anfang an nur ein Objekt für deine Willkür, ein Versuchskaninchen, an dem du ein Exempel statuierst, was ein Weib an moralischer Demütigung und intellektueller Quälerei alles aushält.«

»Nun ja!!« —

»So?! Du gibst es also zu, dafs du dir nur eine Frau genommen hast, um sie zu peinigen?« —

»Meine Gründe gehen dich nichts an. Du sollst froh und dankbar sein, dafs sich überhaupt ein anständiger Mensch gefunden hat, der dir seinen ehrlichen Namen und eine Existenz gibt. Das war für dich so gut wie das grofse Los gewonnen. Und überhaupt, was für eine Behandlung verlangst du denn? Soll ich dich mit Glacéhandschuhen anfassen und dir meine Ehrerbietung ergebenst zu Füfsen legen?« —

»Du weifst genau, dafs ich keine besonderen Rücksichten von dir erwarte. Aber ich will doch wissen, weshalb und wozu ich überhaupt hier bin! Ich bin doch ein Mensch! Ich lasse mich doch nicht ewig wie ein wildes Tier einsperren. Ich brauche Luft und Licht wie jede Kreatur; du entziehst mir seit Monaten meine Freiheit, ich sitze hier wie eine Gefangene in Einzelhaft und weifs nicht, was ich mit der Zeit anfange. Was willst du mit mir? Willst du mich langsam dem Blödsinn in die Arme treiben, oder was hast du mit mir vor? Ich nütze dir doch so auch nichts. Dann schicke mich doch lieber ganz fort. Lafs dich doch von mir scheiden. Was soll ich hier denn?«

»Scheiden?! Aha!« — — Er erhob sich langsam

und stützte sich dann, den Oberkörper etwas vornüber biegend, mit beiden Händen auf die Schreibtischplatte. »Das hat dir ja dein Judenjunge geraten. — — — Ich hörte damals eure Unterhaltung an.« —

»Dann hörtest du auch, daſs ich nichts Böses über dich sagte!« —

»Das wäre mir höchst gleichgültig gewesen. Ja, scheiden! Das könnte dir passen. Dich von mir ehrlich machen lassen und dann wieder zu einem deiner Liebhaber zurück — danke für diesen Vorschlag zur Güte, meine Liebe! Aber etwas anderes will ich dir sagen. Der Balg kommt heraus. Ich kann ihn nicht sehen. — Gleich nach Neujahr gebe ich ihn nach Bingen oder Mainz in Pflege.« —

»Und an demselben Tage gehe ich auch.« —

«Kannst du machen! Dann leite ich die Scheidungsklage wegen böswilligen Verlassens ein. Und da der Junge auf meinen Namen getauft ist, wird er mir zugesprochen werden.« —

»Und du würdest ihn nur aus Niedertracht gegen mich behalten?«

»Das versteht sich. — Übrigens — die Uhr ist gleich halb zwölf.« — —

Ich wandte mich, ohne ein Wort zu sagen, um und ging hinaus.

Im Korridor stand Ella und weinte.

Sie ist nur ein einfaches Mädchen vom Hunsrück, aber sie hat jenen feinen Herzenstakt, dessen Mangel kein noch so glänzender Lack von äuſseren Formen und angelernter Bildung ersetzen kann, und der anderseits in seiner schlichten Natürlichkeit eines äuſseren Firnisses gar nicht bedarf. Sie wäre gewiſs schon längst aus diesem unfreundlichen Hause fort, wenn das Bewuſstsein, mir zu nützen, sie nicht hier festhielte.

»Weinen Sie doch nicht, Ellla,« sagte ich; »glauben Sie, dafs der Weihnachtsabend irgendwo in der Welt noch trostloser sein kann als hier im Hause?«

»Aber es ist so hart zu denken — dafs gerade heute — wo doch alles daheim ist und Weihnachten feiert — dafs Sie und das arme Kind herausgejagt werden — —« stiefs sie schluchzend hervor.

»Mein Mann ist krank, Ella,« unterbrach ich sie; »sorgen Sie gut für ihn, dafs ihm heute abend nichts fehlt . . .«

»Wohin gehen Sie, Frau Gallen?« —

»Ich weifs es noch nicht, Ella.« —

Ich zog das Kind an, und das Mädchen begleitete uns weinend bis zur Gartenpforte. Ich wufste wirklich nicht wohin. Frau Nathansons Haus war verschlossen. Sie war, wie ich später erfuhr, bei ihrer Tochter in Berlin und hatte das Mädchen so lange beurlaubt. In X. mochte ich nicht bleiben. Ich kannte niemand, und wenn ich in ein Hotel gegangen wäre, hätte das wieder einen Stadtklatsch ohne Ende aufgewirbelt. Meine Person steht ohnehin nach wie vor im Mittelpunkt sämtlicher Tee- und Kaffeeklätsche. Die unglaublichsten Dinge werden erzählt. Nach einer Version bin ich vor meiner Verheiratung eine Zirkusartistin gewesen, nach einer anderen soll mein Mann mich aus einem Hamburger Bordell geholt haben; am meisten verbreitet und geglaubt ist die Meinung, ich sei eine Deutsch-Amerikanerin mit einer fabelhaft abenteuerlichen Vergangenheit. So nach und nach hatte ich das aus Ella herausgebracht. Es ist sonderbar, was für eine Reinkultur monströser Behauptungen und Annahmen gleich auf irgend einen hingewehten Klatschbazillus aufgeht.

Also, wo sollten wir hin! Ich ging mit dem Kleinen aufs Geratewohl die Chaussee zum Bahnhof entlang und

überlegte, ob ich nicht am besten nach Mainz führe. Es war eine trockene, bissige Kälte, die Luft blauschwarz bezogen, vereinzelte Schneeflocken wehten umher; das Kind fing an zu weinen und wollte getragen werden. Da trat ich kurz entschlossen mit ihm in den Bahnhof und löste eine Rückfahrkarte nach Mainz.

Ich vergesse diese Fahrt und dieses Weihnachtsfest in meinem Leben nicht, und wenn ich hundert Jahre alt würde. Das Coupé war bis auf den letzten Platz besetzt von lauter vergnügten, schwatzenden, lachenden Menschen, denen die Festfreude schon aus den Augen leuchtete, und die sich mit behaglicher Mitteilsamkeit gegenseitig von ihren Reisezielen, ihren Einkäufen, ihren Erwartungen und ihren Weihnachtsdispositionen erzählten. Die Feststimmung wob ein Band um alle diese einander sonst fern stehenden Menschen. Ein paarmal versuchte man auch mich ins Gespräch zu ziehen, aber meine einsilbigen Antworten liefsen die Unterhaltung bald einschlafen, und ich war froh, als der Zug in Mainz anlangte und sich vorläufig keine neugierigen Blicke mehr auf mein trauriges Gesicht hefteten. Da es inzwischen stärker zu schneien anfing, ging ich in den ersten besten Gasthof am Bahnhof. Die Leute schienen für den Weihnachtsabend auch nicht auf Gäste eingerichtet. Das Zimmer im zweiten Stock, das man mir anwies, war eisig kalt, und als der frisch lackierte Ofen sich auf vieles Zureden hin zu ziehen entschlofs und das Feuer aufflammte, entwickelte die Farbe einen unerträglichen Dunst, und wir mufsten die Fenster öffnen, um nicht zu ersticken. Gegen die Dämmerung hin wurde es etwas besser.

Ich setzte mich, das Kind auf dem Schofse, ans Fenster, und wir sahen in den wirbelnden Schnee und beobachteten die brennenden Christbäume hinter den

Fenstern der gegenüberliegenden Häuser, und der Kleine jauchzte jedesmal hell auf, wenn wieder ein neuer Baum erstrahlte. Ich lachte und spielte mit ihm und dankte Gott, dafs er die Grausamkeit des Schicksals, das uns zu Zaungästen von anderer Leute Weihnachtsfreude machte, noch nicht begriff und empfand. Schliefslich wurde er müde, und ich konnte ihn ins Bett bringen.

Ich blieb noch lange auf. An Schlafen war für mich nicht zu denken, und ruhig im Bette liegen hätte ich auch nicht können. Ich scheuchte jede sentimentale Anwandlung und jedes Gedenken und Erinnern zurück und sah nur voraus, auf das was kommen würde. In der dunklen Stille dieses traurigen Christabends erwuchs der feste Entschlufs in mir, mich wieder freizumachen und meinem Kinde ein anderes Leben aufzubauen. Ich wufste noch nicht, wann und wie das geschehen konnte, aber dafs ich die Kraft dazu finden würde, und dafs ich ohne jede fremde Stütze und Hilfe dann meinen Weg gehen würde, das wufste ich.

Meine Ehe ist von ihrem ersten bis auf den heutigen Tag eine Passionszeit ohnegleichen gewesen, aber sie hat mir doch auch manches gegeben: sie hat aus der oberflächlichen, haltlosen Dida Ibsen wenigstens ein ernstes und nachdenkliches Weib gemacht. Ich hatte als kleines Mädchen keine Kinderstube — das hat sich dann an mir gerächt. Ich wufste gar nicht, wie das ist, sich selbst zu beherrschen, eine Art Selbstdisziplin zu üben; was ich für Stolz und »Rückgrat« hielt, war nichts weiter als ein zäher, knorpeliger Eigensinn und kindische Rechthaberei. Wenn jemand mich reizte, teilte ich nach rechts und links moralische und physische Fufstritte aus; ich glitt immer über alles, was mir unangenehm und peinlich war, leichtfüfsig hinweg; ich habe alles, was ich tat und begann, vor mir selber als etwas Schönes,

Ideales, Rechtes aufgebaut, und als mir zum ersten Male jemand die Worte entgegenschrie, mit denen die Welt mein Verhalten bezeichnete, wurde ich rasend und führte mich wie eine Megäre auf.

Und gerade die Selbsterkenntnis gibt mir das Selbstvertrauen für die Zukunft.

Am ersten Weihnachtstage fieberte Willi und hatte einen trockenen Husten; ich mufste ihn im Bette stecken lassen. Am zweiten Feiertage war es etwas besser, so dafs wir doch abfahren konnten. So gingen die Weihnachtsfeiertage herum.

Gegen halb sieben waren wir wieder zu Hause. — —

»Zu Hause.« Es klingt wie Ironie. Als ob wir beide überhaupt ein »Zu Hause« hätten. Wir sind heimatlos, Geduldete und Gefangene. Ella erwartete uns an der Gartentür. Sie hatte strikten Befehl, uns nicht vor Schlag sieben einzulassen, und ich wollte — in ihrem wie in meinem eigenen Interesse — das Mädchen auch nicht zum Ungehorsam veranlassen. Obgleich der Schnee wieder schüttete und einem die Füfse in dem eisigen Morast bis an die Knöchel versanken, gingen wir doch die halbe Stunde vor dem Hause auf und ab, bis die Kirchenuhr sieben schlug.

In den letzten vier Monaten bekam ich meine Mahlzeiten immer oben allein serviert. Deshalb wunderte ich mich und wufste nicht, was ich denken sollte, als Ella mir sagte, der Herr hätte befohlen, den Abend im indischen Zimmer für uns beide anzudecken. Mir ahnte nichts Gutes. —

Willi liefs ich in Ellas Obhut und eilte hinauf. Ich sah schon gleich an seinem Gesicht, als er nach der Uhr blickte, dafs ihn meine Pünktlichkeit irritierte. Schon seit längerer Zeit merke ich, dafs ich ihn mit nichts mehr ärgern kann, als mit Fügsamkeit.

»Nun? Freiheit genossen?« fuhr er mich an. — »Wir waren in Mainz,« sagte ich. »Und du? Hast du dich nicht auch etwas vereinsamt gefühlt?« — »Ich war allein — also in guter Gesellschaft. Was geht dich das überhaupt an, wie ich mich fühle?« — »Nein, vorläufig bin ich doch noch deine Frau und habe somit wohl ein gutes Recht, mich nach dem Ergehen meines Mannes zu erkundigen.« —

»Gestehe, wo du warst — du sollst es gestehen! Du lügst, du warst nicht in Mainz.« — Ich zog die Gasthofsrechnung aus meiner Tasche und legte sie vor ihm hin.

»Das ist alles Mache! Ist alles gelogen!« rief er, rifs die Brille ab und warf sie auf den Tisch. Ich zuckte die Achseln und setzte mich an den Tisch. Im selben Augenblick flog mir ein Messer an den Kopf; es flitzte haarscharf an meiner Schläfe vorüber, dann folgte, ehe ich mich versehen konnte, ein Glas und zersplitterte an meiner Stirn. Ein roter Regen von Blut strömte über meine Augen; ich schrie auf und wollte zur Tür hinaus aber er versperrte mir, die Hände voll Geschirr, den Weg, und dann krachte, splitterte, schmetterte es um mich herum; das ganze Zimmer drehte sich mit mir in die Runde. Um mein Gesicht zu schützen, hatte ich es instinktiv mit beiden Händen bedeckt und suchte so die Tür zu erreichen, die in diesem Augenblick von aufsen aufflog.

Ella hatte den Lärm gehört; ich taumelte ihr in die Arme, sie zog mich hinaus, schlug die Tür hinter mir zu und drehte den Schlüssel um.

»Ist er wahnsinnig geworden? — Oh, mein Gott — wie sind Sie zugerichtet — kommen Sie doch, ich renne gleich zum Doktor.« Ich schüttelte den Kopf und prefste das Taschentuch gegen die Stirn. Wir hielten uns fest

an den Händen und horchten, fast bewufstlos vor Angst, wie er drinnen wütete. Nach dem Krach zu urteilen, hatte er den ganzen Tisch mit sämtlichem Geschirr umgeworfen, irgendein schwerer Gegenstand flog gegen die Wand, dann rüttelte er wie verrückt unter gräfslichen Flüchen und Drohungen an der Tür.

»Er war die ganzen Tage schon so sonderbar,« erzählte Ella flüsternd. »Einmal habe ich mich so erschrocken. Als ich das Abendessen brachte, rannte er mit einer von den ausländischen Waffen in der Hand — es war ja wohl ein Dolch — immer in die Runde und stiefs ihn immerzu in die Vorhänge und Möbel. — Was fangen wir nur an?! — Er bringt Sie und Willichen sicher um, wenn Sie hier bleiben.« —

»Laufen Sie zum Doktor, und sagen Sie ihm, was hier geschieht,« sagte ich nach einigem Besinnen, «und holen sie Hilfe! Offenbar ist bei meinem Manne ein Tobsuchtsanfall ausgebrochen — schwer nervenleidend war er ja immer«. — »Und Sie wollen so lange hier allein bleiben?« — »Er kann ja nicht hinaus — eilen Sie nur.» —

Sie stob davon. Ich ging unterdessen in die Badestube und wusch mich. Die Wunde war nicht so gefährlich, wie ich es nach der starken Blutung erwartet hatte; dann holte ich mir das Kind und schlofs mich in einem der Parterreräume ein. Bis dahinein dröhnte das Poltern und Toben und Krachen aus dem indischen Zimmer. Ella kam verhältnismäfsig rasch mit dem Doktor und zwei in aller Eile aufgetriebenen Männern zurück, — aber für mich war die halbe Stunde eine Ewigkeit. Der Arzt — ein alter sympathischer Herr, gab mir die Hand, als er eintrat.

»Also das ist die junge, interessante Frau, über deren geheimnisvolle Existenz sich ganz X. seit Jahr

und Tag den Kopf zerbricht,« sagte er scherzend. «Ich freue mich, ihre Bekanntschaft zu machen. Also was geht hier vor?«

Ich machte eine Handbewegung nach oben. »Hören sie! Ich fürchte, mein Mann ist schwer krank ....«

»Hm, hm. — Hatte er schon früher derartige Anfälle?« — »So nicht.« »Na, wir werden sehen. Ich gehe gleich hinauf ....«

Und wieder vergingen Minuten, Viertelstunden, die sich mir zur Ewigkeit weiteten. Einen Augenblick wurde es oben still, dann schütterte ein fürchterliches Gebrüll durch das Haus. — — —

Die Männer hatten sich oben auf einen Wink des Arztes des Kranken bemächtigt und schafften ihn ins Bett. —

Nach einer Weile kam der Doktor zurück; er sah sehr ernst aus.

»Ich denke, es ist das Beste, wir schicken ihren Herrn Gemahl so bald als möglich in eine Nervenheilanstalt,« sagte er, »schon der Sicherheit seiner Umgebung wegen. — — Sie sind ja so keine Stunde ihres Lebens sicher. Übrigens fiebert er stark. Die beiden Wärter bleiben vorläufig bis zu seiner Übersiedlung in eine Anstalt natürlich bei ihm.«

Ich überlegte einige Augenblicke. Die Aussicht, Heribert eine Zeitlang in eine Anstalt zu geben und auf diese Weise von ihm erlöst zu sein, hatte viel Verlockendes für mich, aber gerade deswegen wies ich sie ab. Er hätte es später todsicher doch so aufgefaſst, als ob ich mich seiner nur hätte entledigen wollen, und das sagte ich dem Doktor. Er sah mich eine Zeitlang schweigend und mit so ehrlicher Teilnahme an, daſs ich instinktiv empfand, in diesem alten Mann wieder einmal

einen aufrichtigen Freund gewonnen zu haben. »Arme junge Frau,« sagte er kopfschüttelnd. «Sie sehen schlecht aus. Sollten Sie den Arzt nicht vielleicht eben so sehr benötigen als Ihr Gatte?« — »Ich bin gesund,« sagte ich mit einem Seufzer. «Wirklich —? Ich werde Sie beobachten. Heute abend komme ich wieder. Wir werden dann weiter überlegen, was zu tun ist.« —

Seit der Zeit ist Heribert noch nicht wieder richtig zur Besinnung gekommen. Zu dem Nervenfieber hat sich ein Leberleiden gesellt; es ist eine schwere Zeit. Ich habe mit dem einen Wärter zusammen selber die Pflege übernommen, und ohne mich selber zu rühmen, darf ich getrost behaupten, dafs ich es ernst mit meiner Aufgabe nehme. Es ist so sonderbar — ich vergesse jetzt oft, dafs der Kranke, den ich pflege, derselbe Mensch ist, der mich zwei Jahre lang wie ein Tier behandelte, und den ich, solange er Herr seiner Sinne war, hafste und verachtete wie einen Todfeind. Ich kann es jetzt begreifen, dafs man Krankenpflegerin aus Liebe und Passion sein kann. Nicht ein einziges Mal kommt mir der Schatten jenes fürchterlichen Gedankenwunsches wie vordem — dafs er sterben möchte. Ich bin glücklich über jedes kleine Anzeichen einer beginnenden Besserung, über jeden Grad verminderter Temperatur; ich beobachte jede Veränderung in seinem Befinden wie etwa ein leidenschaftlicher Blumenfreund das Gedeihen resp. Eingehen einer kostbaren, seltenen Pflanze; es ist mir, als müfste ich mein Bestes, mein Alles daran setzen, ihn gesund zu pflegen. Das ist keine Phrase. Er ist für mich nicht mehr mein Mann, mein Feind, nicht mehr mein heimtückischer Plagegeist, er ist nur mein Kranker und ich bin seine Pflegerin.

* * *

28. Mai.

Wieviel liegt hinter mir in diesen Monaten!

Heriberts Krankenpflege gestaltete sich zu einer immer schwereren Aufgabe; der Arzt suchte mich fast mit Gewalt zu bestimmen, eine Diakonisse zur Hilfe zu nehmen, aber ich liefs mich nicht dazu bewegen. Es war eine Art Leidenschaft bei mir geworden, ich möchte sagen, etwas wie Sport und Ehrgeiz, meinen Platz ganz allein zu behaupten, und so hielt ich aus, obgleich ich manchmal vor Erschöpfung und Ermüdung fast zusammenbrach.

Das Kind wurde in dieser Zeit ganz vernachlässigt. Ella hatte alle Hände voll zu tun, und ich konnte mich auch nicht um den armen kleinen Kerl bekümmern, da ich den ganzen Tag am Krankenbett festgehalten war. Denn — seltsam genug — in dieser Zeit schien dem Kranken meine Gegenwart nicht nur angenehm, sondern direkt ein Bedürfnis. Sobald ich mich entfernte, wurde er unruhig und beruhigte sich erst, wenn ich wieder meinen Platz neben seinem Bett einnahm.

Das Kind war immer allein, und ich sah ein, dafs es nicht so weitergehen konnte. In den langen Wachenächten hatte ich wieder einmal Zeit, mir alles durchzudenken, und einmal bekam ich den Mut, vor mir selber einzugestehen, was ich schon lange dunkel empfunden hatte und nur nicht wahr haben wollte. Nämlich, dafs es eine fast sträfliche Selbstsucht von mir war, das Kind für mich zu behalten. Von seiner ersten Stunde an hatte es durch die schrecklichen Verhältnisse nicht seine richtige Pflege bekommen; es wurde im Hause umhergedrückt wie ein überflüssiger Ballast, und um seine Zukunft sah es, wenn es so weiter ging, mehr als trostlos aus. Mein Trotz hatte lange das steile Rückgrat gebrochen, — — aber es kostete mich doch noch eine

unsägliche Überwindung, bis ich mich zu dem Entschluſs, an Erik zu schreiben, durchrang.

Einmal — während der Nachtwache — führte ich meinen Entschluſs aus; hinter dem Wandschirm schrieb ich ihm beim Schein der Nachtlampe mit müden Fingern und zuckendem Herzen, daſs ich, wenn er noch den Wunsch, das Kind zu besitzen, hätte, es ihm schicken werde. Um des Kindes willen. Ich stellte nur die Bedingung, daſs ich es eventuell später wieder haben könne und es zeitweise sehen, und daſs das Mädchen, das den Kleinen hinbrächte, bei ihm bleiben dürfe. Und damit mir mein Entschluſs nicht leid würde, brachte ich den Brief in der Nacht selber zum nächsten Postkasten, und das war gut, denn am andern Morgen wäre er wahrscheinlich nicht mehr weggekommen. Zehn schreckliche Tage verstrichen. Nur eine Mutter, die selber in ähnlicher Lage war wie ich, kann mir nachempfinden, was ich in den Tagen litt. Bei jedem Anschlage der Türglocke fuhr ich zusammen, und wenn Ella die Postsachen brachte, wurde mir alles schwarz vor Augen, und ich meinte vor Herzklopfen zu ersticken. Als aber Tag nach Tag verging, ohne seine Antwort zu bringen, wurde mir leichter; denn ich dachte, er antwortet nun nicht mehr, ich habe meine Pflicht getan und behalte mein Kind. Und die Nacht drauf schlief ich seit langer Zeit einmal wieder von zehn abends bis morgens sieben fest durch und war am Morgen frischer und wohler als seit Monaten. Und ausgerechnet an dem Morgen finde ich einen Brief aus Hamburg auf dem Frühstückstisch; ich zitterte so, daſs ich erst nach einer Weile das Kuvert aufreiſsen konnte, und die Buchstaben tanzten anfangs kreuz und quer vor meinen Augen ....

Also kurz: Erik schrieb, er danke mir herzlich für meine Zeilen. Mein Brief hätte ihn in London erreicht

und er sei daraufhin sofort nach Hamburg zurückgefahren. Er erwarte den Kleinen sobald als möglich. Meine Wünsche, die Erziehung oder die zeitweilige Überlassung des Kindes betreffend, würden in weitgehendster Weise berücksichtigt werden; er habe bereits eine alte, gut empfohlene Dame, die selber eine Reihe, nun erwachsener Kinder hätte, als Hausdame engagiert; selbstverständlich würde er auch die Wärterin, die ich mitschickte, behalten, und ich dürfe überhaupt ganz unbesorgt sein, es würde nichts an Pflege und Erziehung versäumt werden. —

Der Brief war von Anfang bis Ende in einem konventionell höflichen Tone und rein sachlich abgefaſst.

Mit dem Briefe in der Hand ging ich zu Ella. Es war keine leichte Sache, dem fromm katholischen, in strengen Grundsätzen erzogenen Mädchen den wichtigsten Abschnitt meines Lebens zu beichten. Ich wuſste nicht, wie sie es auffassen würde. Sie glaubte an mich, hielt alles, was in der Stadt geredet wurde, für völlig aus der Luft gegriffenen Klatsch und Verleumdung, sie verehrte mich wie eine Art Märtyrerin, und ich muſste sie aus diesem Himmel reiſsen und sie durch Pfade meiner Vergangenheit führen, die von der Welt und insbesondere den »Frommen« als »schmutzige Sündenwege« bezeichnet werden. Es wurde mir nicht leicht, aber ich nahm auch das auf mich, und fand wider Erwarten Verständnis und Anteilnahme bei dem Mädchen.

»Wie sie tun oder getan haben, kann nichts Unrechtes sein,« sagte sie. »Sie sind so gut, und ich tue alles für Sie und den kleinen Willi; wenn Sie mir das groſse Vertrauen schenken, will ich das Kind gern nach Hamburg bringen und bei ihm bleiben und Ihnen jede Woche schreiben, wie es ihm geht.« »Das erwarte ich von Ihnen, Ella,« sagte ich ....

»Aber was wird aus Ihnen, wenn wir fort sind?« fragte das Mädchen.

Was aus mir würde! Gott im Himmel! Das wufste ich selber nicht. Denn mit dem Kinde ging alles von mir; der letzte Rest Lebensfreude und Lebensmut, die letzte Kraft zu leben und das letzte bifschen Sonne. Aber ich wufste auch, dafs der harte Schnitt ins eigene Fleisch so rasch als möglich vollzogen werden müfste, und deshalb kamen wir überein, dafs Ella schon in acht Tagen mit Willi nach Hamburg reisen sollte.

Über diese acht Tage will ich lieber nichts schreiben. Sie liegen wie ein grundloser, dunkler See von Tränen in meiner Erinnerung, und die letzte Nacht vor der Abreise der beiden war ein Gethsemane, dessen ich noch in meiner Todestunde gedenken werde. Ich dachte nicht, dafs ich die Nacht überlebt hätte. Es war mir unmöglich, mich ruhig im Bett auszustrecken, deshalb safs ich die ganze Nacht am Bettchen des Kindes und konnte den Blick nicht losreifsen von dem süfsen, schmalen Gesichtchen in der dicken, hellblonden Lockenumrahmung, und ich meinte immer, das Herz müsse mir jeden Augenblick aussetzen, so schwer und dumpf hämmerte es in der Brust.

Um sieben Uhr früh mufsten sie fort.

Es regnete.

»Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter — —«

Als ich das Kind zum letzten Male an mich drückte, brach ich zusammen. Die Gegenstände im Zimmer wirbelten um mich herum. Durch einen dichten, gelbgrünen Nebel sah ich Ella wie einen Schatten an mich heranschweben und Willi nehmen. Mein Weinen wurde zu einem krampfhaften Schreien — ich hatte nur noch die Kraft ihr zuzuwinken, sie sollen gehen. Ich will

ans Fenster, um ihnen nachzuschauen, aber ich komme keinen Schritt von der Stelle; ich hörte das Gehen der Tür, das Zuschlagen der Gartenpforte und falle hin und weiſs von nichts mehr — und höre doch durch das Dunkel meiner Bewuſstlosigkeit in weiter, weiter Ferne das Pfeifen des Zuges, der mir mein Einziges, Liebstes wegführt — unwiderbringlich, auf immer, für ewig. —

Und da fühle ich erst, was ich verloren habe. Ich meine, ich müſste zum Postamt rasen und depeschieren, daſs sie zurückkommen sollen, ich müſste ihnen mit dem nächsten Zug nach, sie zurückholen — — — es ist ja Wahnsinn gewesen, sie fortzuschicken, ich kann ja nicht ohne das Kind leben — — und über dem allen brennt das dumpfe Bewuſstsein, daſs ich mich in das Unabänderliche fügen muſs — um des Kindes willen. Erst um die Mittagszeit hatte ich mich so weit gefaſst, um zu meinem Kranken gehen zu können. Er war an diesem Tage bei vollem Bewuſstsein, und als ich eine Zeitlang neben seinem Bette saſs, fragte er mich plötzlich, weshalb ich geweint hätte.

»Ich habe heute Ella mit Willi nach Hamburg geschickt. Du hattest recht: es ist besser, wenn das Kind aus dem Wege ist,« sagte ich und konnte es mit aller Willensanspannung doch nicht hindern, daſs mir wieder Tränen aus den Augen stürzten. »So — nach Hamburg,« sagte er kurz. »Und du gehst nach?«

»Nein, Heribert,« sagte ich ruhig, »ich bleibe hier an meinem Platz, bis du mich selber fortschickst.« — »Weswegen?« — »Weil es einfach meine Pflicht ist,« sagte ich. Er drehte den Kopf nach der Wand und schwieg.

Nach einigen Wochen erklärte der Arzt, daſs Heribert nun bald so weit sei, um in ein Sanatorium zu kommen.

Er war ganz ruhig und einverstanden, und der Termin der Übersiedelung wurde für Ende März festgesetzt.

Als der Doktor weg war, rief Heribert mich zu sich. »Setz dich, Christine! Wir wollen mal vernünftig miteinander reden.« — Er saſs aufrecht im Bett, strich mit seinen gelben, mageren Fingern mechanisch über die Bettdecke und sah mich mit seinen dunklen, tiefglühenden Augen forschend an. »Du hast dich tapfer gehalten, Frau! Wahrhaftig. Hätte dir das nicht zugetraut.« — »Ich bin glücklich, daſs du endlich mal mit mir zufrieden bist,« sagte ich.

»Natürlich bin ich in deinen Augen 'n hundsgemeines Subjekt,« fuhr er fort. »Bin ich auch! Ist gar kein Irrtum . . . Aber siehst du . . . trotzdem — — nichtsdestoweniger — — kurz — ich bin nicht der Hallunke, der Gutes mit Bösem vergelten mag. Wird mir schwer, einzugestehen, aber ich muſs es: Ich habe dich nicht richtig eingeschätzt, Christine, hielt dich für eine leichtsinnige Person, um die es nicht schade ist, daſs sie in Heribert Gallens Finger kommt — — für 'n Geschöpf, das nichts anderes verdient, als daſs sie der Teufel holt; aber nun während meiner Krankheit habe ich eingesehen, daſs doch noch ein besserer Kern in dir ist, als wie ich annahm.« — »Wenn ein guter Kern in mir ist, habe ich es vielleicht dir zu verdanken, daſs er ans Licht gezogen wurde,« sagte ich und seufzte.

»Vielleicht, aber ganz einerlei — — kurz und bündig — — ich möchte mich dir erkenntlich zeigen: du sollst dir etwas von mir wünschen.« — »Ich wünsche mir nur das eine: daſs du mich in Zukunft, wenn du gesund bist, menschlich behandelst, dein beleidigendes, unbegründetes Miſstrauen unterdrückst, mir wenigstens eine geringe Bewegungsfreiheit gestattest, überhaupt nett zu mir bist . . .« — »Das ist unmöglich,« sagte

er. — »Unmöglich?« — »Ja, das ist unmöglich. Wenn du dir jetzt etwas von mir wünschst, kann ich es dir geben, aber wenn ich erst wieder gesund bin, geht die alte Geschichte von vorn an. Ein Versprechen, mich zu ändern, kann ich dir nicht geben, denn ich weiſs im voraus: das geht nicht. Niemand kommt aus seiner Haut heraus, Christine.«

»Du willst mich also auch ferner einsperren und schmähen und quälen — — wo ich sogar das Kind, das dir ja immer ein Dorn im Auge und ein Zankapfel zwischen uns war, aus dem Wege geräumt habe? Glaubst du, das wäre ein leichtes Opfer gewesen?«

»Nein — nein. Deshalb steht es dir auch jetzt frei. dir etwas Erfüllbares zu wünschen.«

»Ach!« sagte ich bitter, »ich wünsche mir nichts.»

»Auch nicht deine Freiheit?«

Ich zuckte auf. »Was soll ich damit? Es ginge mir wie dem Kanarienvogel, dem nach langer Haft die Freiheit gegeben wird. Ich wüſste momentan nichts mit ihr anzufangen. Und es ist ja auch nicht dein Ernst.«

»Es ist mir Ernst — greif zu. Was ich jetzt versprecher, das halte ich. Vielleicht bin ich in vier Wochen schon andern Sinnes . . .« — »Aber du hast mich nötig, Heribert. Ich will dich nicht verlassen. Du bist krank.« — —

»Ich gebrauche dich nicht, sobald ich nur wieder so weit hergestellt bin, daſs ich umhergehen kann. Uns hält nichts zusammen als eine formelle Abmachung. Wenn ich dir heute sage: ich gebe dich frei, dann kannst du sicher sein, daſs ich dir nachher keine Schwierigkeiten mache, aber darüber hinaus verbürge ich mich für nichts. Ich werde übrigens im Herbst wieder nach dem Süden gehen — — ich vertrage die Luft hier nicht. — — — — Also?« — —

Ich faltete die Hände im Schoſs und blickte lange aufwärts, aus dem Fenster in den blauen, weiſsdurchwolkten Frühlingsäther. — Frei?! Ich sollte frei werden?! Noch einmal leben können? Es war wie ein Traum, ich wagte kaum zu sprechen.

»Ja, wenn du selber meinst, daſs ich dir nichts nützen kann — ist es freilich besser, wir trennen uns,« sagte ich leise; »ich will nur nicht das Bewuſstsein mit hinausnehmen, ich hätte mich einer Pflicht entzogen und wäre fahnenflüchtig geworden.« — —

Ich blickte ihn an, und zum allerersten Male, solange ich ihn kenne, sah ich einen freundlichen Zug in seinem Gesicht.

»Du brauchst dir nichts vorzuwerfen. Wenn ich weg bin, leitest du den Scheidungsantrag ein. Ich gebe alles zu. Bis zum Ende des Prozesses bleibt dir das Haus hier. Nur Geld darfst du nicht von mir beanspruchen — — mein Vermögen habe ich mir zu mühsam erworben.« — »Um Gottes willen nicht!« rief ich fast lustig, denn die Erwähnung des Geldes erschien mir in dem Augenblick geradezu komisch. — »Du hast ja noch die dreitausend Mark,« sprach er weiter, »und das Geschäft in Hamburg. Der Pächter gibt es lieber heute als morgen ab, da ihm die Frau gestorben ist. Es rentiert sich anscheinend leidlich. Wenigstens hält es gut Zinsen, und ich hatte von der Pacht noch immer zirka tausend Mark Überschuſs.« —

»Ich mag nicht viel mehr von der Wirtschaft wissen,« sagte ich; »aber irgend etwas wird sich wohl für mich finden. — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

So war unsere Scheidung ausgemacht. — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ella schrieb mir alle vier, fünf Tage einen langen Brief. Sie konnte gar nicht genug rühmen, wie herzlich sie aufgenommen wären, wie Herr Norresen sich zu dem Kleinen gefreut habe, ein wie schönes Kinderzimmer er in der Villa hätte und wie gut sie es dort beide hätten. Leider habe Willi nur noch viel Heimweh, in den ersten Tagen hatte er unaufhörlich nach »Mammi« geschrien; allmählich verliere es sich nun. —

Ja, gewiſs, allmählich verliert es sich, und ehe mein Kindchen drei Jahre alt geworden ist, hat es alles vergessen, und der Begriff »Mammi« wird in späteren Jahren für ihn nur die Bedeutung einer von fern herüberklingenden Mythe haben. So wäre es gekommen, wenn Heribert mir in einer groſsmütigen Anwandlung nicht meine Freiheit angeboten hätte. Ich zitterte — und zittere noch heute in der Angst, er könne sich wieder besinnen, weil bei ihm doch alles unberechenbar ist.

Mitte März stand er auf und ging im Haus umher. Er hatte mir — da er lange fortbleiben wollte — noch eine Menge, das Haus und die Sammlungen betreffende Verhaltungsmaſsregeln zu geben, und er behandelte mich so nett und anständig, daſs ich dachte, wenn er immer so wäre, hätte ich keine Ursache, mich so wild nach meiner Freiheit zu sehnen.

Ende März reiste er ab — nach einem Sanatorium im Schwarzwald, später wollte er nach Karlsbad und von da nach Sizilien und vielleicht wieder nach Indien. In den allerletzten Tagen fiel er wieder hier und da aus der Rolle, und ich sah deutlich ein, daſs es tatsächlich später genau wieder wie vordem sein würde. Das ist bei ihm ein pathologischer Zustand, er kann selber nichts dafür, er muſs schikanieren, es liegt so in ihm.

Einige Tage nach seiner Abreise fuhr ich nach Frankfurt zum Rechtsanwalt Nathanson und beauftragte

ihn, die Scheidungsklage zu erheben. Er meinte, es würde durchaus keine Schwierigkeiten damit haben; die Behandlung, die ich nachweislich in den zwei Jahren hatte, sei nach dem Code civile ohne weiteres ein vollgültiger Scheidungsgrund. —

Ich hatte nun Zeit, in meinem grofsen, stillen Hause zu erwägen, was ich nun anfangen sollte. Heribert hatte mir keinen Pfennig hinterlassen; zum Glück hatte ich noch Schmucksachen zu verkaufen, aber auf alle Fälle mufste ich mich doch kurzerhand nach einem Erwerb umsehen.

Der Pächter meiner Weinstube hatte es mir anheim gestellt, das Geschäft vom ersten Juni an wieder zu übernehmen, aber ich konnte mich gar nicht entschliefsen. Ich fürchtete mich, nach Hamburg zu gehen und Erik wieder zu begegnen. Mein Stolz — — oder mein Trotz? bäumte sich kerzengerade vor dem Gedanken, er könnte meinen, ich wäre seinetwegen dahin zurückgekehrt. Er hatte mich anscheinend vergessen; er sollte glauben, dafs er mir auch gleichgültig geworden war. Anderseits zog mich die Sehnsucht nach meinem Kinde mit starken, magnetischen Fäden dorthin, und ich wufste im Augenblick auch nicht, was anderes für mich zu beginnen war.

Ich war körperlich und seelisch wie gerädert nach den letzten anstrengenden Monaten. Mit Willi hatte ich doch gleichzeitig auch Ella verloren; das kleine, unerfahrene Dienstmädchen konnte sie in keiner Weise ersetzen; sie fehlte mir auf Schritt und Tritt. Ich hatte mich gewöhnt, zu ihr wie zu einer vertrauten Freundin zu sprechen, ihr ruhiges, taktvolles, nie die Grenzen ihrer Stellung überschreitendes Wesen hatte es mir leicht gemacht, ihr Vertrauen zu schenken. Nun hatte ich niemand mehr; Frau Nathanson kam zwar oft herüber, aber — so gut sie es meinte — ihre geräuschvolle Ge-

schwätzigkeit fiel mir auf die Nerven; zudem fühlte sie sich verpflichtet, mich nun, wo ich das Reich allein hatte, in einige Honoratorenfamilien des Städtchens einzuführen. Ich war wenig angenehm überrascht, als ich eines Nachmittags zu ihr kam und nicht weniger als fünf Damen dort fand, die sie eigens zu dem Zwecke, mich mit ihnen bekannt zu machen, eingeladen hatte. Ich merkte, dafs die Damen, zwei jüngere Witwen, zwei ältere Fräulein und eine junge Frau, mich mit heifser Neugier betrachteten, aber sie waren sämtlich so herzlich und liebenswürdig zu mir, dafs mein anfänglicher Unmut im Laufe der Unterhaltung gänzlich schwand. Ich bin diesem kleinstädtisch bürgerlichen Milieu lange Jahre entfremdet, aber trotzdem mutete es mich heimatlich an; es war gerade so wie in T., dieselbe Interessensphäre, dieselbe Unterhaltung, dieselben Typen.

Am Abend dieses Tages schrieb ich einen längeren Brief an Ella; ich teilte ihr die Veränderung der Verhältnisse mit und schrieb ihr, wie sehr ich meinen voreiligen Entschlufs, Willi fortzugeben, jetzt — da das Opfer überflüssig geworden sei — bereue und sprach die Hoffnung aus, dafs wir in absehbarer Zeit wieder vereint würden. Denn dafs Erik mir Schwierigkeiten machen würde, wenn ich mein Kind zurückfordere, setzte ich nicht voraus.

Die Damen, die ich bei Frau Nathanson kennen gelernt hatte, machten mir der Reihe nach ihren Besuch. Wahrscheinlich führte sie die Neugier in erster Linie in das mysterienumwobene, vielbesprochene Haus; dann aber glaubte ich doch auch viel echte Teilnahme und Freundlichkeit aus ihrem Wesen herauszufühlen. Höflichkeitshalber konnte ich nicht umhin, die Besuche zu erwidern, und wenn ich in X. geblieben wäre, hätte ich mich sicher bald in der Kleinstadt akklimatisiert und

mich vielleicht sogar ganz wohl dabei gefühlt. Von diesen Menschen strömt eine behäbige Friedensatmosphäre aus, eine Selbstzufriedenheit, um die man sie beneiden könnte — es sind glückliche Menschen — — oder sagen wir lieber: Leute.

Eines Abends Ende April besuchte mich ein altes Fräulein, Besitzerin einer benachbarten Villa. Ich hatte die Fenster alle weit offen stehen. Der gelinde Winter hatte uns einen zeitigen Frühling gebracht, die Obstbäume standen in voller Blütenpracht und der dunkelgrüne, buntdurchblühte Rasen war wie überschüttet von weifsem Aprikosen- und rosenrotem Pfirsichblütenschnee.

An dem Abend — es war so gegen sieben — ging ein warmer Regen nieder. Die dunkle, feuchte Luft war weich wie Samt und satt von Veilchenduft und frischem Erdodem.

Ich horchte nur mit halbem Ohr auf das Geplauder des Fräuleins Griesebach; gerade diese Dame ist mir weniger sympathisch ihrer aufdringlichen Neugier und ihres stets gefüllten Sackes mit Neuigkeiten wegen. Sie setzte mir umständlich die Chronik einer Familie J. auseinander; ich nickte zu allem Ja und Amen und liefs die Wellen ihrer Redseligkeit wie ein friedlich plauderndes Bächlein vorüberrauschen — als das Dienstmädchen plötzlich anklopfte und mir eine Visitenkarte brachte.

Da es dämmerig im Zimmer war, trat ich damit ans Fenster und das Blättchen fiel mir aus der Hand, als ich den Namen Erik Norresen las.

»Besuch?« fragte das Fräulein neugierig. Ich nickte: »Ein alter Bekannter aus Hamburg — — es tut mir leid — aber Sie entschuldigen mich wohl — —.« — »Bitte, bitte, ich gehe sofort,« sagte Fräulein Griesebach ein wenig pikiert und empfahl sich.

Ich hatte den Besuch in den Salon führen lassen

und stand da und traute mich nicht hinunterzugehen. »Weshalb kommt er? Was will er?« dachte ich und konnte kaum atmen vor Herzklopfen. Und ich trat zum Spiegel und fragte mich, ob er mich wohl wiedererkennen würde. Ich bin nicht mehr die hüftenschlanke, graziöse, stets nach dem dernier cri der letzten Pariser Mode kostümierte Dida Ibsen von einst — ich bin — auch äufserlich — Frau Christine Gallen in X. am Rhein. Meine Figur ist voller, mein Gesicht schmaler und blasser geworden. Auf der Stirn zeigen sich leichte Runen, und um Mund und Nase liegen tiefe Schmerzensfalten. Das Haar bauscht sich nicht mehr in welliger Fülle um meinen Kopf. Auf Heriberts Befehl habe ich es glatt zurückstreichen und die Zöpfe hinten in einen ehrbaren Knoten feststecken müssen — und um meine Augen liegen tiefe, blaue Schatten. Ich dufte nicht mehr nach Quintessence de violette von Houbigaut — — ich erinnere überhaupt in keiner Einzelheit mehr an Dida Ibsen —, und Erik — der so viel Wert auf Äufserlichkeiten legt, wird mich wieder erkennen — wollen? — —

Die Gedanken schossen mit Blitzzuggeschwindigkeit durch meinen Kopf. Ich zwang mich zur Ruhe. Was hatte Frau Christine Gallen mit Herrn Erik Norresen zu schaffen!! War es nicht ganz gleichgültig, ob ich ihm gefiel oder nicht. — Im Gegenteil, es ist gerade gut so — — —

Ich mufste auf jedem Treppenabsatz fünf Minuten stehen bleiben und Luft schöpfen, und es dauerte eine ganze Weile, ehe ich die Tür zum Salon öffnen konnte.

Drinnen war es fast dunkel. Durch die offenen Fenster kam die dunkelgrüne Dämmerung des regenschweren Maiabends und lag in schwarzen Schatten auf dem Boden, den Möbeln und an den Wänden.

»Guten Abend,« sagte ich erstickt. «Guten Abend, Dida.« —

Ich wollte die mir entgegengestreckte Hand übersehen, aber es ging nicht, und in dem Augenblick verliess mich der letzte Rest meiner Fassung; ich fiel auf den ersten besten Sessel und drückte die Hände gegen das Gesicht und blieb so eine Weile, ohne mich zu rühren, sitzen. Er hatte einen Stuhl dicht vor mich hingerückt, und ich empfand, ohne zu sehen, dafs er mich unaufhörlich anblickte.

»Warum kommst du hierher, Erik?« sagte ich endlich. »Weil ich wufste, dafs du allein bist. Sonst hätte es wohl noch eine Zeitlang gedauert. Aber gekommen wäre ich doch . . .« — »Weshalb?« — »Weil ich durch das Mädchen erfahren habe, was du hier ausgehalten hast.« — »Durch Ella?« — »Ja, durch Ella.« —

»Bist du sehr böse auf mich gewesen?« fragte ich nach einer Pause und wagte es, ihn anzusehen. Und ich sah, dafs er auch älter geworden ist — — aber trotzdem ist er immer noch der alte Erik, und irgendeine geheimnisvolle Freude rauschte in mir auf und jagte mir das Blut in den Kopf und stürzte mir heifs ans Herz. —

»Ob ich böse auf dich war? Ja, gewifs, Dida! Meinst du nicht? — Aber wir wollen nicht mehr darüber reden . . . Wollen wir uns wieder vertragen, Dida?«

»Ja, wenn du mir das alles nicht mehr nachträgst!« —

»Wäre ich sonst hier? — Komm, Dida, wir wollen alles vergessen, was hinter uns liegt. Ich will dich holen.« —

»Nach Hamburg — —? Nein!« — »Nicht —? Dann wo anders hin — irgendwo wird sich schon ein Platz finden, wo wir in Frieden mit unserem Jungen leben können.« —

»Wir zusammen?« sagte ich und schüttelte den Kopf. »Nein, Erik. Übrigens bin ich noch gar nicht geschieden. Wo ist deine Frau?« —

»Meine Frau wohnt wieder in ihrem geliebten Kopenhagen. Nachdem du aus dem Wege und durch deine Heirat in Sicherheit gebracht warst, hielt sie nichts mehr in Hamburg zurück. Wir beide können doch nicht zusammen leben.« — —

»Wie kamst du an die Frau?«

Er erzählte mir nun, daſs sie die Witwe eines Postdirektors aus Odense war und daſs er sie in einem kleinen finnischen Badeort kennen gelernt und sich dort in sie verliebt habe, — es sei durchaus, trotz des groſsen Altersunterschiedes, eine Liebesheirat gewesen. Ihre zarte, welke Schönheit, ihr schneeweiſses Haar, vor allem aber ihr Esprit hatten ihn fasziniert. Sie ist eine bekannte Schriftstellerin und steht mit an der Spitze der nordischen Frauenbewegung. Mit den Jahren hatte die Verschiedenartigkeit ihrer Ansichten und der groſse Altersunterschied doch zu Verstimmungen und Unzuträglichkeiten geführt, und sie waren übereingekommen, sich freiwillig zu trennen.

»Sie ist im Grunde keine gemeine Natur,« sagte Erik; »wenn sie unser Verhältnis aus der Vogelperspektive zu beurteilen hätte, stünde sie sicher auf unserer und nicht auf Frau Norresens Seite. Aber Theorie und Praxis . . . Haben wir das nicht schon oft erfahren? Ihr Auftreten gegen dich hat sie — davon bin ich überzeugt — auch hinterher bereut.« —

»Und ich!« sagte ich. »Ich schäme mich noch heute blutrot, wenn ich daran denke.«

Erik legte mir dann weiter auseinander, daſs er es für möglich, ja für wahrscheinlich halte, daſs sie jetzt, wenn sie nicht vorzeitig von der Auflösung meiner Ehe

erführe, doch in eine gesetzliche Scheidung willigen werde.

»Gib acht, Dida — wir werden uns doch noch mal heiraten können, schon Willis wegen werde ich alles dafür aufbieten. Was hast du mir mit dem Jungen eine Freude gemacht! — — Aber bis dahin — was geht uns die Welt an? Komm, Dida — sag mir, dafs du mich noch ein bifschen lieb hast!«

Ach, ob ich ihn noch »lieb hätte!!« — Ich glaube, es hat mich nie zuvor mit solcher Gewalt zu ihm hin und in seine Arme gezogen als in dem Augenblick nach der langen Trennung, aber in demselben Moment, wo ich aufsprang, hielt mich eine eigene Gewalt fest und ich wandte mich ab und ging ein paarmal im Zimmer langsam auf und nieder.

Nein. Ich will nicht. Ich will die harte Schule dieser zwei Jahre nicht umsonst durchgemacht haben. Ich kann auch nicht mehr wie früher so hinleben.

»Ich hab dich so lieb, so lieb, wie man nur einen Menschen lieb haben kann, Erik!» sagte ich und legte die Arme rückwärts um seinen Hals und bog seinen Kopf zurück und sah ihm tief in die Augen; »aber so wie damals, darf es nicht mehr zwischen uns sein. Wenn wir uns einmal heiraten könnten, dann wäre das ein Glück so grofs, dafs ich es kaum träumen kann, aber bis dahin sind wir beide gebunden, und schon Willis wegen — wie du selber sagst, müssen wir uns darin finden, dafs wir künftig nur Freunde, »platonisch Liebende« sind. Ich will nach Hamburg kommen, ich mufs es schon, weil ich auf meine eigene Kraft angewiesen bin, und weil ich, vorläufig wenigstens, um etwas zu haben, das Geschäft wieder übernehme. Ich bin selig, dafs wir uns wieder versöhnt haben und du mir nicht mehr böse bist, und wenn du mir mit deinem Rat beistehen willst,

bin ich dir dankbar, aber ich nehme nichts anderes von dir an. Wir wollen künftig wie Geschwister zusammenstehen — — nicht?«

»Wie du willst, wie du willst, Dida,« sagte er weich; »wenn wir es nur so durchführen können — Aber du kommst gleich mit?«

»Nicht gleich —« Wir machten ab, dafs ich zum ersten Juni nach Hamburg komme und das Geschäft wieder anfasse. Zeitweise mufs ich ja hierhin zurück und nach dem Rechten sehen, da mir das Haus nebst Inventar anvertraut ist.

* * *

Am Morgen darauf kam Frau Nathanson zu mir. Sie schnappte ein paarmal nach Luft und begann dann ihr Sprüchlein: »Meine liebe — beste Frau Gallen! Das geht nicht! Das dürfen sie nicht! Sie müssen auf ihren Ruf bedacht sein! Bedenken sie, dafs sie in einer kleinen Stadt wohnen: die Leute, die sie kennen, sind alle von ihnen eingenommen, und sie können hier einen netten Verkehr haben! Sie dürfen ihre Chancen aber nicht unbedacht aufs Spiel setzen. — — Ich bin gewifs nicht kleinlich — ich bin auch Grofsstädterin — sie wissen ja — aus Frankfurt — aber das geht nicht — man mufs mit den Verhältnissen rechnen — —«

»Ja, was ist denn los?« sagte ich, denn mir war an dem Morgen fast übermütig zumute. »Ach — kommt gestern abend Fräulein Griesebach zu mir. Sie sagte, sie ist bei ihnen gewesen, und sie hätten Besuch von einem Herrn aus Hamburg, und sie wäre zu neugierig, den Herrn zu sehen. Und dann pflanzt sie sich oben ans Fenster und bleibt da, immer den Blick nach ihrem Hause gewandt, sitzen. — Vier geschlagene Stunden, und um elf geht ihre Tür, und Sie treten mit einem Herrn

heraus und gehen Arm in Arm mit ihm noch eine Weile vor dem Hause auf und ab. — Die Griesebach zappelte vor Spannung und Neugierde ....

»Ist es ihr in den Kopf oder in die Beine gefahren?« sagte ich belustigt. »Das ist mir ja so wurscht, was die Griesebach denkt und klatscht, teure Frau Nathanson. Der Herr war mein alter Freund aus Hamburg, und ich gehe nächstens dahin zurück. Mir ist noch alles wie ein schöner Traum —«

Die Wifsbegierde meiner guten Nachbarin siegte nun über ihr Bedenken, und sie ruhte nicht, bis ich ihr alles mitgeteilt hatte, was — ich ihr mitteilen wollte. Sie schüttelte zwar immer noch den Kopf, aber sie meinte doch, sie hätte Verständnis dafür, dafs ich mich nach der langen Leidenszeit mal wieder freuen könnte, und deshalb freue sie sich mit mir über diese Wendung. Nebenbei aber könnte man doch dem Kleinstadtgeist einige Konzessionen machen und Vorsicht üben! —

Erik reiste auf meinen ausdrücklichen Wunsch schon am nächsten Abend wieder ab.

Aber seit der Zeit bin ich wie neuerstanden. Alle Schwere ist von mir gewichen. Ich bin wie erwacht aus einem schwülen, schrecklichen Traum.

Ich singe oft leise vor mich hin. Ich frisiere mich wieder ungefähr so wie ehedem. Ich habe auch meine Skizzenmappe wieder hervorgesucht und an dieselbe illustrierte Zeitschrift, die schon mal ein paar Bleistiftsskizzen von mir erworben, solche Bildchen verkauft für hundertzwanzig Mark. Hat man Worte! So leicht verdient man Geld, wenn man Glück hat — und glücklich ist.

Ich denke an Hamburg wie ein Kind an Weihnachten.

* * *

»Berlin, 12. Oktober 96.

Geliebte Dida!

Der Kuckuck soll die Anständigkeit und den Erwerb und alles, was drum und dran hängt, holen. Ich mag nicht länger mehr weiter mit. Der Kopf brummt mir vor lauter Sorgen. Und sage mal ehrlich: Ist es nicht im Grunde ein heilloser Blödsinn, sich mit diesem Wust von Ärger und Sorgen und Widerwärtigkeiten abzuschinden? Glaubst Du wirklich, dafs wir deshalb wieder in die Reihen der Lebendigen aufgenommen werden, weil Du eine Weinstube hast und ich eine Pension? Blech alles! Uns achtet niemand auch nur eine Bohne mehr deshalb. Unsinn zu sagen: Was war, das war. Nein, was war, das ist, jetzt und in Ewigkeit. Ich mufs Dir mal ein hübsches Histörchen erzählen. Du weifst ja, dafs meine Pension sich nicht rentiert und ich immerzu an Schulden würge, was eine niederträchtige Sache ist. Nun brauchte ich kürzlich notwendig etwas Tischwäsche, nicht viel — etwa für fünfzig Mark — und kaufe sie in einem Geschäft in der Leipziger Strafse, in dem ich früher ein gute Kundin war. Früher, als ich in der Markgrafenstrafse wohnte, kaufte ich dort stets grofse Posten, und es kam den Leuten gar nicht darauf an, mir auch für hundert und mehr Mark auf Pump zu geben. Einmal kaufte ich einige Kleinigkeiten dort, und da zeigten sie mir französische Wäsche, Hemden, das Stück zu fünfundzwanzig Mark; ich wollte sie nicht haben, weil ich das Geld nicht gleich hatte, aber sie drängten sie mir ordentlich auf, sechs Stück, die ich später natürlich ehrlich bezahlt habe. Also jetzt hatte ich auch gleich kein Geld und sagte arglos, sie sollten es notieren. Da sah die Kassiererin den Chef an, und der machte ein verlegenes Gesicht und sagte, es sei bei ihnen Geschäftsprinzip, nur gegen bar zu verkaufen.' Ich

sage: ‚Na, tun Sie mir ’n Gefallen, früher haben Sie mir alles, was ich wollte, ohne Geld gegeben, und jetzt, wo ich eine solide Existenz habe, vertrauen Sie mir nicht für lumpige fünfzig Mark Ware an. — Wie reimt sich das?‘ Er zuckte die Achseln, und ich las seine Gedanken deutlich von seinem Gesicht: ‚Ja, früher, da verdienten Sie die blauen Scheine leicht, und es war kein Risiko, Ihnen zu pumpen, denn sie hätten sich gehütet, mit dem Gericht in Konflikt zu kommen, aber jetzt —?‘ Kurz — er hat erst eine Erkundigung über mich eingezogen, und da wir vielen Leuten jetzt Geld schulden, habe ich die Wäsche nicht gekriegt. Da siehst Du, was einem in den Augen der Leute sein Bestreben, anständig zu werden, nützt. — Eine Kokotte hat Kredit; die Pensionsinhaberin nicht. Ich bin jetzt oft in einer verzweifelten Stimmung und brächte mich am liebsten um die Ecke. Nun möchte man gern mal wieder Mensch sein und kommt nicht dazu vor hunderttausend Widerwärtigkeiten. Ich höre so oft von den Leuten, wenn von so einer armen Paria die Rede ist: Warum arbeitet solch ein Geschöpf nicht? — Ja warum — warum — warum nicht? Seid nur erst mal mitten mang, ihr Neunmalklugen, und dann versucht es. Das ist gerade, als wenn jemand mit einer Kette am Bein eine glatte Wand hinaufklettern soll. — — Ich werde Dich nächstens auf ein paar Tage besuchen. Wie geht es Frau Pettersen? Lebt sie noch, oder ist sie schon hinüber? Deine Schilderung, wie sie leidet, hat mich doch ergriffen. Das ist das Ende vom Liede. Schauderhaft. Ich freue mich, zu hören, dafs Dein Geschäft gut geht, und dafs Du Dich leidlich wohl befindest. Hoffentlich erholt sich der kleine Willi bald wieder, ich möchte ihn gern mal wieder sehen; er ist ein zu süfses Kerlchen. Na, und im übrigen — weifst Du, Didel, ich vertrage vieles; man

kann mich Schuft und Besenstiel schimpfen, aber eins kann ich nicht gut verknusen, nämlich wenn man mich für dumm verkauft. Dafs Du nun plötzlich mit Deinem Erik in rein platonischer Freundschaft zusammenlebst — na höre mal — erzählst Du das mir oder wem?

Für heute adieu. Ewig Deine Thymian.«

* * *

Das Geschäft in Hamburg hatte ich in ziemlich verwahrlostem Zustande gefunden. Die Frau des Pächters war im Herbst gestorben; seit der Zeit plagte der Mann sich mit Wirtschafterinnen herum, und was das in einem Restaurant heifsen will, können nur Leute von Fach beurteilen. Auf ein gewöhnliches Publikum war das Lokal nicht zugeschnitten, auch nicht umfangreich genug, um damit zu rentieren, und die bessere Kundschaft hatte sich verzogen. Da hiefs es nun, die ganze Persönlichkeit einsetzen, um wieder Schwung in die Sache zu bringen, und es wurde mir um so schwerer, als ich keinen Lude Schnack mehr zur Seite hatte, und ich von dem Personal niemand gut genug kannte, um ihm Vertrauen schenken zu können. Dazu war mir das Haus am Rhein, für das ich verantwortlich war, eine Chaîne. Heribert war auf unbestimmte Zeit nach Südamerika gegangen, — fremden Leuten durfte ich es, der kostbaren Sammlungen wegen, nicht anvertrauen, alle drei Monate mufste jemand von uns, etweder Ella oder ich, hin und lüften und säubern und alles auf seinen Zustand inspizieren. Trotzdem kam das Gefühl der Entmutigung, wie in der ersten Zeit, als ich das Lokal übernommen hatte und nun mit der ganzen Ratlosigkeit meiner unerfahrenen achtzehn Jahre vor der ungewohnten Aufgabe stand, keinen Moment lang in mir auf, und obgleich sich mir immer noch tief im

Herzen eine deutliche, scharfe Opposition gegen diese Art der Wirksamkeit regte, setzte ich doch eine Art Ehrgeiz darin, das Geschäft wieder auf eine gewisse Höhe zu bringen. Und das gelang mir gegen mein eigenes Erwarten diesmal überraschend schnell.

Meine erste Tat nach meinem »Regierungsantritt« war, dafs ich das gesamte, lotterige Personal entliefs und meine Tätigkeit mit neuen, sorgfältig ausgesuchten, gut empfohlenen Leuten begann. Meine Aufgabe war diesmal um so schwerer, als ich gar kein Betriebskapital in Händen hatte. Es hätte mich nur eine Silbe zu Erik gekostet — er hatte es mir wiederholt angeboten —, aber ich setzte meinen besonderen Stolz darin, diesmal ganz allein auf eigenen Füfsen zu stehen. Das Geld sollte nie wieder irgendwelche, wenn auch noch so beiläufige Rolle in unserer Freundschaft spielen. Ich wollte ihm das in dem Unternehmen steckende Kapital verzinsen, wie Heribert Gallen es in den vorhergehenden Jahren getan hatte, und im übrigen nichts von ihm annehmen.

Wie ich erst kurze Zeit in Hamburg war, teilte mir ein Frankfurter Bankhaus mit, dafs Heribert Gallen dreitausend Mark für mich angewiesen habe und das Geld zu meiner Verfügung bereit läge. Es war eine grofse Versuchung für mich, es mir schicken zu lassen, denn just in der Zeit waren meine Anstrengungen durch den Mangel an Geld direkt lahmgelegt; aber gleichviel — ich hatte einen solchen heillosen, abergläubischen Schrecken vor gerade diesem Gelde, dafs ich bestimmt überzeugt war und noch heute bin — es hätte mir Unsegen und Unglück gebracht. Einstweilen liefs ich es stehen — es wurde mir insofern doch nützlich, als ich das Bankbüchelchen ein paarmal einem Gläubiger zur Sicherung hinterlegte.

Dafs das Geschäft dann so rasch hochkam und en vogue wurde, war weniger mein Verdienst als das Werk eines blinden Zufalls. Eines Nachmittags gegen fünf, um die Hamburger Tischzeit, kamen vier bekannte Börsianer bei uns herein. Sie waren in einer eifrigen Diskussion über geschäftliche Angelegenheiten vertieft — unser Lokal hatte ihnen wohl gerade am bequemsten gelegen — und tranken erst ein paar Flaschen Wein, bestellten dann ein Diner und kamen allmählig in eine gemütlich animierte Stimmung. Und sie erklärten das Essen für hervorragend, den Wein vorzüglich, und sie sahen sich um und fanden die Räume reizend intim und behaglich und blieben bis nach neun; und sie sagten mir, dafs sie sich selten in einem Lokal so wohl gefühlt hätten und oft herkommen würden.

Sie hielten Wort. Schon am nächsten Tage speisten zwei von den vier Herren wieder bei uns und brachten drei andere Herren mit, und von da an war meine Weinstube »lanciert« und kam in Mode. Um die Frühstücks- und Dinerzeit und dann wieder von acht an war oft kein Platz mehr zu haben.

Dafs das Geschäft mir ein glänzendes Auskommen bot, ist keineswegs zu behaupten, dazu arbeitete ich mit zu viel fremdem Geld. Aber es rentierte sich; ich konnte meinen sämtlichen Verpflichtungen nachkommen und fand meine Existenz darin, und das war ja mein nächst zu erstrebendes Ziel gewesen. Sonst war meine Seele oft weit ab von meiner geschäftlichen Tätigkeit. Die Arbeit in solcher Wirtschaft reibt körperlich auf; man hat nicht, wie andere, e i n e n Werktag und dann Feierabend, nein, in d e m Gewerbe fängt um acht Uhr, wenn andere ihre Läden schliefsen, der zweite Tag an, und man mufs doch immer Frische und Gemütsruhe glaubhaft markieren, damit sich die Gäste behaglich

fühlen. Eine nervöse, übermüdete und verdriefsliche Wirtin bedeutet geschäftlichen Tod in dieser Branche.

Meine Seele war nicht bei der Sache. Die Schatten wichen immer noch nicht von meinem Wege. Als ich einigermafsen mit dem Geschäft zustande war, holte ich mir mein Kind und Ella zurück. Erik protestierte zwar dagegen, und er hatte ja nicht Unrecht, dafs der kleine Mann draufsen auf der Uhlenhorst bessere Luft und Pflege habe als in meiner engen Wohnung zwei Treppen über dem Lokal und in der Unruhe des Geschäftslebens, aber, lieber Gott — einmal hat auch die Selbstlosigkeit der Mutterliebe ihre Grenzen. Das Kind war mein einziger Sonnenschein und meine einzige Erholung; denn Erik und ich — wir fanden auf die Dauer doch nicht den richtigen Ton. Wir waren uns wohl beide im stillen klar darüber, dafs nach den Jahren innigsten Zusammenlebens und intimster Gemeinschaft der status quo eines rein freundschaftlichen Verkehrs auf die Dauer unmöglich war. Es gab nur zwei Wege für uns aus diesem unhaltbaren Zustand heraus: entweder es wurde so wie früher, oder wir mufsten uns ganz trennen. Das eine wollte ich und das andere konnten wir nicht. Er tat auch nichts, um mich zu beinflussen, mein entschlossenes Wollen schien ihm zu imponieren, und er respektierte es, aber wir litten beide darunter; wir wichen jedem Alleinsein aus, und wenn wir zusammen waren, schlich sich ein gedrückter Ton in unsere Unterhaltung.

Meine Scheidung zog sich endlos in die Länge. Es ist unglaublich, was die Gesetze, Gerichte und Richter alles zusammentragen, um den beiden Galeerensklaven einer unglücklichen Ehe den Weg zur Freiheit mit einem unübersteigbaren Reisighaufen von Paragraphen, Buchstabengründen, gesuchten Bedenklichkeiten und kleinlicher Rechtsnörgelei zu versperren. Bei uns lagen die

Sachen doch so furchtbar klar. Der code civile erklärte sogar schwere Beleidigungen an sich als Scheidungsgrund, und was ich in Ellas Gegenwart an Schmähungen und Beleidigungen hinnehmen mufste, davon ist doch das Ende weg. Dazu kamen die anderen Quälereien, die doch gewifs unter den Paragraphen »Schwere Mifshandlungen« fielen, aber trotzdem ich alles nachweisen konnte, war und war kein Ende abzusehen. Einmal erschwerte Heriberts Abwesenheit den Fortgang des Prozesses, monatelang wufsten wir seine Adresse überhaupt nicht, dann fehlte es dem gegnerischen Anwalt angeblich an Informationen, und die Termine wurden drei-, viermal verlegt; dann wieder machte das Gericht die eigenartigsten Einwände. Unter anderem hiefs es: die »sogenannten Mifshandlungen« könnten ja eine abgekartete Sache sein, um das Gesetz zu umgehen und eine Ehescheidung durchzusetzen — — also mit anderen Worten: Ich habe mich viele Monate lang absichtlich einsperren und tagelang aushungern lassen, um nur einen plausiblen Scheidungsvorwand zu haben. — — Man verlangt Beweise für das Gegenteil. — — Ich war manches Mal verzweifelt!

Unterdessen hatte Erik, ohne dafs ich davon wufste, seiner Frau nochmals vorgestellt, dafs die Erlangung der gesetzlichen Freiheit doch für sie beide wünschenswert sei. Nach einiger Zeit anwortete sie ihm, dafs sie sich nach reiflicher Überlegung entschlossen habe, ihm seinen Wunsch zu erfüllen. Nur eine Bedingung knüpfe sie daran: dafs er ihr sein Ehrenwort gebe, nie wieder die Beziehungen zu mir aufzunehmen; denn der Gedanke, mir den Platz zu räumen, sei ihr unerträglich.

Er las mir den Brief, der in dänischer Sprache abgefafst war vor und übersetzte mir den Inhalt.

»Sie hat nicht unrecht,« sagte ich. »Ich stehe in

ihrer Erinnerung als ein megärenhaftes Ungeheuer, aus Roheit und Brutalität zusammengebraut, und man kann es ihr nicht verdenken, dafs sie dich vor einem solchen Geschöpf schützen will.«

Er antwortete nichts, legte den Brief in sein Portefeuille zurück und sah nachdenklich in die Rauchwölkchen seiner Zigarette.

»Was schreibst du ihr nun darauf?« fragte ich gespannt.

»Was ich ihr antworte? Nun — ich werde zum ersten Male in meinem Leben die Wahrheit schneiden. Ich schreibe ihr, dafs Du ja verheiratet bist und dafs hm — — etwas durchaus anderes mir jetzt den Wunsch frei zu werden, eingibt — das ist nicht einmal ganz gelogen, Dida! In erster Linie denke ich an unseren Jungen.« —

Ich nickte; ich war nicht eifersüchtig auf mein Kind, dafs mich aus dem ersten Platz in Eriks Herzen verdrängt hatte, im Gegenteil: gerade seine Liebe zu dem Kinde war mir eine grofse und süfse Genugtuung; aber eine abergläubische Angst schnürte mir wieder das Herz zusammen: dafs wir *wieder* auf krummen Wegen, durch Lüge und Trug zum Ziel gelangen sollten.

Warum ist in meinem Leben immer alles dunkel, warum kann ich denn nicht ein einziges Mal wie andere auf hellem, gradem Wege zu einem ruhigen steten Glück kommen? Ist das eine Tragik, dafs einem einzigen Irrschritt immer die lange, eiserne Kette von Folgen und Konsequenzen anhängt, und dafs man sie dann durch das ganze Leben nachschleifen mufs!!

Im August ging Ella mit Willichen auf Eriks Wunsch nach Partenkirchen; er selbst folgte ihnen nach vierzehn Tagen und blieb dort sechs Wochen mit ihnen zusammen. Der Kleine hatte die Erholung nötig; man

konnte nicht sagen, dafs ihm etwas Besonderes fehlte; aber er nahm an Gewicht ab, anstatt zu, und sah angegriffen und merkwürdig wachszart aus. Die Leute behaupteten, er würde von Tag zu Tag schöner und engelartiger, aber ich mochte nicht viel davon hören, ein kerniger, wilder Junge wäre mir lieber gewesen als das zarte Engelchen mit dem goldenen Lockenschein um das feine Gesichtchen.

Ich blieb den Sommer über in Hamburg, da ich den fremden Leuten das Geschäft nicht überlassen konnte, obgleich in den Monaten nicht sehr viel zu tun war. In meiner freien Zeit kehrte ich immer wieder zu meiner Skizzenmappe zurück. Oft, wenn ich in Gedanken versunken vor mich hinträumte, fuhr meine Hand mechanisch mit dem Bleistift über das Papier, und ohne dafs ich es beabsichtigte, formten sich meine Gedanken zu Bildern, und nicht selten sagte ich mir dann verwundert: Wie kommt das dahin?! Das ist ja wunderhübsch! Das habe ich doch nicht gezeichnet? — Und lachte mich aus und dachte: Das ist zu spafshaft, eine Weinstubenwirtin, die nebenbei zeichnet und malt wie eine höhere Tochter, das pafst ja gar nicht zusammen — wenn jemand es wüfste, würde man darüber lachen . . . Aber da es mir Vergnügen machte, fragte ich danach nicht und trieb meine Lieblingsbeschäftigung weiter, und oft dachte ich bei mir, wie schön es wäre, wenn ich stundenlang so sitzen und meine Träume mit Bleistift, Pinsel und Farbe festhalten könnte.

* * *

Als ich Helga Petterson zum ersten Male besuchte, hätte mich nahezu der Schlag gerührt vor Schreck, obgleich Erik mich vorbereitet hatte. Sie war überhaupt

kaum wiederzuerkennen. An ihrem hageren Körper hingen keine zwei Pfund Fleisch; es war alles nur Haut und Knochen. Das Gesicht war welk und zusammengeschrumpft wie bei einer Greisin, und sie konnte nur langsam und gestützt wenige Schritte gehen. Wie ich sie besuchte, saſsen ein paar schöne aber höchst zweifelhafte Weiber bei ihr, die sich auf einen Wink von ihr verabschiedeten.

»Guten Tag, Didachen,« sagte sie und gab mir ihre weiſse, unheimlich magere Hand. »Du erschrickst wohl vor mir? Sei kein Frosch! Verstelle dich nicht. Vor mir brauchst du dich nicht zu genieren. Ich weiſs, was ich weiſs. Es geht bald zu Ende mit mir, Dida.« —

»Ach, Helga,« sagte ich. Aber sie machte eine abwehrende Handbewegung und drückte das Taschentuch gegen die Augen, und ich schwieg auch. Was war da noch zu sagen! Die hatte auspoussiert und ausgetanzt und ausgerast! Von der schönen, üppigen, fliederduftenden Helga von einst war nur noch ein Häufchen morscher Knochen, das jeden Augenblick zusammenfallen konnte, übrig.

Ich brauchte nicht zu fragen, was ihr fehlte, aber sie sprach selber mit einer Gelassenheit, die geradezu abstoſsend wirkte, von ihrer furchtbaren Krankheit.

»Sie haben mich alle verlassen — sogar Frédéric Larstorff,« sagte sie; »er behauptet, ich hätte ihn angesteckt. Ich glaube ja nicht einmal, daſs es wahr ist, aber wenn — — von selber habe ich es auch nicht bekommen. Ich bin der Männer überhaupt schon lange überdrüssig — sie können einem zuletzt nichts mehr bieten — und ich mache mir nichts daraus, daſs sie fortbleiben. Die Freundinnen sind treuer.« —

Es zuckte um ihren Mund, und plötzlich begann sie zu schluchzen; es war das schmerzhafte, trotzige Weinen

eines verwöhnten Kindes, das sich ungerecht bestraft glaubt.

Ich wufste nicht, was ich ihr sagen sollte. Zu trösten gab es da nichts, und mich graute und ekelte vor ihrer Krankheit. Ich hatte einmal gehört, dafs schon der Atem und die blofse Berührung solcher Kranken ansteckend wirkt, und ich safs wie auf Kohlen, und doch schien sie mir so bedauernswert, dafs ich es nicht übers Herz brachte, gleich wieder fortzugehen.

Sie war einmal so! Sie war eine zügellose Natur, die sich nie zu beherrschen und sich nie etwas zu versagen verstanden hatte. Niemand kann aus sich selbst heraus. Sie hatte auch keine Kinderstube gehabt, weder von Haus aus, noch im Leben. Sie fand es etwas ganz Natürliches und absolut nichts Unrechtes, sich in wilder Rücksichtslosigkeit alle Blumen, die ihr gefielen, abzureifsen, um sie nach unartiger Kinderart dann wieder achtlos wegzuwerfen; sie hatte nie danach gefragt, ob unter dem bunten, geilen Unkraut, an dem sie Vergnügen fand, auch Giftzeug steckte, das Gefahren brachte... Kann man solche Menschen verdammen und sagen: es geschieht ihnen recht, sie haben es nicht besser verdient? — — Ich finde, man hat kein Recht dazu. In jedem Menschen steckt der Trieb, sich einen grofsen, möglichst grofsen Anteil »Glück« zu ergattern. Wenn es nun Menschen gibt, die dieses Glück in anderen als rein äufserlichen Dingen suchen, und andere, die die anerzogene Moral der Gesellschaft über das persönliche Glück setzen, und noch andere, die in sich die Kraft haben, das, was ihnen dienlich ist und nicht, zu unterscheiden und mafszuhalten, kann man ihnen das als Verdienst anrechnen? Warum duftet der Mohn nicht so schön wie die Reseda, und warum ist die Reseda nicht so schön wie die Rose, warum trägt dieser Baum süfse

Frucht und jener Strauch bittere Giftbeeren? — — — Kann der Mensch was für seine Veranlagungen und Wesenszüge?

Ich habe wohl oft gewünscht, ich hätte Helga nie kennen gelernt; sie hat kein Glück in mein Leben getragen. Aber anderseits ist sie immer gut und freundlich zu mir gewesen, und von ihrem Standpunkt aus wollte sie für mich immer sicher nur das Beste. Wenn sie zur Kupplerin wurde, so war sie es nicht aus gemeinen und rein egoistischen Gründen. Sie dachte wohl nebenbei an ihren Vorteil und gestand dies auch offen zu, aber es ist ihr sicher nie eingefallen, daſs sie an mir damit ein groſses Unrecht beging: sie fühlte sich in diesem Leben glücklich und schloſs von sich auf andere.

Nach einem Weilchen beruhigte sie sich, und ich muſste ihr von meinen Ehejahren erzählen.

Sie schüttelte den Kopf. »In dir kommt immer das skwere Bauernblut zur Sprache, Dida,« sagte sie. »Ein Weib mit Temperament hätte sich nicht zwei Jahre lang so pisacken lassen. Du wirst wohl doch noch Erik Norresen heiraten?«

Ich zuckte die Achseln.

»Dumm,» sagte Helga, »heirate ihn, dann ist die ganze Illusion flöten. Übrigens — es soll ihm ja mächtig nahe gegangen sein.«

Ich blieb noch eine Weile und muſste ihr dann versprechen, recht bald und recht oft wiederzukommen. Aber wie ich drauſsen war, meinte ich, ich müſste immer wieder die Lungen weit öffnen, um die parfümierte Krankenstubenatmosphäre aus- und die reine, warme Sommerluft einzuatmen. Ich ging wohl noch eine Stunde an der Alster spazieren; ich war so erschüttert, daſs ich gar nicht darüber hinwegkam. Über den lachenden, blauen Sommertag breitete sich vor meinen Augen ein

Schleier. Was sind doch alle Standreden und Moralpauken strenger Sittenrichter, alle Warnungen besorgter Jugendhüter, alle fulminanten Reden und zornflammenden Weckrufe, was ist alles Gerede und Geschreibsel über Sitte und Moral gegen die eindringliche und erschütternde Predigt s o l c h e r Krankenstube. Vor ein solches Krankenlager sollte man alle diejenigen stellen, die in einem Dasein, wie Helga es führte, das Ideal einer sich austobenden Existenz sehen: Seht her: das ist das Ende . . .

Es kostete mich jedesmal eine Überwindung hinzugehen, aber ich besuchte sie doch, so oft ich irgend konnte. Ich hatte es ja, Gott sei Dank, gelernt, mein eigenes Wünschen und Behagen auch mal hintanzusetzen, um für andere etwas zu tun.

Die arme Tante Charlotte, die die Ursache und Natur von Helgas Erkrankung nicht einmal ahnte, war in Verzweiflung; sie konnte den Gedanken, dafs das Leben ihres Lieblings durch diese Krankheit bedroht war, überhaupt nicht fassen.

Anfang August wollten sie nach St. Moritz, aber Helgas Zustand hatte sich inzwischen so verschlimmert, dafs an eine Reise nicht gedacht werden konnte.

Sie mufste nur liegen, und das Fieber stieg abends manchmal auf zweiundvierzig Grad, ganz fieberfrei war sie auch unter Tags selten. Sie hatte unsägliche Schmerzen, so dafs sie manchmal stundenlang weinte und schrie, und ihre Umgebung anflehte, sie doch zu töten.

Es war ein grofses, persönliches Opfer, länger als ein paar Minuten bei ihr auszuhalten. Die glühende Sommersonne drang durch Jalousien und Vorhänge, und der fürchterliche, von ihrem Körper ausströmende Verwesungsdunst verpestete die Luft bis zur Unerträglichkeit. Der Arzt gab keine Hoffnung, sie länger als höchstens noch ein paar Wochen zu erhalten. Eines

Nachmittags fand ich sie etwas besser wie sonst. Sie hatte wenig Schmerzen und war ziemlich gesprächig.

»Weifst du, dafs ich jetzt sehr oft an die Sommerwochen bei euch auf dem Hofe denken mufs!?« sagte sie. »Die letzte Nacht besonders — — — ach, es war doch skön! Wie ein Traum!« —

»Ja, so kommt mir die Zeit damals auch vor!« sagte ich.

»Es war so skön, so skattig, so ruhig in dem Garten mit den vielen Bäumen am Wasser,« fuhr sie fort. »So frisch, — so kühl, — wonnig, sonnig. — — — Und an Eken Kornils dachte ich. — — Ach, was war das für ein frischer, starker, gesunder Mensch! — — Hast du ihn mal wieder gesehen, Dida?«

»Nein, Helga.«

»Er wohnt draufsen an der Wandsbecker Chaussee — — er war ein guter, dummer Mensch. Er wollte mich partout heiraten, und als ich nicht wollte, blieb er weg, und wir hätten doch gut als Freunde verkehren können. — —

»Dida!« — »Was, Helga?« — »Ich habe eine Idee — vielleicht ist es eine fixe Idee — — lache nicht!« — »Was denn, Helga?« — »Ach, Dida —!! Ich — ich!« sie hob die Arme, breitete sie aus und liefs sie müde sinken, »ich glaube, ich würde gesund, wenn mich noch einmal ein so sköner, gesunder Mensch wie Eken Kornils in seine Arme nähme und mich küssen täte — — ich — ich habe s o l c h e Sehnsucht nach Eken. — — —« Es ging wie ein Strom von frischer Luft von ihm aus — — »ach! — — Es ist so heifs hier — ich ersticke!!«

Sie ächzte und bog den Kopf vornüber, so dafs die dicken, goldroten Locken wie eine Mähne über ihr Gesicht fielen und lang und weich auf ihr spitzenbesetztes Nachtkleid rollten . . . »Dida! — — — Willst du mir einen grofsen Gefallen tun?« — »Gern Helga! Und?« —

»Geh — hol' mir Eken her! Ich möchte ihn noch mal sehen. — — — Er hat mich sehr geliebt, er kommt!! — — Er soll mich noch einmal so an sich drücken wie damals! Er soll mich küssen, er soll mich gesund küssen.« — »Aber Helga,« sagte ich und konnte nur mit Mühe mein Entsetzen verbergen, »das sind ja jetzt acht Jahre her. — — Ihr seid euch inzwischen doch fremd geworden!« —

»Bitte ihn! Er kommt!« sagte sie zuversichtlich, »geh — Diden — tu's. Ich habe eine so grofse Sehnsucht. — — Ich weifs bestimmt, er macht mich gesund — — geh!«

Sie sah mich mit ihren armen heifsen Augen flehend an, und um ihre spröden, fiebernden Lippen zuckte schon wieder das Weinen. Da konnte ich nicht nein sagen und stand auf und versprach ihr, Eken aufzusuchen und ihn herzubringen.

Ich wünschte im stillen, er würde nicht zu Hause sein, aber meine Hoffnung erfüllte sich nicht. Er war viel gealtert und sah dem Eken von einst kaum noch ähnlich. Er war mit fast stutzenhafter Eleganz gekleidet, eine blafslila Kravatte auf lichtgrüner Battistwäsche brachte einen eigenartigen Effekt in seinen feinen grauen Anzug, und die champagnerfarbenen Stiefel safsen wie angegossen.

Er begrüfste mich mit etwas gesuchter Herzlichkeit; als ich ihm mein Anliegen vorgetragen hatte, lachte er affektiert auf.

»Die schöne Frau Helga hat plötzlich Sehnsucht nach mir?! Höchst schmeichelhaft!! Und krank ist sie —? Das bedaure ich! Sie war eine reizende Frau!«

»Frau Petterson liegt hoffnungslos nieder. Sie kann noch ein paar Wochen leben, aber ebensogut kann sie

heute oder morgen sterben. Würden Sie ihr den Wunsch erfüllen und mitkommen?« —

»Ich —? Ja, gewifs, warum nicht?! Schon in Erinnerung an die schönen Tage in ihrem Elternhaus, Frau Gallen. — — Ja — ja. — — Was ein paar Jahre für Veränderungen bringen können, nicht wahr? Soll ich gleich gehen? Oder vielleicht morgen?«

Ich bat ihn, gleich mitzukommen, und nach zehn Minuten erschien er im Paletot und Zylinder zum Gehen bereit.

Als die Droschke schon vor dem Hause am Alsterdamm hielt, legte ich die Hand auf Ekens Arm und bat ihn flüsternd, sich vorzusehen, da Helgas Krankheit ansteckend sei.

«Ich fürchte mich nicht vor Ansteckung,« sagte er unbefangen. »Was fehlt ihr denn?«

»Ich weifs es nicht — — Tante meint, es ist Schwindsucht — —.« — »So — so. Schade um die schöne Frau . . .«

Ich ging voran, um Helga den Besuch anzukünden. Dann führte ich Eken hinein und zog mich zurück.

Er war nur einen Augenblick, vielleicht nur zehn Minuten drinnen, aber als er herauskam, war er totenblafs und so verstört und erschüttert, dafs es ihm momentan offenbar schwer wurde, ein Wort zu sagen. Er drückte mir die Hand, murmelte etwas Unverständliches und hatte sichtbare Eile fortzukommen.

Ich fürchtete mich ordentlich, zu Helga hinzugehen, fand sie aber sehr ruhig. Sie safs aufrecht im Bett, und das Abendlicht, das durch die rosa Vorhänge fiel, warf einen trügerischen Schein von blühender Farbe über ihre eingefallenen, weifsen Wangen, aber um ihren Mund und ihre Augen lag ein so hoffnungslos trauriger Zug, wie ich ihn vorher noch nicht an ihr bemerkt hatte.

»Danke, Dida,« sagte sie und gab mir die Hand. »Du bist gut! — Aber weifst du, Kind — — ich wollte, ich hätte ihn nicht wieder gesehen . . . Weifst du, dafs wir gegenseitig voreinander erskraken? Gott — nein! Acht Jahre! Das ist doch noch gar nicht lange! Und das ist Eken! Hast du ihn erkannt?«

»Ich —? Ja, ich hatte ihn gewifs erkannt. Es war noch immer der stattliche, schöne Eken — — nur die lebenströmende Kraft, die Frühlingsfrische, die ihn ehemals auszeichneten, und die ihm so gut standen — der gesunde Erdgeruch des Bauern — waren von ihm gewichen, — er hatte sich in der Grofsstadt akklimatisiert und war Welt- und Lebemann geworden, das war alles.

»Mir tut's jetzt gar nicht mehr leid um das bifschen Leben,« sagte Helga müde, »das ist eine Welt, in der man ein solches Eintagsfliegenleben führt. Heute rot und morgen tot und unbrauchbar wie eine ausgeglühte Kohlenschlacke . . . Ich möchte jetzt nicht einmal mehr gesund werden. Wozu?! — Man hat ja doch nichts davon. Wenn nur die gräfslichen Schmerzen nicht wären — —.«

In den nächsten zwei Tagen konnte ich nicht hingehen, aber am dritten Tage frühmorgens gegen acht, als ich eben unten war, klingelte das Telephon wie wahnsinnig, und als ich das Hörrohr nahm, schluchzte mir eine verschwollene Stimme in abgerissenen Sätzen entgegen. Erst nach einer Weile verstand ich: Tante Charlotte rief, ich möchte sofort kommen. — — Vor einer Stunde war Helga gestorben.

Ich ging gleich hin. —

Tante Charlotte war halb wahnsinnig vor Schmerz; die Katastrophe hatte sie ziemlich unvorbereitet getroffen, da sie immer noch fest auf eine Besserung gehofft hatte.

Helga war als Leiche schöner wie in ihrer Krankheit. Der Tod hatte die reinen Konturen ihres Kopfes wieder hervorgeholt; auf dem schmalen, tief in den roten Lockenwald eingebetteten Gesichtchen lag ein lieblicher, fast kindlicher Ausdruck; wohl niemand hätte dieser Toten das wildbewegte, voraufgegangene Leben zugetraut. Leider zeigten sich schon nach ein paar Stunden Verwesungsspuren. Der Leib begann zu schwellen, das Gesicht wurde blau, und ein gräfslicher Geruch machte ihre schleunige Einsargung und das sofortige Schliefsen des Sarges notwendig.

Ich hatte genug mit Tante Charlotte, die von einer Ohnmacht in die andere fiel, zu tun. Trotzdem es im Sterbezimmer kaum auszuhalten war, wollte sie von der Toten nicht weichen. Dabei klammerte sie sich an mich und liefs mich keine Sekunde los. Zwischen Schluchzen und Wehelauten stiefs sie abgerissene Sätze hervor: »Ihr habt sie alle nicht gekannt! — Sie war zu gut für diese Welt — sie war ein Engel — Dida — — ein Engel — — Jedem Armen hat sie gegeben. — Sie war so mitleidig — so gut. Schon in Kopenhagen — — als kleines Kind — wenn sie vor unserer Tür in Vesterbro spielte — sagte mein Nachbar, Professor Steensen: ‚Das ganze Kind ist Sonne.‘ — Und die mufs mir sterben.« —

Gegen Abend brachte ich die alte Dame ins Bett und blieb bei ihr, bis sie fest schlief, und am nächsten Morgen um sieben war ich wieder bei ihr. Sie wollte durchaus die Leiche in Kopenhagen beerdigt haben und dann wieder dahin ziehen. Und so geschah es.

In einer mondhellen Augustnacht wurden Helgas Reste nach dem Güterschuppen übergeführt, um von da mit dem nächsten Zuge, um halb sieben früh, nach Kopenhagen gebracht zu werden. Tante Charlotte fuhr

eine Stunde später mit dem Schnellzug — — und ich begleitete sie zur Bahn. Es war ein trauriges Scheiden Die alte Frau hing mir weinend am Halse und konnte nicht fertig werden mit Abschiednehmen; wir mufsten sie schliefslich halb mit Gewalt ins Coupé schieben.

Als der Zug abfuhr, überkam mich ein eigenes Gefühl: Mit Helga und Tante Charlotte ging ein Stück meines Schicksals dahin. Wer weifs, was ohne die Vorsehung, die die beiden Frauen nun doch einmal in meinem Leben gespielt hatten, aus mir geworden wäre. Wahrscheinlich hätte sich mein Leben dann immer in der geraden, langweiligen Bahn einer ehrbaren Bauerntochter und Bürgerfrau abgespielt, aber ob ich dann glücklicher geworden wäre? Ob meine unruhige, explosive Natur sich ohne weiteres dem Zwange der kleinbürgerlichen Verhältnisse dauernd gefügt hätte? — — Wer weifs!! —

Ich denke nur mit wehmütigen Empfindungen an Helga. Sie hat in ihrem Leben immer meist nur gegen sich selbst gesündigt, und es laufen Millionen ehrbarer Frauen in der Welt herum, die ich trotz alledem nicht gegen Helga eintauschen möchte.

* * *

Es wurde Weihnachten und Neujahr, und mein Scheidungsprozefs schwebte noch immer. Unterdessen hatte Erik sich mit seiner Frau dahin vereinbart, dafs sie die Klage wegen böswilligen Verlassens anstrengen, und dafs er sich als schuldiger Teil erklären lassen wollte. Aber diese Einigung war schon im Herbst zustande gekommen, und noch immer war nichts in der Sache geschehen.

Wir waren am Weihnachtsabend draufsen bei Erik, und

es brannte, wie in früheren Jahren, ein Riesenlichterbaum, und diesmal drehte sich alles um das Kind.

Der Kleine sah zum ersten Male einen brennenden Weihnachtsbaum in greifbarer Nähe; der grofse Salon nach vorn war in einen Spielzeugbazar umgewandelt; es war diesmal fast ein wenig zuviel des Guten geschehen; der kleine Mann wufste nicht, wohin er sich zuerst wenden, und was er am meisten bewundern sollte, bis er unter all den kostbaren Spielsachen plötzlich eine kleine Zehnpfennigschachtel mit Blechgeschirr — das Geschenk einer armen Frau, die jeden Tag bei uns in der Küche das Essen für sich und ihren kranken Mann holte — entdeckte. Zu Eriks Enttäuschung blieben das teure Schaukelpferd, das komplizierte Kasperletheater, die Puppen, die Soldaten, die Bilderbücher und die Eisenbahn unbeachtet, aber die Blechsachen mufsten gleich herhalten; auf der Reibe wurde Schokolade gerieben und in dem Kasserolchen gekocht, und ich meinte, der Junge würde gewifs noch einmal Koch oder Kellner, worüber Erik entrüstet war und meine Meinungsäufserung für einen schlechten Scherz erklärte. Meine Eltern hatten diesmal auch eine Weihnachtskiste mit allerhand Sachen für das Kind geschickt, und Mutter schrieb dazu, sie hätten durch Bekannte erfahren, dafs ich wieder in Hamburg sei und wieder die Wirtschaft habe. Ich wüfste ja, dafs bei uns eine junge Frau, die allein ein Restaurant führt, in dem doch fast nur ausschliefslich Männer verkehren, wenig geachtet werde, aber ich hätte es ja nicht der Mühe wert gehalten, meine Eltern um Rat zu fragen, und weshalb mein Mann mich fortgeschickt hätte, wüfsten sie ja auch nicht, aber nichtsdestoweniger hätten sie doch Sehnsucht, einmal ihr Enkelchen zu sehen, und sie — Mutter — würde demnächst einmal nach Hamburg kommen . . . Ich antwortete darauf,

dafs ich den Versuch, mich zu rechtfertigen, lieber gar nicht erst unternehmen wollte, dafs Mutter mir aber natürlich jederzeit willkommen sei usw.

Ich hatte seit lange eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen alles, was von zu Hause kam. — — — —

Direkt nach Neujahr besuchte Thymian mich. Sie hatte nur ein paar Tage Zeit, und sie war sehr niedergedrückt, denn diesmal scheiterte ihr ernster Entschlufs, sich eine bürgerliche Existenz zu bauen, nicht an ihrer Wankelmütigkeit und ihrem Mangel an Lust und Energie, sondern an allerhand unverschuldeten Mifsgeschicken. Ihre Pension hatte sich nicht rentiert; vielleicht trug ihre Unerfahrenheit in geschäftlichen Dingen hauptsächlich die Schuld daran. Ich weifs, wie es mir im Anfang ging, und wenn ich Lude nicht gehabt hätte, wäre es auch mir nie und nimmer geglückt, die Wirtschaft über Wasser zu halten. Thymian steckte bis an den Hals in Sorgen und Schulden und wufste sich keinen Rat. Sie dachte, sich an einen ihrer Hamburger Freunde mit der Bitte um ein Darlehn zu wenden, aber ich riet ihr entschieden ab, und wie wir noch hin und her überlegten, fielen mir meine unglückseligen dreitausend Mark ein, und ich bot sie ihr an, wofür sie dankbar war und etwas aufatmete.

Sie liefs während der ganzen Tage, die sie bei mir war, Willichen nicht eine Minute von sich; sie hat Kinder rasend gern und versteht reizend mit ihnen umzugehen. Sie sagte, sie beneide alle Leute, die zehn Kinder hätten und am liebsten täte sie einen Kindergarten gründen; aber da sie keine Empfehlungen hätte und ihre Vergangenheit immer wie ein Damoklesschwert über ihr hinge, würde ihr wohl niemand seine Kleinen anvertrauen. Leider liefs sich dagegen nichts sagen. Sie erzählte mir viel von den schweren, traurigen Jahren, die sie durchgemacht hatte. Mir standen die Haare oft dabei zu

Berge; von so etwas habe ich nie eine Ahnung gehabt. Und das Traurigste dabei ist, dafs diese Zustände so hoffnungslos sind und keine Wege hinausführen. Thymian sagte selbst, dafs sich viele von ihren ehemaligen Leidensgefährtinnen furchtbar gern retten liefsen, wenn man sie nur nicht immer mit der Nase darauf stofse, dafs sie »gerettet« werden sollen. Deshalb hätte es auch gar keinen Zweck, dafs Frauenvereine an diesem Problem herumraten. Solange die »Dame« zu der »Dirne« — wenn auch freundlich und herzlich — spricht, ist nichts zu wollen. Nur wenn eine Frau die Selbstüberwindung besitzt, in der Dirne einen gleichberechtigten Menschen zu sehen, hat sie Aussicht auf einen Erfolg ihrer Wirksamkeit, und diese Selbstlosigkeit existiert wohl überhaupt nicht. Es ist alles so traurig. —

Am Tage, wo Thymian abreiste, kam eine Karte von Mutter, dafs sie am nächsten Tage nach Hamburg kommt. Sie war sehr gealtert, und ich fühlte, dafs wir einander in mehr als einer Hinsicht fremd geworden waren; es stand wie eine Wand zwischen uns. Sie sah mit strengen, mifstrauischen Augen in jeden Winkel meiner Wohnung und der Lokalitäten und tadelte vor allem meine elegante Toilette.

»Wenn bei uns eine Wirtin so in Spitzen und Seide daherkäme, würde man was Schlechtes von ihr denken,« sagte sie; »es ist ohnehin ein gefährliches Gewerbe für eine junge Frau, und ich dächte, du hast doppelt und dreifach Ursache, auf dich zu achten.« — Ich gab mir alle Mühe, ihr begreiflich zu machen, dafs zwischen unserer vornehmen intimen Weinstube und den Bürgerkneipen und Bauernschenken in X und Umgegend ein grofser Unterschied ist, und dafs die Herren, die bei uns verkehren, keine hausbackene Wirtin mit weifser Schürze und dreifachem Doppelkinn, sondern eine mit

diskreter Eleganz gekleidete Dame um sich wünschen; aber das verstand sie nicht. »Was geht dich das an, was die Herren ‚wünschen'«, sagte sie. »Wenn die tadelloses Essen und gute Getränke bekommen, müssen sie zufrieden sein« . . .

Merkwürdig — von dieser wunderbar guten Frau sind durch meine ganze Kindheit Ströme der Mutterliebe auf mich niedergegangen. Man sollte meinen, ein Erkalten solcher Liebe wäre unmöglich — und doch war sie nicht nur erkaltet, sondern erstickt und getötet in einem Wust von rein äufserlichen Vorurteilen. Wenn aber meine eigene Mütter mich so verdammt, wie kann ich mich dann wundern, dafs sich andere von mir wenden und mich ihre Verachtung fühlen lassen!! Nur wenn sie mit Willi sprach, leuchteten ihre guten Mutteraugen in alter Zärtlichkeit auf, dann wurden ihre Züge freundlich, ihre Stimme weich. »Du bist es gar nicht wert, dafs dir der liebe Gott ein so engelschönes und engelgutes Kind gegeben hat, Dida,« sagte sie. »Schon um des Kindes willen hättest du bei deinem Mann aushalten müssen, und wenn er dich geschlagen und angespien hätte. Um dem Kind den Vater zu erhalten, nimmt eine gute Mutter jedes Opfer auf sich. Du weifst ja gar nicht, was es heifst, solch ein Kind zu haben.« Nur war der kleine Kerl ihrer Ansicht nach zu artig. »Ein richtiger Junge mufs toben und schreien und mal trotzig und unartig sein,« sagte sie. »Ein solches Kind, dafs man stundenlang allein lassen kann, und das still und zufrieden mit seinen Schäfchen und Puppen vor sich hin spielt, habe ich noch in meinem Leben nicht gesehen. Das ist überirdisch. Sieh dich nur vor. Gewöhnlich werden solche Kinder nicht alt. Man sagt, das sind Engelchen, die nur zeitweilig mal zur Welt geschickt werden.«

Es war mir, als ob sich zwei eiskalte Hände um meinen Hals legten und mich zu erwürgen drohten. »Das wäre auch mein Tod,« sagte ich leise. Mutter schüttelte den Kopf. »So etwas ist gewifs hart,« sagte sie; »aber wenn's der liebe Gott einem auferlegt, soll man es ruhig tragen. Als du so alt wie Willichen warst, hattest du mal Scharlach. Da weifs ich noch, wie ich in dem kleinen Zimmer nach Osten auf meinen Knien lag und die Hände rang und den lieben Gott anflehte, dich uns zu erhalten . . . Ja, ja, Dida — wenn du damals gestorben wärst, hätten wir ein sündenloses Engelchen im Himmel gehabt . . . Glaube mir; ich habe mir in den schweren Tagen oft gedacht: Warum hast du sie dir damals unserem Herrgott abgebettelt — — —«

Mutter blieb acht Tage, dann wollte sie Willi absolut auf ein paar Wochen mit nach X. haben. Vater hatte sich nicht entschliefsen können, mit nach Hamburg zu kommen. Ich gab ihr, wenn auch mit innerem Widerstreben, nach. Wir schieden äufserlich versöhnt, aber trotzdem blieben ein paar Stachel in mir zurück. Ich fühlte: mein Kind wird Grofseltern haben, aber *ich* habe meine Eltern wohl unwiederbringlich verloren.

Erik war in dieser Zeit verreist. Er hatte schon seit einem Jahre mit einem nervösen Magenleiden zu kämpfen und litt zeitweilig unter der fixen Idee, dafs er Magenkrebs bekommen werde. Er wollte sechs Wochen in einem Sanatorium bleiben, aber schon nach drei Wochen kam er eines Tages unerwartet zurück. Die Sehnsucht nach Willi hatte ihm keine Ruhe gelassen. — — Als er hörte, dafs das Kind nicht da war, machte er mir eine heftige Scene, die damit endete, dafs ich meinen Mantel anzog, den Hut aufsetzte und zur

Bahn fuhr und noch am selben Abend in X anlangte, um Willi zu holen.

Es war doch etwas Eigenartiges um diese Heimkehr. Die Jahre, die zwischen meinem letzten und diesem Besuch lagen, dehnten sich durch die Wucht ihrer Ereignisse fast zu einem Menschenalter aus. Ich zitterte, als ich die Türklinke anfaſste, und das Herz setzte mir aus, als die hellstimmige Glocke anschlug und die bekannte eigene Atmosphäre meines Elternhauses mir engegenkam. — — Ich atmete sie tief, mit wohligem Behagen ein .... Wie das duftete — ich wuſste nicht, wonach, nach Lavendel und Äpfeln, nach altem Eichenholz und frischem Schwarzbrot — — —

Da ging die Stubentür auf und Vater trat heraus. — »Guten Abend,« sagte er.

»Guten Abend, Vater — — kennst du mich nicht —?«

Ich sah ihn zusammenschrecken und lag plötzlich an seinem Halse, in seinen Armen. Er zog mich in die Stube — er war allein. — Mutter war in der Nachbarschaft. — —

»Dida —? Bist du da, mein Kind,« sagte er ergriffen, und in den letzten Worten lag eine unendliche Summe von schlichter Güte und verzeihender Liebe ... Ich hörte zwischen den Worten ein anderes, unausgesprochenes hervorklingen: Endlich — — bist du endlich da? —

Wir drückten einander die Hand. Meine Tränen saſsen nicht mehr so locker wie ehemals. »Willst du nicht abnehmen, Dida? Du bleibst doch eine Zeitlang da?« sagte Vater. Ich schüttelte den Kopf. »Ich muſs morgen früh wieder fort; ich wollte Willichen holen. Ich habe Sehnsucht.« —

»Oh — schon,« sagte Vater betrübt. »Wir haben solche Freude an dem lieben Kind. Wir hätten es gern

recht lange, am liebsten ganz behalten. — — Er hat übrigens etwas Husten.« —

Er nahm die Lampe vom Tisch und ging voran in die kleine Alkovenstube nebenan und leuchtete über das Bett, in dem mein Kind schlief. Es hatte kreisrunde rote Flecken auf den Bäckchen und röchelte ein wenig. Ich erschrak. »Hustet er viel, Vater?« — »Ach — nein, er hat sich gewifs erkältet — obgleich Mutter so gut aufpafst . . .«

Ich konnte nicht anders, ich mufste mich zu ihm beugen und ihn küssen. Da öffnete er schlaftrunken die Augen und erkannte mich, schlang, sich halb erhebend, die Ärmchen um meinen Hals; aber während er noch «Mammi — Mammi« stammelte, bekam er einen Hustenanfall, der wohl fünf Minuten lang anhielt. Ich war sehr bestürzt über die Heftigkeit des Anfalls, besonders als Vater mir sagte, dafs der Keuchhusten in der Stadt grassierte. Er schlief aber doch gleich wieder ein.

Mutter kam um zehn nach Hause, und wir blieben bis Mitternacht zusammen auf und sprachen über alte Bekannte und Freunde; mein eigenes Schicksal und das was mich den Eltern entfremdet hatte, wurde nicht erwähnt. Vater war herzlich und freundlich zu mir — aber die Wand war trotzdem doch auch zwischen uns da. Die Eltern nahmen es mir sichtlich übel, dafs ich ihnen das Kind so bald wieder entführte; in dem Enkelchen hatten sie wohl einen Ersatz für die verlorene Tochter zu finden gehofft, und ich konnte ihnen doch nicht sagen, dafs in Hamburg jemand auf uns wartete, der dem Kinde noch näher stand als die Grofseltern. Ich wäre ganz gern ein paar Tage geblieben, aber ich fürchtete, dafs Erik, der in letzter Zeit oft merkwürdig nervös war, uns nachkommen würde; ich wufste: er zählt ungeduldig die Stunden bis zu unserer Rückkehr.

Auf der Reise bekam Willi wieder ein paar schwere Hustenanfälle; sein Köpfchen brannte, und er safs fast den ganzen Weg mit halbgeschlossenen Augen auf meinem Schofs. Abends, als wir ihn ins Bettchen brachten, fieberte er etwas, und Erik, der immer gleich überaus ängstlich war, bestand darauf; dafs wir gleich zum Arzt schickten.

Wenige Tage später stellten sich die typischen Keuchhustenerscheinungen ein. Schwere Wochen folgten. Immer kürzer wurden die Pausen zwischen den Anfällen und diese immer länger und furchtbarer, zuletzt setzten sie kaum eine Viertelstunde aus.

Erik war in dieser Zeit immer bei uns. Spät zur Nacht ging er weg und kam schon frühmorgens wieder; oft wachte er auch die ganze Nacht bei dem Kinde, wenn ich es nicht länger aushielt und ein paar Stunden schlafen mufste.

Ich konnte kaum unten im Lokal entbehrt werden. Wir hatten einen festen Kreis von Stammgästen, meist ältere Herren, teils Junggesellen, teils solche Herren, die zu Hause für ihre persönlichen und geschäftlichen Angelegenheiten wenig Interesse fanden und die in unserer intimen Weinstube und in dem Umstand, dafs ich stets mit wirklicher oder erzwungener, jedenfalls aber freundlicher Anteilnahme ihre Ergüsse anhörte, ein Surrogat amiliärer Häuslichkeit suchten und fanden. Aber für diese Gäste war ich allein der Magnet, der sie heranzog, und wenn ich nicht da war, wurden sie verstimmt und gereizt, und es war vorauszusehen, dafs sie sich, wenn ich mich längere Zeit nicht sehen liefs, verziehen würden. Aber selbst auf die Gefahr hin, meine Gäste zu verlieren, konnte ich meinen Pflichten als Wirtin in dieser Zeit nicht nachkommen. Meine Gedanken, mein ganzes Ich waren oben bei meinem kranken Kinde. Ich

sah immer nach der Uhr und wufste genau, wann die Anfälle kamen, und glaubte vom zweiten Stock her das lange unheimliche Nachheulen des Hustens zu hören. In diesen Wochen begann ich mein Geschäft zu hassen. Die behaglich schmausenden und pokulierenden Menschen, die sich lang und breit über Börsenangelegenheiten, Geschäfte, Politik und Stadtklatsch unterhielten, widerten mich an; ich konnte ihnen nicht freundlich und interessiert wie sonst Rede und Antwort stehen und überliefs die Weinstube zuletzt fast ganz dem Personal.

Wir hatten zwei Ärzte für Willi, aber sie konnten den Husten kaum lindern, geschweige heilen. Kein Hausmittel, kein Rat blieb unversucht und unbefolgt von uns, aber keins hatte auch nur die allermindeste Wirkung. Das einzige wäre vielleicht eine Luftveränderung gewesen, aber die Schwäche des kleinen Patienten liefs eine längere Reise in ein warmes Klima nicht zu, und in der rauhen Frühjahrsluft konnte eine solche an sich gefährliche Folgen haben. Um die Zeit der Krankheitshöhe bekamen wir den Rat, einen homöopatischen Arzt zuzuziehen, und die Medizin desselben schien wirklich anzuschlagen. Um zehn Uhr hatte Willi die ersten Tropfen bekommen. Erik und ich safsen an dem Bettchen gegenüber auf der Chaiselongue und verfolgten ängstlich die Zeiger der Uhr. Ein Viertel nach zehn — — nun kommt es gleich, wir kennen es genau: das erste, kurze Anschlagen, dann immer lauter, stärker, heulender, das Gesichtchen färbt sich erst rot, dann blau, der Atem setzt aus, das ganze Körperchen zuckt und zittert wie in Krämpfen, die Töne reifsen wie stumpfe Sägen durch die Kehle und schnüren und schlucken und rasen — gleich mufs es kommen. — — Aber der Zeiger schleicht weiter, Viertelstunde um Viertelstunde. — Wir schmiegen uns fester aneinander und atmen mit jeder vollendeten

Viertelstunde glücklich auf. — Elf Uhr — halb zwölf — Gott sei Dank, zwei Stunden Schlaf ....

Um zwölf kam ein verhältnismäfsig leichter Anfall — und ging rasch vorüber. Unser Kind schlief weiter. —

Da zog die Hoffnung wieder in meine Seele. Und mit ihr die alte leidenschaftliche Liebe zu Erik, die alle Bedenken niederreifst und über alle Zweifel hinwegrauscht, die keine Zwecke und Ziele als sich selber kennt. — — Zum ersten Male seit unserer Trennung fanden wir uns wieder. Wir küfsten uns wie rasend, wir vergafsen alles, im Augenblick sogar das Kind. — —

Ich sah mein gegenwärtiges Leben wie eine Insel im grellen Tageslicht vor mir, sah das Groteske, Unhaltbare und Sinnlose meiner asketischen Grundsätze, die in dieser Nacht wie Kartenhäuser zusammenfielen. Ich hatte doch nur diese beiden einzigen Menschen in der Welt, die mir gehörten, wie ich ihnen, und die künstliche Scheidewand, die ich zwischen Erik und mir aufgebaut hatte, war eine blöde Theaterdekoration. — Herunter mit ihr und hinweggewischt die letzten schrecklichen Jahre ... Uns soll nichts mehr trennen, keine Sekunde . . . Wir sind jung, gesund und haben noch rotes Blut in den Adern; jeder Tag, der uns verloren geht, ist dahin und kommt nicht wieder. — — Und mit heifser, leiser Stimme flüsterte Erik mir ins Ohr, wie ihn die Eifersucht in der letzten Zeit wieder geplagt hätte, wenn mir die Gäste Blumen brachten und mir Schmeicheleien sagten, und ich mich ihnen widmete, und wie furchtbar es ihm sei, wenn er oft in dem Benehmen der Herren, trotz aller Courtoisie und Höflichkeit, doch jene leise Nuance bemerkte, die die Unterhaltung von der mit Damen gleichgestellter Gesellschaftskreise üblichen unterscheide, und ich mufste ihm versprechen, die Weinstube aufzugeben, ihm zu Liebe — und mich bis dahin nicht mehr als unumgänglich

nötig sehen zu lassen. Ich versprach alles. Ich sah in dieser Stunde meinen Weg deutlich vorgezeichnet: mein Lebensinhalt sind mein Mann und mein Kind, und bei ihnen liegen meine Pflichten — einerlei, ob unsere Gemeinschaft standesamtlich eingetragen und kirchlich konzessioniert ist oder nicht. Ich blickte in die letzten Jahre zurück wie in ein fremdes Leben. Ich meine, ich wäre in der Zeit krank gewesen und nun plötzlich genesen und wieder die alte impulsive, raschblütige Dida Ibsen von ehedem: Ich habe plötzlich wieder alle meine alten Fehler und will sie behalten. Ich bin ich, und ein Mensch ist ein Mensch und kein Wachspropfen, aus dem das Schicksal heute einen Hund und morgen ein Heiligenbild und übermorgen eine Kaffeemühle formen kann — —

* * *

In den nächsten Tagen regnete die Freude zu uns herein. Mein Scheidungsurteil war endlich ausgesprochen und Heribert als der schuldige Teil erklärt, und an demselben Tage kam die Nachricht daſs Eriks Frau die ersten Schritte der Scheidung eingeleitet hatte. Unser kleiner Patient wurde zusehends besser, und wir waren glücklich wie nie.

Aber schon nach einigen Tagen kam der Rückschlag: die Hustenanfälle stellten sich wieder häufiger und mit gröſserer Heftigkeit ein, und es blieb uns nur noch das letzte Mittel, daſs wir in einem Salonwagen direkt nach Davos reisten. Erik bestand sogar darauf, daſs wir einen Arzt mitnahmen, ich glaube, er hätte sein halbes Vermögen gern hingeworfen, um dem Kinde Linderung zu verschaffen.

Alles war bereit, aber in der letzten Nacht vor unserer Abreise schlief der Kleine so unruhig und hatte

so hohes Fieber, daſs ich morgens um fünf zum Arzt schickte. Der Doktor erklärte von vornherein, daſs an die Abreise nicht gedacht werden konnte: die Temperatur stand auf 39,5 — — Lungentzündung. . . .

* * *

Am sechsten Tage sagte uns der Arzt, daſs keine Hoffnung mehr war . . . Wir waren beide in diesen sechs Tagen nicht aus den Kleidern gekommen. Als ich einmal am Spiegel vorüberging, schrak ich zusammen vor dem grün-weiſsen spitzen Gesicht mit dem flatternden, fahlen Haar, und sah ein zweites, ebenso unheimlich grünes Gesicht mit scharfen Zügen und schwarzen Augenhöhlen daneben: Erik. Und wir setzten uns wieder an unsere Plätze rechts und links vom Bettchen und nahmen jeder ein kleines, weiſses, glühendes, zuckendes Händchen, und hielten es fest, als ob wir es damit zwingen könnten, bei uns zu bleiben. Es lag ganz still da, hustete gar nicht mehr, die Äugelchen halb offen, das Köpfchen zur Seite geneigt, und nur im Brüstchen röchelt und rumort der Schleim, der nicht mehr hoch kommt, weil der Organismus versagt. Und wir sahen einander an und lasen jeder in des anderen Auge denselben Gedanken, dieselbe Zuversicht: es kann, es darf nicht sein. Noch geschehen Wunder; der Arzt ist auch nur ein Mensch und kann irren. Und noch ein Tag, noch eine Nacht ohne Ende . . .

Der Morgen graut. Das Nachtlämpchen flackert in der roten Glocke. Da rührt sich unser Kind — das Köpfchen hebt sich — es will husten, würgt — — wir springen beide auf, ich bin flinker und reiſse es hoch — — ein Ton, wie von einer zerspringenden Saite, dann ein Zucken, ein Krampf — — ich fühle — halb betäubt

wie ich bin — wie sich das Körperchen streckt in meinen Armen, Erik will es mir abnehmen, aber ich wehre mich; es ist wie ein stummer Kampf — Wir stehen wie Feinde gegeneinander mit wilden Augen, da neigt sich das Köpfchen auf meinen Arm und fällt vornüber wie ein geknicktes Blümchen; ich höre etwas aufgellen und weifs nicht: — kommt es aus meiner oder eines Anderen Kehle! — Ich sinke nieder, sinke immer tiefer und tiefer ins Dunkle, unendlich weit — mein totes Kindchen im Arme — ich sinke, sinke — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich wache auf und höre Stimmen wie aus weiter Ferne. »Gott sei Dank,« sagt jemand. »Ich fürchtete beinahe eine Herzlähmung« — — Und eine Nadel sticht in meinen Arm, und ich sinke wieder zurück in das weiche, tiefe Schwarz schmerzlosen Unbewufstseins und schlafe, schlafe, schlafe — — —

* * *

Als ich erwache, mufs ich mich erst besinnen. — — — Ich liege ausgekleidet in meinem Bett; eine schwarzgekleidete Frau sitzt daneben, drüben steht ein Spitzenumhangenes, leeres Kinderbett, ohne Kissen und Matratzen —

Da weifs ich alles. Die Frau erhebt sich — — langsam erkenne ich sie: Mutter.

Sie sieht mich streng und kalt an mit ihren müden, verschwollenen Augen.

»Dida,« sagt sie, »schämst du dich nicht?«

»Ich — — —? Weswegen?«

»Weswegen fragst du! Schäme dich! Während dein Kind im Sterben liegt, fängst du wieder das

schmutzige Verhältnis mit dem Menschen an, der dich damals in Unglück und Schande geführt hat. Wir bekamen gestern abend die Depesche, dafs das Kind tot ist, und sind gleich heute früh um halb fünf abgereist. Wie wir hierher kommen, ist alles ein Durcheinander. Drüben im Wohnzimmer steht das eingesargte Kind ganz allein, und ist niemand da als das kleine Dienstmädchen, das sagt: Die Herrschaft schläft. Ich gehe in dein Schlafzimmer, da liegst du im Bett in tiefem Schlaf, und daneben liegt auf der Chaiselongue ein fremder Herr und schläft auch. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, und fast hätte mich auch der Schlag gerührt, als ich höre, dafs das der Norresen ist«. —

»Mein Mann,« sagte ich ruhig. »Warum auch nicht, was ist dabei« —

»Du bist wohl nicht bei Trost. — — Ach, Dida,« ruft sie weinend, »ich habe dich immer noch heimlich in Schutz genommen und rechtfertigen wollen — aber ich kann's nicht, ich kann's nicht mehr — du hast keinen Funken Ehre und Schamgefühl in dir — — Gott mufste dich strafen, er tut's, aber du hörst immer noch nicht — Du hältst nicht einmal die Räume heilig, in denen dein totes Kind ruht.« —

»Sei nur still,« — sagte ich und sah ihr starr in die Augen. »Weifst du was? Ich meinte als Kind immer, es gäbe in der Welt keine liebere und süfsere Mutter als dich, ich dachte, du liebtest mich über alles!« »Tat ich auch,« schrie sie auf. »Gott ist mein Zeuge! Ich liebe dich noch — aber ich kann keine Schlechtigkeiten in Schutz nehmen. Du bringst Schande auf Schande über uns — dagegen kann ich nicht an.« —

»Natürlich: weil die Raben mir die Augen auskratzen, schämst du dich, dich zu mir zu bekennen. Ich will dir was sagen: Du hast mich niemals geliebt. Jetzt,

wo ich selbst ein Kind gehabt habe, weifs ich, wie Mutterliebe aussieht. Ich will dir keine Vorwürfe machen, obgleich ich Dida Ibsen wohl anders erzogen hätte. Aber wenn ich eine Tochter hätte, die auf Irrwege käme, und ich fände sie am Schandpfahl wieder, nackt, bis an den Hals in Schmutz und Schlamm, ich täte sie auf offener Strafse an mein Herz ziehen, ich täte meine Lumpen vom Körper reifsen, um ihre Blöfsen zu bedecken, ich täte sie aufheben vor aller Welt und sie mit meiner Liebe weifs waschen wie eine Heilige — — Ich — — ach lafs nur — wir sind zu verschieden« — »Versündige dich nicht noch mehr,« — sagte Mutter und stand auf. »Anstatt demütig zu sein und in dich zu gehen, möchtest du am Ende noch deine Eltern beschimpfen und uns die Schuld an deinem schändlichen Leben aufhalsen. Ich sagte dir schon: Du warst es nicht wert, dafs Gott dir solch einen Engel von Kind gab, und deshalb hat er dir's auch wieder genommen.«

Sie ging. Nach einer Weile kam Ella mit rotgeweintem Gesicht und half mir beim Ankleiden. Das Wasser in meinen Augen brannte wie Feuer, und in meiner Kehle safs es wie ein Knäuel, der den Atem hemmte, und über den sich kein Ton hinausrang. Meine Hände waren schwer und heifs wie glühendes Blei; als ich auf den Füfsen stand, wurde es mir wieder dunkel vor Augen und Ella mufste mich halten und führen.

Auf dem Korridor ging Vater auf und ab. Er drückte mir schweigend die Hand. — Drinnen hatte der Gärtner eben die Dekoration vollendet. Mein Kind lag in einer Flut von weifsen Rosen, zu Kopf- und Fufsende des Sarges stiegen mächtige brennende Wachskerzen aus weifs blühenden Kamelienbüschen und schwarzen Zypressen auf. Allerlei Leute kamen und gingen, aber am Abend

schlossen wir die Tür ab und blieben die letzte Nacht allein bei unserem Kind. Erik und ich. — —

Von der kleinen, stillen, weifsen Gestalt im Sarg ging eine Atmosphäre des Friedens aus. Seid stille, stille, stille — sagte das tote Kind, und wir wurden allmählich ruhig. Wenn jemand mein Herz geöffnet hätte in der Nacht, würde er nur einen Wunsch darin gefunden haben: So bleiben — im Weifsrosenduft und mystischem Kerzengeflacker, immer das süfse, stille Gesichtchen vor Augen — nie wieder ins Leben hinein unter Menschen. —

In dieser Totenwachenacht wurde meine Liebe zur Einsamkeit und meine Abneigung gegen den Verkehr mit Menschen geboren. Beide haben mich nicht wieder verlassen.

* * *

Das grofse Leid stumpft einen für die kleinen Widerwärtigkeiten des täglichen Lebens ab. In dem grofsen Jammer eines wahren Schmerzes versteht man es gar nicht, wie sich Menschen »ärgern« können, man ist den kleinen Verdriefslichkeiten des Werktags so weit entrückt, sie sind plötzlich so nichtig, so dumm, man begreift sie nicht mehr . . . . .

Ich fand weiter gar nichts darin, dafs mir Heriberts Anwalt mitteilte, sein Klient würde gegen das Scheidungsurteil Berufung einlegen. Ich hätte mich eher gewundert, wenn alles bis zu Ende glatt gegangen wäre. Das war durchaus Heribert Gallen . . , der noch in elfter Stunde Schwierigkeiten machte — trotz seines Versprechens.

Schwerer ging es mir an, wieder im Lokal nach dem Rechten zu sehen. Es war mir geradezu fürchterlich, den Leuten, die mir nachträglich ihre Teilnahme

ausdrückten, und die dann, froh der peinlichen und störenden Pflicht entledigt zu sein, ohne weiteres zur Tagesordnung übergingen, und mein altes Interesse für ihre Angelegenheiten voraussetzten — Rede und Antwort zu stehen. Was in jener letzten Nacht an Willis Sarg in mir aufkam, das wuchs zwischen den schwatzenden, lachenden, kauenden und trinkenden Gästen meiner Weinstube zu realer Weltfluchtssehnsucht und Menschenwiderwillen aus.

Das Lachen der Herren schien mir brutal, das Behagen, mit dem sie schmausten, tierisch. Mir kam unwillkürlich ein Wort in den Sinn, das ich nicht wieder los wurde: Lebendes Fleisch . . . . Ich verspürte es deutlich, dafs ich die Weinstubenluft nicht mehr vertrug.

Erik drängte mich, ihn nach Karlsbad zu begleiten. Er fühlte sich ernstlich krank und man sah ihm an, dafs er nicht übertrieb. Er hatte zeitweilig entsetzliche Schmerzen, und die Krankheit, die nach der Ansicht der Ärzte auf nervösen Ursachen basierte, hatte sich durch die grofsen Aufregungen sehr verschlimmert. In seiner Familie mütterlicherseits hatte der Magenkrebs mehrere Opfer gefordert; sein Grofsvater und seine Mutter und Schwester waren beide an dieser furchtbaren Krankheit gestorben, und es war verständlich, dafs er die Symptome seines Leidens mit den ihm noch erinnerlichen Anfängen von seiner Schwester Krankheit verglich, und dafs er oft, wenn die Schmerzen fast unerträglich wurden, pessimistische Anwandlungen hatte.

Er wollte nicht ohne mich abreisen, und ich war froh deshalb. Denn seitdem das Kind weg war, mochte ich nicht mehr allein in meiner Wohnung sein. Ich fürchtete mich fast, abends hinauf zu gehen. Wenn ich — übermüdet — endlich einschlief, wachte ich plötzlich auf und glaubte Willis Stimmchen zu hören. So deut-

lich und täuschend war die Halluzination, dafs sie sich, wenn ich, schon wach, aufrecht im Bett safs, wiederholte; — ganz klar hörte ich ein zartes »Mam — mi — Mam — ma —« — vorüberschwirren. — Ich hätte darauf geschworen, dafs es Wirklichkeit, keine Einbildung war. — — Dann lag ich stundenlang wach und konnte vor Herzpochen kaum atmen. Ich war manches Mal so aufgeregt, dafs ich mir einredete, das Kind wäre gar nicht tot gewesen, man hätte es scheintot begraben — dann wieder meinte ich, ich hätte alles nur geträumt, oder Heribert Gallen hätte das Kind gestohlen, um mich damit zu schikanieren, und ich hätte Detektives auf die Spur geschickt, und jeden Augenblick kann einer eintreten und es wieder bringen .... Es war ein gräfslicher Zustand, und meine einzige Zuflucht und Rettung vor diesen Wahnvorstellungen, die meinen Verstand zu umstricken drohten, war Erik. In dieser Zeit war es uns beiden bewufst, dafs wir einander unentbehrlich waren, und dafs wir nie mehr auseinander kommen würden .... Und das gab uns beiden Trost und hielt uns aufrecht. —

Für das aufblühende Lokal war diesmal rasch ein Reflektant, der unter den verhältnismäfsig günstigen Bedingungen, die wir stellten, die Pacht übernahm, gefunden.

Mitte Mai reisten wir ab. Meine Ella fuhr wieder nach dem Rhein, um, solange wir die Verantwortung für das Haus hatten — dort zu wohnen, und alles sauber zu halten.

* * *

2. Juli 1896.

In Berlin machten wir Station. Erik wollte dort einen bekannten Magenspezialisten konsultieren, und ich suchte meine alten Bekannten wieder auf. Den Zellen-

werts ging es recht gut. Die eine Tochter in Amerika hat dort eine reiche Heirat gemacht und schickt der Mutter jeden Monat fünfzig Dollar; die ehemalige Direktrice hat ein eigenes, gutgehendes Wäschegeschäft, zu dessen Gründung ihr der amerikanische Schwager das Geld gegeben hat, und die kleine Verkäuferin ist verlobt und heiratet nächstens einen Abteilungschef von Rudolf Hertzog, der nebenbei einziger Sohn eines wohlhabenden Hausbesitzers ist. Mutter und Töchter schwammen in Freude und Wohlbefinden. Als die Rede auf Hede kam, trübte sich das Gesicht der alten Frau einen Moment und die Mädel hielten ein Weilchen mit Lachen und Schwatzen inne, aber fünf Minuten weiter war wieder alles Übermut und Freude.

Ich war recht nachdenklich gestimmt, als ich zurückging. Wie rasch schliefst sich doch eine Lücke im Leben. Wie schnell ist Gras über das Andenken eines Menschen gewachsen, sobald er nicht mehr unter die Lebendigen zählt. Na — Hede ist nicht zu bedauern. Die hat schliefslich von allen doch das beste Los gezogen.

Das Leben ist dumm und gemein, die Menschen ekelhaft . . .

Erik nahm in Berlin zweimal die Woche Lichtbäder. Dann hatte ich vormittags Zeit, umherzustreifen. Nach Zellenwerts besuchte ich Thymian. Ich fand sie merkwürdig verändert. Sie ist nicht älter, auch durchaus nicht häfslicher geworden, nur ganz anders; ich weifs nicht, woran es liegt und inwiefern. Aber es geht ihr sehr schlecht, sehr schlecht. Ihr Mann, dieser scheufsliche, idiotische Mensch — ich kenne ihn nur aus ihren Schilderungen — hat irgendeine dumme Geschichte gemacht und sitzt, und sie quält sich mühsam mit Zimmervermieten und Stundengeben und ein paar Freunden

durch. Wir hatten einander viel, viel zu erzählen; sie sagte, sie begreift es jetzt, dafs ich so mein ganzes Leben an einen einzigen Menschen setzte, denn sie hat selber einen Mann so lieb, dafs sie alles für ihn hingäbe, um nur ihm allein zu gehören. — Leider hat er eine Frau und scheint Thymian nur als Notbehelf zu betrachten, aber das merkt sie anscheinend nicht. Meine Ehepassionsgeschichte glaubte sie offenbar nicht recht; sie hat gewifs gedacht, ich trage etwas zu dick auf, und doch war es in Wirklichkeit viel schlimmer als wie ich es aussprechen und beschreiben kann. »Wenn du dir das alles so hast bieten lassen, warst du eben verrückt, Dida, nimms mir nicht übel,« sagte sie, »ich hätte den Kerl im Schlaf erdrosselt, ich hätt'n vergiftet — — Mein Gott!!! man mufs ja Fischblut in den Adern haben, um das stillschweigend und ‚Gott walt's', hinzunehmen — und das hast du nicht! Bei dir kracht's und splittert's gleich, wenn dir einmal was schief geht — — ich glaube, du hast dir vieles nur eingebildet, Dida.« — »Ja, das glaube ich auch,« sagte ich lächelnd. Wie wir nachher auf Willichens Tod zu sprechen kamen, meinte sie, es sei leichter, ein Kind zu begraben, als es fremden Leuten für immer hinzugeben, und darin mufs ich ihr beistimmen. »Ein totes Kind ist gut aufgehoben,« sagte sie. »Die Mutter, der ein Kind stirbt, sollte sich freuen. Was wäre das für ein Glück gewesen, wenn ich als Kind gestorben wäre.« — »Und ich« — sagte ich leise. — »Nur gut, dafs man es immer in der Hand hat, Schlufs zu machen, wenn es einem zu bunt wird —.« Sie zuckte die Achseln. »Ich bin immer zu trotzig zum Selbstmord gewesen,« sagte sie; »ich denke immer, ich will's zwingen, und durchsetzen, und wenn mir der Dreck auch um die Ohren spritzt — —.« Dabei bifs sie die Zähne zusammen. Armes Ding. — —

Ich war oft bei ihr. Sie zeigte mir einmal eine grofse Photographie von sich . . . vor einigen Monaten, als es ihr ganz besonders schlecht ging, hatte sie einem Bildhauer einmal Modell gestanden, und der hatte sie nackt, nur mit einem schmalen Schleier umwunden, photographiert. Das Bild machte einen eigenen Eindruck. Sie ist es so ganz, wie sie lebt, man mufs nur die Augen ausmalen. Ich bat sie, es mir zu schenken, was sie gern tat — —

* * *

Wir lebten in Karlsbad sehr zurückgezogen. Erik teilte meine Einsamkeitsliebe. Wir wohnten in einem vornehmen Privathause und suchten uns entlegene und einsame Waldwege für unsere Spaziergänge. Wir vermieden möglichst jede Berührung mit anderen Kurgästen und der Gang zum Brunnen zwischen dem vielen Volk war uns beiden ein Greuel. Ich hatte eine direkte Aversion gegen Menschen, und fühlte mich unbehaglich und benommen zwischen ihnen. Wir waren beide sehr bestürzt, als wir Herrn von Mayens Namen eines schönen Tages in der Kurliste lasen. Ein paarmal gelang es uns, ihm auszuweichen, wenn wir ihn sahen, aber vor etwa acht Tagen kam er in der Sprudelkolonnade auf uns zu und begrüfste uns in seiner alten jovialen Weise.

»Ach, wie mich das freut, Sie hier zu finden! Und beide,« rief er, und drückte uns abwechselnd die Hände. »Mit Ihnen habe ich freilich noch ein Hühnchen zu pflücken, böse Frau Dida — — mich so ganz zu schneiden.« — »Ja, schelten Sie nur,« sagte ich, und dann gingen wir zu dritt weiter. Auf der Alten Wiese trat Erik in einen Papierladen, um Postkarten zu kaufen. »Ist Herr Norresen sehr krank?« fragte Herr von Mayens mich

flüsternd. — »Finden Sie ihn schlecht aussehend?« sagte ich bestürzt. — »Sehr angegriffen,« sagte er. Wenn man täglich um einen Menschen ist, merkt man die langsam vor sich gehende Veränderung nicht so sehr, aber Herr von Mayens Bemerken veranlaſste mich, Erik daraufhin besonders scharf zu beobachten, und ich fand, daſs er recht hat; man könnte Erik tatsächlich für schwer krank halten.

Wir kamen von da an hin und wieder mit dem alten Herrn, der sich immer gleich bleibt, zusammen. Er wollte gern wissen, wie es mir in meiner Ehe gegangen sei, und durch welche besonderen Umstände wir, Erik und ich — wieder zusammen gekommen waren, und als wir einmal eine Strecke Wegs allein gingen, sagte ich es ihm. Es ging ihm aber wie Thymian, er schien zu glauben, daſs ich wohl etwas übertreibe.

Das ist eigentlich interessant, wenn man so bedenkt, daſs die Leute die Romane, die das Leben schreibt, nie glauben wollen. Warum man mir das, was doch Tatsache ist, meine Resignation einerseits und anderseits meinen festen Willen, mich in dieser wunderlichen Ehe durchzubringen, nun partout nicht zutraut? Steht es tatsächlich in solchem Widerspruch mit den Grundzügen meines Charakters, daſs man darin etwas durchaus Unlogisches sieht? Ich glaube, es ist doch riskant, von den allgemeinen Wesenszügen eines Menschen bestimmte logische Schlüsse auf seine sämtlichen Handlungen zu ziehen. Ein Mensch ist aus vielen Widersprüchen zusammengeleimt; ich wenigstens glaube es zu sein.

»Warum haben Sie mir nicht geschrieben?« meinte er. »Ich hätte Sie wie Dornröschen hinter einer siebendoppelten Dornhecke hervorgeholt — hol mich der Kuckuck — ich hätte Sie rausgekriegt. — Nur eine Depesche: Onkel Mayens, Wien. Holen. Extrapost. Feuer im

Dach — Dida . . .« Andern Tags war ich da — — Ja, ja.« — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Eriks Frau war in Hamburg zum Sühnetermin. Von dort aus schrieb sie an ihn, dafs sie in der Scheidungsangelegenheit keinen Schritt weitergehe, da sie erfahren habe, dafs er doch wieder das Verhältnis zu mir aufgenommen habe. Einen ähnlichen Brief bekam ich von Heribert. Nach authentischer Auskunft, die er eingezogen, hätte ich mich wieder meinem früheren Liebhaber in die Arme geworfen; unter diesen Umständen sähe er nicht ein, wie er dazu komme, sich als »alleinschuldiger Teil« verurteilen zu lassen. Er werde eine Annullierung des Urteils und eine Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen.

Erik regte sich entsetzlich über beide Nachrichten auf, aber ich beruhigte ihn. Mir ist es jetzt unendlich gleichgültig, ob Erik geschieden wird, oder ob ich als der schuldige Teil meiner Ehe erklärt werde oder nicht. Wozu? Unser Kind ist tot, und mich mufs die Welt als das verschleifsen, was ich bin: als Erik Norresens unangetraute Frau . . .

Erik macht mir Sorge: die anhaltenden Schmerzen machen ihn ganz tiefsinnig und melancholisch. Dann quält er sich mit der Vorstellung, dafs mein Leben eigentlich durch ihn verpfuscht sei. Denn wenn ich ihn nicht kennen gelernt hätte, würde ich sicher später einen ordentlichen Mann geheiratet haben und wäre eine glückliche Frau geworden. Ich sei eine viel zu gesunde Natur, als dafs ich in dem Schmutz, in dem Helga lebte, verkommen wäre; vor dem hätte mir doch bald geekelt. Alles, was ich verloren, was ich entbehre, was ich durchgemacht, hätte ich indirekt durch ihn erlitten — und

das Ende vom Liede wäre, dafs meine Jugend nun an einen kranken Menschen gefesselt sei.

Ich kann ihm das nicht ausreden. Es ist manchmal furchtbar. Seine Schwester, sagt er, — ist zuletzt Hungers gestorben, weil sie nichts mehr geniefsen konnte. Hungers sterben müssen mitten im Überflufs — — furchtbar! Die Erinnerung daran hätte ihn jahrelang niedergedrückt. Und ihre Krankheit hätte in der ersten Zeit genau so angesetzt wie jetzt bei ihm — —.

Ach, dafs doch immer soviel zu wünschen bleibt im Leben. Ich wünsche nur jetzt das eine: dafs Erik gesund wird wie früher.

* * *

Spät im Herbst kamen wir nach Hamburg zurück. Ich wohnte jetzt draufsen bei Erik. Wir hatten uns von allen Bedenken frei gemacht. Es war uns beiden herzlich gleichgültig, als was Hinz und Kunz unsere Beziehungen auffafsten und wie sie sie bezeichneten. Erik hatte ohnehin wenig Familienverkehr gehabt, und den brach er ohne Bedauern ab. Wir fanden aneinander Genüge und brauchten niemand. Wir waren zwei einsame Menschen und wir fühlten uns wohl in unserer Isolierung. Ich zumal hatte alle Brücken hinter mir abgebrochen. —

Als Weihnachten herankam, fürchteten wir uns vor dem heiligen Abend und wären gerne so ganz sachte daran vorbei gegangen und hätten ihn vergessen, aber es ging doch nicht, die Leute wollten doch ihren Teil am Fest; und so blieben uns die Stunden schmerzlichsten Erinnerns, in denen alle Wunden von neuem strömten und brannten, an diesem Abend nicht erspart. Erik hatte mir nach einer Photographie unseres Lieblings bei

einem jungen, gut empfohlenen Künstler ein lebensgrofses Porträt anfertigen lassen; es war fast fertig, hing aber noch im Atelier, und dafür war ich ihm dankbar, denn am Weihnachtsabend hätte ich es nicht sehen können.

Erst nach Silvester gingen wir hin und sahen es an, und fanden wenig daran auszusetzen. Der junge Maler — er hiefs Hans von Reeken — war noch nicht lange von der Akademie zurück und schlug sich nun schlecht und recht mit den sporadisch zugehenden Aufträgen durch. Er war ein tüchtiger Künstler, sonst aber kein grofses Geisteslicht, nur seine liebenswürdige Bescheidenheit und eine fast kindliche Naivität der Anschauungen machten ihn anziehend. Durch die wiederholten Besuche im Atelier bekam ich auch wieder Lust und Anregung zum Malen, und bat ihn, mit Eriks Einverständnis, mir Stunden zu geben, was er gern tat. Von da an machte mir mein Talent erst recht Freude, obgleich ich wohl wufste, dafs es nichts Hervorragendes damit war. Nur mit meinen gemalten und gezeichneten Augen setzte ich sogar meinen Lehrer in Erstaunen.

In dieser Zeit fing ich an, körperlich wieder aufzublühen. Meine Haut wurde wieder schneeweifs wie ehedem, meine Augen bekamen wieder Glanz und meine Wangen Farbe; Erik sah mich oft lange an. »Du wirst jeden Tag hübscher, Dida, und ich werde jeden Tag elender und hinfälliger,« sagte er seufzend.

»Für mich bist du immer derselbe,« sagte ich, »aber — Erik — man mufs auch wollen. Der Wille ist ein grofser Heilfaktor. Du mufst mir zuliebe gesund werden wollen. Du läfst dich zuviel hängen und gibst dich zuviel mit deinen pessimistischen Betrachtungen und Befürchtungen ab.«

Sein gedrückter Gemütszustand hing wohl mit seiner Krankheit zusammen, aber ich meinte, er hätte manch-

mal doch die rebellischen Nerven mit Gewalt zur Ruhe zwingen können. Er machte sich zuviel überflüssige Sorgen und Gedanken; er hätte es nun endlich glauben dürfen, dafs ich mit meinem Schicksal vollständig ausgesöhnt und zufrieden war, und gar nichts anderes wollte und verlangte. Aber ich fühlte instinktiv, dafs ihn neben den Selbstvorwürfen, mit denen er sich kasteite, noch etwas anderes quälte: Er kraxelte noch an dem Berge, den ich überwunden hatte: er war innerlich noch nicht ganz frei, die gesellschaftliche Acht, die über uns hing, reizte und ärgerte ihn, und alles, was an Groll über die unglückseligen Verhältnisse, die seine persönliche Freiheit einschnürten, in ihm gärte, setzte sich zu einer inneren Verbitterung und einem wütenden Menschenhafs um.

Niemand als ich konnte mit ihm umgehen; zu mir war er immer gut und lieb, freundlich und nachgiebig.

Wir warteten mit Sehnsucht auf den Frühling, um diesmal nach Ragaz zu gehen. Wenn die Schmerzen zu schlimm wurden, bekam Erik Morphiumeinspritzungen. Da ihn diese sofort befreiten, wandte er sie öfter und in stärkeren Dosen als vorgeschrieben an; das Morphium besorgte er sich aus einer Kopenhagener Apotheke.

Ich wandte meinen ganzen, gewifs erheblichen Einflufs auf ihn an, um ihn von einer gewohnheitsmäfsigen Anwendung des gefährlichen Mittels abzuhalten, er versprach auch regelmäfsig von da an nur im äufsersten Falle dazu zu greifen, aber er hielt nicht Wort. Sobald die Schmerzen ansetzten, ruhte er nicht, bis er die Spritze hatte, und die Injektion ihn erlöste.

Die Männer sind wirklich viel weniger widerstandsfähig, viel willensschwacher als wir Frauen, sobald es sich um körperliche Schmerzen handelt.

Der alte Sanitätsrat beruhigte mich, wenn ich ihn ausfragte. Eriks Zustand gebe keineswegs zu ernsten

Besorgnissen Anlaſs. Nur die Nerven, die Nerven. »In unserer Zeit ist alles Nerv — gnädige Frau! Wir leben im Zeitalter der Nervosität!«

Ich glaube, es gibt in der Welt nichts Fürchterlicheres, als einen geliebten Menschen leiden zu sehen. Das Bewuſstsein der Ohnmacht zu helfen, bereitet tatsächlich physische Schmerzen.

* * *

Einige auffallende Veränderungen in meinem Befinden machten mich stutzen und eine Ahnung aufdämmern, von der ich nichts wuſste, ob sie mich erschreckte oder freute. Ich wollte Erik nichts davon sagen, bis ich sicher war, daſs ich mich nicht täuschte.

Einmal in der Malstunde fingen die Möbel im Zimmer plötzlich an, um mich zu gleiten, der Kohlestift fiel mir aus der Hand, und erst als van Reeken das Fenster aufriſs und ich ein paar Schluck frisches Wasser getrunken hatte, erholte ich mich. Wir gingen dann noch ein Weilchen in den Garten und in der herben, klaren Frühjahrsluft wurde mir wieder so gut, daſs ich über ein paar nette Atelierwitze, die mein junger Freund in seiner treuherzig naiven Art vorbrachte, laut und herzlich lachen konnte.

»Worüber lachtest du denn so, Dida?« fragte Erik, als ich nachher in sein Arbeitszimmer kam, dessen Fenster in den Garten schauten. »Ich dachte, du könntest gar nicht mehr richtig lachen . . .« — »Freut es dich nicht, daſs ich es noch kann?« entgegnete ich. — »O doch,« — sagte er, »es ist mir nur so ungewohnt. Bei mir lachst du nie. Ist auch nicht zu verwundern — bei einem ewig jammernden und stöhnenden Menschen muſs einem jungen Weibe wie dir ja allmählich alle Lebens-

freude eintrocknen. Und dann, dachte ich, wenn man eine solche Trauer durchgemacht hat, wie wir beide, — dafs es dann mit dem lauten Lachen für immer aus sei.« — »Das dachte ich in der ersten Zeit nach Willis Tod auch,« sagte ich ernst. »Aber jetzt bin ich auch darin über den Berg, Erik. Ich freue mich jetzt, dafs unser Kind nie mehr krank werden kann, nie mehr Schmerzen zu ertragen braucht, dafs ihm kein Kummer und kein Unglück mehr beikommen kann.« »Das ist wahr,« sagte Erik. »Die Toten sind beneidenswert. Ich wünschte, ich — wäre auch erst so weit.« — »Erik!« rief ich, »warum sagst du das?! Du hast mich nicht mehr lieb.« — »Gerade weil ich dich liebe, Dida! Für dich wäre es das gröfste Glück, wenn ich bald stürbe. Was hast du an mir? Nichts als Last und Sorge. Du bist noch jung. Dich finden sicher noch viele Männer begehrenswert, du hast noch dein ganzes Leben vor dir, und kannst noch eine glückliche Frau werden.« — »Nur durch dich,« sagte ich zitternd, und schmiegte meinen Kopf an seinen Hals; »du mufst gesund werden — um meinetwillen.« — »Ich werde es nie, Liebling,« sagte er. »Du mufst dich damit abfinden. Ich werde noch viel, vielmehr aushalten müssen als bisher, und du wirst alles mit leiden. Ich kann ja schon jetzt fast nichts mehr essen, weil der Magen nichts mehr annimmt; — noch ein paar Wochen, dann ist es ganz vorbei. Ich habe ja alles mit meiner Mutter und Schwester durchgemacht — — —.« »Der Doktor sagt, du irrst dich.« — »Der Doktor — na ja — ich brauche mir aber wirklich nichts einzubilden. Würdest du es ertragen, dafs ich vor deinen Augen verhungere — neben aller anderen Qual auch noch verhungere?« — »Nein, Erik, ich glaube nicht, dafs ich das ertrüge. Aber warum quälst du uns mit solchen Vorstellungen . . .?« — »Dida — Liebling —

sei doch einmal ruhig, und lafs uns vernünftig reden. Sage einmal aufrichtig: ‚Wenn es nun totsicher wäre, dafs ich über kurz auf eine schreckliche Weise zugrunde gehen mufs — mufs, hörst du — wäre es dann nicht besser — ja, das einzig Richtige, dafs man den Mut fände, sich rechtzeitig vor solchem entsetzlichen Ende zu retten — —.‘« — »Indem man Hand an sich legt?« sagte ich, und richtete mich auf; »das ist das schwerste Verbrechen, das jemand nach meiner Ansicht an den Menschen, die ihn lieben, begehen kann.« — »Das sagst du! Aber urteile doch einmal vom rein menschlichen Standpunkte aus. Würde eine grofse Liebe es zugeben, dafs der andere Teil sich seinetwegen unter den fürchterlichsten Martern monatelang hinschleppt, wo die Trennung doch unvermeidlich ist? Du bist doch sonst nicht kleinlich. Möchtest du mich noch mehr leiden sehen als jetzt?«

»Erik — könntest du mir so etwas antun?« sagte ich. Eine kalte Todesangst kroch durch meine Glieder und senkte sich hart und dumpf auf meine Brust.

Er legte die Arme fester um mich.

»Es ist doch alles nur mit ‚Wenn‘ gedacht, meine Dida. — Ich wollte nur einmal sehen, was du sagst.« —

»Wenn ich so krank wäre und wüfste, du kannst nicht ohne mich leben und würdest zugrunde gehen, wenn ich stürbe, dann würde ich das Leben zwingen,« sagte ich, und meine Stimme keuchte vor Anstrengung, denn ich war plötzlich heiser. »Ich würde mir sagen: ‚Ich will leben, ich weise den Gedanken an den Tod weit von mir, ich mufs und mufs leben — — um Eriks willen — das würde ich sagen — ich würde mich an das Leben klammern, ich würde mir Hoffnung und Lebensmut suggerieren — — ich glaube, Erik, der Mensch ist mehr Herr über Leben und Tod, als wie man gemeinhin annimmt — besonders in schleichenden

Krankheiten — — — Erik — —'!« — »Was noch, Herzlieb?« — »Gibt es gar keinen Magnet, der dich ans Leben zieht?« — »Doch — Dida — dich.« — »Aber einen noch stärkeren, der dich festhalten könnte — —! Erik — wenn wir nun noch ein Kind bekämen —?«

»Um Gottes — Himmels willen nicht! Das wäre ein Unglück!«

Ich sah ihn grofs an. »Warum?«

»Ein Kind so lieben, wie ich unseren Jungen — so dafs sie einen halb selbst mit hinaustragen, wenn er stirbt, und dann gezwungen sein, es namenlos aufwachsen zu lassen — —. Es nicht schützen können vor dem Schmutz, mit dem es draufsen später einmal beworfen wird — das ist ein Unglück, Dida. Du bist zu sehr Idealistin. Du ahnst nicht, was solch ein Kind, wenn es heranwächst, auszustehen hat.« — »Auch wenn es bei seinen Eltern heranwächst?« — »Auch dann. Wir können sagen, wir pfeifen auf die Welt. Aber ein heranwachsendes Kind kann man nicht vor den tausend Demütigungen und Kränkungen, die draufsen warten, schützen.«

Ich schwieg. Ich wagte nicht, Erik etwas von meinen Vermutungen mitzuteilen. Ich machte mich von ihm los und setzte mich an das Fenster.

»Dida!« — »Ja.« — »Höre mich einmal an . . . Ich hoffe ja auch, dafs wir noch lange Zeit zusammenbleiben — das vorhin, das war ja nur Phantasie — aber sieh mal! Es könnte doch sein, dafs ich einmal unerwartet stürbe, ich bin doch krank, daran ist doch nichts zu machen. Nun mufs ich immer denken, was aus dir würde, wenn ich plötzlich von dir ginge . . . Nun, unterbrich mich nicht . . . Du mufst verstehen, wie mich das aufregt — — — Ich könnte dich freilich testamentarisch zu meiner Erbin einsetzen, aber dann fallen sie wie die Geier über dich her, deshalb habe ich mir was

anderes ausgedacht, und habe einen Teil meines Vermögens schon jetzt auf deinen Namen an die Norddeutsche Bank überwiesen; nimm das Buch für alle Fälle in Verwahrung, dann bin ich wenigstens ruhig — —.«

Ich kreuzte die Hände auf dem Rücken. »Nein,« sagte ich. — »Sei nicht kindisch, Dida! Das steht dir nicht. Du bist eine viel zu gescheite Frau. Es ist doch nur zu meiner Beruhigung.« — »Gib,« sagte ich, nahm das Buch, lief in mein Schlafzimmer und verschlofs es, ohne es anzusehen, in meiner Kommode.

* * *

Acht Tage nach dieser Unterredung reisten wir nach Kiel zu einem bekannten Professor. Er untersuchte Erik und erklärte eine schleunige Operation für notwendig — es sei eine bösartige Geschwulst vorhanden.

Da wufste ich genug. Erik hatte sich nicht über seinen Zustand getäuscht und die Ärzte, die ihn auf ein nervöses Leiden behandelten, sind heillose Ochsen gewesen.

Ich vergesse den Tag nicht wieder. Ein eintönig grauer Himmel stand über der Welt. Die Häuser und Menschen und Fuhrwerke sahen alle schwarz aus in dieser Beleuchtung, wie Särge und Leidtragende und Leichenwagen. Erik war ruhig, fast heiter, und tröstete mich. Die Operation sei doch ein Weg — — eine Hoffnung — und streichelte meine Hände. »Das sind liebe, weiche, pflegende Hände,« sagte er, »man möchte immer krank sein, um sich von ihnen verhätscheln zu lassen. Die werden mich schon gesund streicheln und pflegen.« Ende des Monats wollte er zur Operation nach Kiel. Ich wunderte mich im stillen über seinen raschen Entschlufs, denn seine Schwester war auch operiert, und fünf Monate später doch gestorben. Aber er schien tat-

sächlich durch den Ausspruch des Professors erleichtert und von neuer Hoffnung erfüllt. Die Hartnäckigkeit, mit der die Ärzte früher seine eigenen Vermutungen bestritten, hatte ihn wohl auch heimlich erbittert.

Zu Hause fand ich zwei Briefe. Der eine enthielt die Entscheidung des Oberlandesgerichts, das das Urteil des Landgerichts bestätigt und Heriberts Berufung abgelehnt hatte. Der zweite Brief war von Ella. Sie bat mich, doch auf ein paar Tage hin zu kommen; es waren verschiedene bauliche Reparaturen am Haus erforderlich, die sie nicht aus eigener Machtbefugnis vornehmen lassen mochte.

Ich hatte keine Lust hinzureisen, aber Erik redete mir zu, doch jetzt gleich alles zu besorgen, da ich später für lange Zeit von ihm unabkömmlich sei. Nach einigem Zögern beschloſs ich, gleich am anderen Tage zu fahren, aber höchstens drei Tage auszubleiben.

Über meinen Zustand war ich mir inzwischen so klar geworden, daſs kaum noch ein Zweifel für mich bestand, aber, um Erik nicht aufzuregen, wollte ich ihm vor der Operation nichts sagen.

Ich habe in meinem Leben immer geahnt, wenn mir ein Unglück bevorstand, aber an dem Morgen, als ich Abschied von Erik nahm, kamen mir keine besonderen Gedanken — — die Angst — die lag ja fest, wie eingepreſst, in mir — aber sie steigerte sich nicht — im Gegenteil, das heiſse Glücksbewuſstsein des Geliebtwerdens jubelte wieder mal in mir, als seine Stimme wie eine weiche, kosige Hand über meine Seele glitt ... »Mein süſses Weib ... adieu — — reise glücklich! Und denke recht viel an mich, hörst du?!« — »Jede Minute. Du aber auch an mich!« — »Jede Sekunde,« sagte er halb wehmütig, halb scherzend. Und noch ein

langer, langer Kufs. — »Adieu, Liebling — — — adieu.« —

* * *

Ich kam recht zerschlagen in X. an. Es war mir wirklich ein Angang, das alte, düstere Haus noch mal zu betreten, aber solange Heribert im Ausland und das Urteil noch nicht rechtskräftig war, konnte ich mich meinen Verpflichtungen noch nicht entziehen.

Ich schlief sehr schlecht die Nacht. Ich hörte fast jede Stunde vom Kirchturm schlagen. So um drei bekam ich ein rasendes Herzklopfen, das erst ruhiger wurde, als ich mir ein nasses Handtuch aufs Herz legte, und gegen Morgen schlief ich fest ein und erwachte erst um halb elf.

Ich stand am Waschtisch und frisierte mich, als Ella anklopfte und eine Depesche hereinbrachte.

Ich mufste mich rasch setzen, und hielt das zusammengefaltete Blatt minutenlang in der Hand und hatte nicht den Mut es zu öffnen. Und als ich es endlich mit fliegenden Fingern aufbrach, tanzten mir die blauen Bleistiftbuchstaben förmlich in die Augen hinein: Unglück passiert. Bitte sofort zurückkommen. Hans Schumann.

Hans Schumann war unser Kutscher, resp. Diener. Eriks Faktotum. »Ella,« sagte ich — — »Ella.« —

Sie fing mich in ihren Armen auf und legte mich aufs Bett und kniete neben mir.

»Er ist tot,« sagte ich und konnte doch die Bedeutung des Gedankens noch gar nicht umfassen. Es war so — ich weifs selber nicht — als ob man als Zuschauer auf der Bühne den Helden sterben sieht, und es greift einen ans Herz und erschüttert einen, aber im Hintergrund steht doch immer das Bewufstsein: das ist

ja nur Komödie und nicht Wahrheit. — — So annähernd kann ich es bezeichnen. — — Ich versuchte ein paarmal mich zu erheben, fiel aber jedesmal wie ein Bleiklumpen wieder rückwärts zurück; und es wurde zwei, ehe wir zur Bahn kamen und da dampfte der Zug uns vor der Nase ab, und wir mufsten bis zum Abend warten, ehe wir fortkommen konnten.

Da gab ich eine Gegendepesche auf: »Was ist passiert? Bitte, volle Wahrheit.« — Und nach zwei Stunden kam die Antwort: »Herr Norresen hat sich die Nacht erschossen. Prokurist auch nach Kopenhagen depeschiert. Hans Schumann.«

Wie wir nach Hamburg gekommen sind, weifs ich heute nicht mehr. Ich weifs nur, dafs ich mich gar nicht wie ein lebendes Wesen fühlte, als ich die Villa betrat. Meine Augen waren wie ausgetrocknet, und ich ging wie eine Puppe ohne Denken und Empfinden dahin. Im Vestibül kam die alte Köchin, die, solange Erik in Hamburg ist, ihm die Wirtschaft führt, mir entgegen. »Welch ein Unglück, gnädige Frau,« sagte sie leise, unter Schluchzen. »Die Frau Norresen ist vor einer Stunde angekommen. Sie ist furchtbar aufgeregt und hat, noch ehe sie den Herrn gesehen hat, Willis Bild von der Wand gerissen und alle Ihre Photographien vom Schreibtisch zusammengeworfen.«

»Wo ist er?« — »Herr Norresen liegt noch oben im Schlafzimmer; wollen Sie gleich hin zu ihm?«

Ich antwortete nicht, ging die Treppe hinauf, und — da die Korridortür zu Eriks Zimmer verschlossen war — durch mein Zimmer. Die Verbindungstür stand angelehnt ... In Eriks Schlafzimmer waren die Vorhänge herabgelassen; er lag, von einem Leintuch überdeckt, in seinem Bett. Ich zog mechanisch, ohne sonderliche Bewegung, das Laken zurück. Das Gesicht war

zur Hälfte von der weifsen Bandage, mit der sie die Wunde in der Schläfe umwickelt hatten, bedeckt. Eine grelle Stimme von der Korridortür her zerrifs die Stimmung des Sterbezimmers, noch ehe sie auf mich wirkte.

»Was wollen Sie hier? Sie haben hier nichts zu suchen! Sie verlassen das Zimmer sogleich und in einer Minute das Haus. — Haben Sie verstanden das?«

Ich wandte mich um. Die Frau stand im Türrahmen, ihre welken Züge waren bis zur Karikatur durchwühlt von Wut und Hafs und Aufregung.

»Nein,« sagte ich ruhig. »Ich bleibe hier so lange es mir gefällt ... Ich bin diejenige, die hierher gehört, und Ihnen stünde in Anbetracht der Dinge auch besser eine mütterliche Trauer zu Gesicht als eifersüchtige Ehefrauallüren.«

Ich weifs, es war nicht schön von mir, gerade in dem Augenblick Spitzen zu versenden, denn es traf sie; sie zuckte auf und wurde blutrot — aber es flog so aus mir heraus.

»Sie verlassen das Zimmer — sofort — oder ich lasse Sie herausbringen mit Gewalt.«

Ich setzte mich auf den Rand des Bettes, und sie klingelte Sturm.

»Sie sind eine ganz geringe, freche Person,« rief sie. »Alles, was Sie haben getan, und Ihr Verhältnis zu meinem Mann hat gewesen Berechnung. Der Prokurist mir hat gesagt schon auf dem Weg von Bahnhof, dafs Sie haben sicher genau gewufst, was wird kommen, und haben sich schon vor langer Zeit verschreiben lassen sein halbes Vermögen, um zu sein sicher. — Pfui — das ist ekelbar.«

Ich erfafste ungefähr den Sinn ihrer Worte, die wie Maikäfergebrummse an mir vorüberschwirrten. Hans

Schumann schien die Zumutung der Frau abzuwehren. Ich hörte ziemlich deutlich seine Antwort: »Ik — — ik soll — — nee, gnädige Frau — dat geiht nich — da würde sik ja der tote Herr noch aufrichten und mir in 'n Arm fallen, wenn ik Frau Gallen anrühren wollte.«

Auf einmal war ich allein mit Erik.

Und ich wunderte mich, dafs er mir so wenig zu sagen hatte. — — — Die Züge hoben sich wie ein hölzernes Schnitzwerk von dem weifsen Leinen ab, die Hand lag schwer und eisig in der meinen.

»Erik — — Erik,« dachte ich nur immer. Und liefs die Hand fallen — die Hand, die in dem Augenblick, als sie den Revolver an den Kopf setzte, nun wirklich mein Leben zerschlagen hatte.

Und ich zog das Leinen wieder über sein Gesicht und ging in mein Zimmer.

Und da begann plötzlich mein Blut lebendig zu werden. Als ob Millionen Ameisen durch meine Adern kröchen und das Blut peitschten, bis es kochte, aufbrauste, überschäumte. Ein roter Schimmer legte sich vor meinen Augen, und durch den Nebel sah ich lauter Fratzen und wilde Tiere. Eine blinde, wehe Wut schofs in mir auf, und es zuckte mir in den Fingern, alles kurz und klein zu schlagen. Ich wütete gegen mich selbst, gegen die Frau, gegen den Toten, der es geahnt haben mufste, dafs ich sein zweites Kind unterm Herzen trug, und der mir trotzdem das angetan hatte. — So hatte er mich verlassen — ohne Abschiedswort — nicht wie seine Frau, der er das Recht, ihm die Augen zuzudrücken, gönnte, nein, wie irgendeine — — — der man zuletzt noch eine Handvoll Geld zuwirft, da — nimm — — da ist die Bezahlung für deine Jugend und deine Liebe. — Viel Geld, viel Geld! So lohnt man eine Dirne ab und eine Maitresse.

Und ich schloſs die Kommodenschublade auf und riſs das Bankbuch hinaus und schleuderte es mit aller Gewalt in den Spiegel, und das Krachen des Glases tat mir ordentlich wohl; ich achtete nicht darauf, daſs ich mich an einem Splitter schnitt und das Büchlein blutig wurde, als ich es aufhob. Ich lief damit über den Korridor und fragte Hans Schumann, der mir entgegenkam, wo ich Madame Norresen finde, und ich rannte weiter und begegnete ihr an der Treppe.

»Sind Sie noch hier?« rief sie gehässig. »Wenn Sie nicht gleich gehen, lasse ich holen Polizei.«

Ich warf ihr das Buch an den Kopf. »Da ist das Geld! Kochen Sie sich's ein und lassen Sie sich's gut bekommen. Ich danke dafür,« sagte ich und ging vorüber. Sie schimpfte noch hinter mir her, aber ich hörte nichts mehr. Im Vestibül saſs Ella und wartete auf mich.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch am selben Abend saſsen wir wieder im D-Zug. Ich habe nur noch eine dunkle Erinnerung an jene Fahrt behalten.

Das Stoſsen und Rütteln verursachte mir Schmerzen, wie sie kein Henker und kein Folterknecht entsetzlicher ausdenken könnte. Mein Blut glühte und pochte, meine Glieder hingen wie bleierne Stangen steif und unbeweglich an meinem Körper. Mein Inneres schien von unzähligen fieberhaft arbeitenden Rädern und Hammern und Gewinden durchsetzt, die sich drehten und klopften und zogen und ihre einengende Hülle gewaltsam auseinanderzureiſsen drohten. »Ist die Dame krank?« fragten die Reisenden. Jemand holte mir Wasser; ich hatte nicht einmal die Kraft zu trinken, mein Kopf lag in eine dumpfe, rote Glut eingebettet, an jeder Wimper schien ein Stein zu hängen. Ich stöhnte nur leise, und

bisweilen fuhr ich auf und meinte, dafs wir schon tage-, wochen-, monatelang fuhren — — — dafs diese Reise in die Ewigkeit gehe — gerade hinein in die Hölle.

Endlich waren wir am Ziel.

Unter demselben düsteren Dach, unter dem mein erstes Kind das Licht der Welt erblickte und unter dem ich die beiden schrecklichsten Jahre meines Lebens zubrachte, wurde die Hoffnung auf das zweite Kind, in dem Erik fortgelebt hätte, zunichte.

Ella hatte in ihrer Bestürzung den Kopf verloren und dieselbe Frau geholt, die mich in meinem ersten Wochenbett behandelte.

Die verwahrte das Amtsgeheimnis so gut, dafs schon nach ein paar Tagen ganz X. über die Vorgänge in der Efeuvilla orientiert war und das Städtchen wochenlang in hellen Flammen der Entrüstung stand.

Ich sah und hörte, Gott sei Dank, nichts von den Fingern, die auf mich wiesen, und den Richtsprüchen und Todesurteilen, die auf mein schuldiges Haupt niederfielen. Ich lag viele Wochen lang besinnungslos in schwerem Fieber.

Und in einer solchen Fiebernacht bin ich gestorben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bin gestorben. — — —

Bin wieder aufgestanden und umhergegangen, aber ohne Seele, ohne Schmerz und ohne Freude, ohne Lachen und ohne Weinen. Wie ein Ding, eine Figur, ein Etwas.

Und ohne eine Regung von Gefühl habe ich erledigt, was noch zu erledigen war. Habe der Norddeutschen Bank geschrieben, dafs ich auf mein Guthaben zugunsten von Erik Norresens gesetzlichen Erben verzichte. Wenn das Kind geboren wäre und gelebt hätte, würde ich das Geld vielleicht behalten haben, so kam

es wie eine Erlösung über mich, als ich mich frei davon gemacht hatte. Nur kurze Zeit danach schickte Thymian, die nach dem Tod ihres Mannes wieder in bessere Verhältnisse gekommen ist, mir die dreitausend Mark zurück, die ich ihr geliehen hatte. Dieses Unglücksgeld war wie ein Gummiball, der immer wieder auf mich zurückschnellte, etwas, das jedermann wieder ausspie. — »Wie mache ich es nur, dieses Geld definitiv los zu werden? Es bringt Unglück,« sagte ich zu Ella und zeigte ihr die drei braunen Scheine. Und das kluge, fromme Mädchen antwortete: »Wenn es unheiliges Geld ist, geben Sie es am besten der Kirche; dann verwandelt sich der Fluch in Segen.«

»Der Kirche! Richtig, Ella! Geben wir es der Kirche.« — — Die Kirche hat einen guten Magen. — —

Hat ganze Länder aufgefressen,
Und doch noch nie sich übergessen.
Die Kirche allein, meine lieben Frau'n,
Kann ungerechtes Gut verdau'n.

Da hab ich die Summe halbiert und die eine Hälfte dem katholischen und die andere dem evangelischen Pfarrer, dieweil sie mir beide gleich lieb und gleich schnuppe sind, anonym zugeschickt. Und sie haben sie beide eingeschluckt, ohne zu fragen: Woher der Fahrt, wefs Nam' und Art? Und haben beide den Klumpatsch anscheinend genau so gut verdaut wie die heilige Spende aus dem Säckel der Frommen und Gerechten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich stellte es Ella damals anheim, sich eine andere Stelle zu suchen, aber sie zog es vor, der Heimatlosen die Treue zu bewahren, und sie hat Jahre der Armut und Entbehrungen mit mir getragen und ist noch heute bei mir.

Diesen einen Menschen habe ich behalten, die anderen haben mich alle verlassen, sind vor mir geflüchtet, wie vor einer Pestkranken. Auch Frau Nathanson hat sich nicht mehr bei mir sehen lassen. Einmal verzeiht eine grofse Seele dem Nächsten einen Fehltritt, aber den zweiten — den dritten — — und Unbufsfertigkeit obendrein — — darüber kann man nicht hinaus, wie Mutter richtig sagte.

Wir zogen in eine süddeutsche Stadt, in der uns niemand kannte. Und da meine Pacht aus Hamburg nicht zum Leben reichte, schrieb ich an meinen ehemaligen jungen Lehrer, Herrn van Reeken in Hamburg, und bat ihn, mich einer kunstgewerblichen Anstalt zum Entwerfen von Zeichnungen zu empfehlen. Zufällig hatte er Verbindungen und konnte mir Arbeit verschaffen. Ich bin wohl keine grofse Künstlerin, aber den Leuten gefallen meine Entwürfe; sie sagen, die Technik ist gut und die Ideen sind originell, und das genügt für diese Arbeiten.

Die Jahre gingen und gehen. Eins nach dem anderen. Ein ewiges Wechseln von Tag und Nacht, Frost und Hitze. Die Zeit nivelliert, heilt Wunden, läfst Kranke genesen und Unglückliche ihr Leid verwinden. Aber eine verlorene Seele bringt sie nicht zurück.

Um mir und in mir ist es kirchhofsstille geworden. Ich sehe und höre nichts von allem, was draufsen vorgeht. Ich habe jahrelang keine Zeitung gelesen, ich will nichts wissen, ich will tot sein. Ich habe für die Menschen, soweit es sich um den Allgemeinbegriff handelt, nichts mehr übrig. Man soll den Toten ihre Ruhe gönnen. Wenn die Kette meiner Tür über lang noch mal vor einem Einlass Begehrenden fällt, dann ist es ein Armer, Verlassener, Einsamer, Verachteter oder auch ein Toter, der draufsen steht. Ich liebe die

Armen, Verachteten — und Toten. Aber die Toten entschliefsen sich nur selten, zu kommen, und wenn sie kommen, sind sie meist Gespenster. Deshalb ist die Einsamkeit meine einzige, liebste Freundin geworden.

* * *

Einmal fand ich beim Aufräumen Thymians Bild — die grofse Aktphotographie. Wie ich sie betrachtete, kam mir der Wunsch, meine alte Kunst zu erproben und ihre Augen auszumalen. Und ich tat es.

Ein wenig Farbe auf die Glieder, dafs das Fleisch aufblüht unter dem Licht der Augen, der schönen, goldigopal schimmernden Augen mit dem ernsten, versonnenen Ausdruck, der eigentlich gar nicht zu ihrem Wesen, ihren Anschauungen und vor allem nicht zu ihrem Leben pafst.

Es wurde ein seltsames Bild, fast unheimlich lebendig und eines Tages sah es der Kunsthändler, für den ich Handschuhkästen, Zeitungshalter und Tabletts entwerfe, bei mir und stutzte. »Was ist das für ein eigenartiges Bild?« sagte er. »Es ist Leben und doch Kunst, Kunst und auch wieder Natur — — ich glaube, Sie würden auf dieses Bild hin viele Aufträge bekommen. Soll ich's mal ausstellen? Das heifst — ich tue es nur Ihnen zu Gefallen; ich selbst werde Schaden davon haben, denn es ist in seiner Nacktheit eigentlich ein unsittliches Bild und man wird sich wundern, dafs ich meine vornehme Auslage dazu hergebe.«

Ich glaube, man tut der Menschheit unrecht, wenn man sie wie eine Bagage alle in einen Sack wirft. Es gibt immer noch edle und selbstlose Einzelexemplare unter ihnen, die immer nur an andere denken, nie an sich selber. Ein paar Tage später stand Thymians Bild im Ladenfenster des Kunsthändlers.

Eine Zeitlang gingen die Leute vorüber, ohne es anzusehen, und denen, die es ansahen, fiel nur die Nacktheit auf, und sie lachten darüber oder erröteten, je nachdem, wessen Geisteskinder sie waren.

Aber einmal blieb einer still stehen, putzte seine Kneifergläser und rief laut, dafs alle Vorübergehenden es hörten: »Das ist ja ein wunderbares Bild! Das lebt ja! Ein lebendiges Bild, hat man jemals so was gesehen?«

Da drängte plötzlich die ganze Welt zu dem wunderbaren Bild und wollte es sehen, so dafs der Kunsthändler seine menschenfreundliche Güte schon bereute, weil der Menschenauflauf ihm die Strafse sperrte, und er nahm es aus dem Fenster in den Laden, aber die Leute stürmten ihm das Haus, und da hing er es in einen Glaskasten an einer belebten Strafsenecke.

Sie kamen alle: die Leute von der Zunft, die Maler und Zeichner, und rümpften die Nase und riefen: »Das ist doch keine Kunst! Das ist ja nur eine übermalte Photographie; deshalb braucht man sich wahrhaftig nicht die Beine abzurennen, das hätten wir auch machen können und noch viel besser.« Ihnen folgten die Photographen — die von der ganz neuen Schule, die ohne Retouche arbeiten — die schrien: »Das ist doch ein Skandal, eine gute Photographie so zu verhunzen. Da ist viel zu viel Kunst dabei — viel zu viel ‚Mache'. Photographie ist die reine Wiedergabe der Natur.« Viel Volk drängte beiden Parteien nach und raufte sich über die Kardinalfrage, ob zu viel oder zu wenig Kunst an dem Bild sei. Zu allen diesen Leuten sprach das Bild nicht, war es nur ein Bild.

Aber zu denen, die es ernsthaft betrachteten, redete es: erzählte von dem Jammer einer ganzen Menschenklasse, von Schande und Herzeleid, von heimlicher Not

und bitteren Tränen. Es war Ankläger und Richter, es hielt eine eindringliche Predigt, die die am besten verstanden, die sich schuldig wußten.

Die rannten vorüber und schrien Hölle und Mord, daß »so etwas« geduldet werde. Sie brüllten an den Straßenecken und tauchten ihre Entrüstung in Druckerschwärze und warnten von den Kirchenkanzeln herab das Volk, das Bild anzuschauen, weil alles Nackte, wie Gott es geschaffen, unsittlich und Sünde sei.

Die anderen — die gingen still weiter, Tränen und Trauer im Herzen über das große Leid der Menschheit. Sie sahen sich wohl noch mal um und zögerten — eine Frage im Auge: Ist denn gar kein Weg aus dem Jammer, von dem das Bild spricht?

Und die offene Frage begleitete sie ins Leben und verläßt sie nicht mehr, da sie nimmer eine Antwort finden. — — —

Der Kunsthändler behielt recht. Seitdem das Bild draußen hing, schlug die Glocke an meiner Tür so oft an, daß ich mich bald daran gewöhnte, und nicht mehr wie sonst, wenn der grelle Schall die Stille meiner Wohnung durchzog, zusammenschreckte, sondern gleichmütig hinging und hörte, was man von mir wollte. Viele wollten nur wissen, ob das Bild, das sie gesehen, auch wirklich und wahrhaftig eine Photographie von einem lebendigen Menschen sei, und andere, die ihre eigenen Lebensschicksale für interessant genug hielten, daß man sie in ihre Augen hineinmalen könnte, brachten ihre Photographien und wollten ein ähnliches Bild wie das der Thymian haben. Ich mußte sie abweisen, weil ich ihre Seele nicht kannte. — — —

Und dann ist es auch schwer, Seelen zu malen, so man selber keine mehr hat.

Ich entwerfe lieber wie vordem Tabletts und Zeitungshalter . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Tag und eine Nacht versinken in die andere.

Gestern fand ich zufällig in der Küche ein Zeitungsblatt. Die alte Gemüsefrau auf dem Markte hatte Ella Salat und Rüben hineingewickelt, und ich wollte es eben in den Papierkasten werfen, als ich zufällig den Namen Norresen las.

Das Blatt war schon einige Jahre alt und enthielt ein Referat über eine Rede der bekannten dänischen Schriftstellerin Alwida Norresen auf einem Berliner Frauenkongreſs.

Frau Alwida, deren Anschauungen sich in den hauptsächlichsten Punkten offenbar an Ellen Keys Ideen lehnten, hatte dort über die »neue Ehe« gesprochen. Der Berichterstatter schrieb, daſs die halbstündige, in gutem Deutsch gehaltene, von innerster Überzeugung und groſser Wärme getragene geistreiche Rede, in der die Dame das Ideal einer neuen Ehe in einem freien, von keiner drakonischen Gesetzformel eingezwängten Zusammenleben zweier in wahrer Seelenliebe vereinter Menschen hinstellte, sehr viel Beifall gefunden und sichtlich Eindruck gemacht habe.

Ja, »redet« nur, ihr Frauen, haltet Kongresse, redet, redet, redet über »Freiheit« der Anschauung und »neue Zeiten,« über wahre Sittlichkeit und Reformen auf allen Gebieten, — redet, ihr alten Damen, die ihr auf der Seite des Lebens angelangt seid, wo alle Leidenschaften, alles Drängen und Wollen und Wünschen des Blutes sich in Theorien umsetzten; redet, ihr anmutlosen Mannweiber, verschanzt euch hinter den Wall eurer mangelnden Reize und debattiert untereinander klug über Probleme,

die nur euch Probleme sind — — solange die Welt von heute und gestern steht, und solange ihr selber mit eurer Wenn- und Aberfreiheit lediglich mit Theorien jongliert, solange sind eure Reden in die Luft gehalten und der Wind wird sie spurlos verwehen. Eine wahrhaft freie Seele ist wahrhaft rein; in ihr ist kein Platz für den Kehrichthaufen des Hochmuts und des Selbstbewufstseins, von dem aus sie sich erhaben über die gefallene Schwester fühlt.

Wo ist die Frau der bürgerlichen Gesellschaft, in deren Seele sich ein solcher Kehrichthaufen nicht noch befindet? Wo ist die Frau, die in der Geächteten den gleichberechtigten Menschen sieht! —

Zeigt sie mir. Sie wäre ein Wunder, ein weifser Rabe — — eine singende Blume.

Gleich ist es Abend. Vor meinen Fenstern starren die schwarzen Winterreiser der Bäume in die graue Frühlingsluft. Sie warten des Mairegens, der das Leben in ihnen erlösen soll.

Des Mairegens warten wir alle. Des warmen Mairegens, der die grofse Liebe und die vollkommene Versöhnung über die Welt giefst, von dem ein paar Tropfen in jedes Herz hineinfallen, die Härten lösen und Vorurteile wegwaschen. Zu neuen Zeiten gehören neue Menschen. Die Menschen von heute wären in einer neuen Zeit nichts nütze. — — —

So ist das Leben!

Fern am Horizont glüht die Abendsonne im Untergehen, wie ein flammender Hoffnungsgrufs kommender Zeiten. Vielleicht begegne ich nach dreitausend Jahren auf einem anderen Planeten Alwida Norresen noch einmal. Vielleicht sind ihre Theorien dann inzwischen zur Praxis gemünzt. Vielleicht. — —

Ich harre des Tags. — — —

	Geheftet
Fontane, Th., Die Poggenpuhls. Roman. X. Auflage	M. 2.—
— — Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman. V. Auflage	M. 4.—
— — L'Adultera — Schach von Wuthenow. Gesamtausgabe. Bd. 3	M. 4.—
— — Graf Petöfy — Cécile. Gesamtausgabe. Bd. 4	M. 4.—
— — Stine — Irrungen, Wirrungen. Gesamtausgabe. Bd. 5	M. 4.—
— — Jenny Treibel — Poggenpuhls. Gesamtausgabe. Bd. 8	M. 4.—
— — Effi Briest. Gesamtausgabe. Bd. 9	M. 4.—
— — Der Stechlin. Gesamtausgabe. Bd. 10	M. 4.—
— — Effi Briest. Roman. Traduit de l'Allemand par Michel Delines	M. 3.—
Fries Schwenzen, H., Durch die Brandung ans Land. Roman	M. 1.—
— — Freie Liebe. Roman aus dem Künstlerleben	M. 1.—
— — Aus Fridtjof Nansens Heimatland. Norwegische Novellen	M. 1.—
— — Agestin. Roman	M. 4.—
Hoechstetter, Sophie, Der Pfeifer. Roman. II. Auflage	M. 5.—
*Holm, Orla, Pioniere. Ein Kolonialroman aus Deutsch-Südwest-Afrika	M. 3.50
Holz, A., und J. Schlaf, Neue Gleise — Gemeinsames	M. 4.—
Junghans, Sophie, Der Bergrat. Roman. III. Auflage	M. 4.—
— — Unter der Ehrenpforte. Novellen	M. 3.50
— — Spiegelungen. Roman. Zwei Bände	M. 9.—
— — Ein Rätsel. Roman. Zwei Bände	M. 8.—
*Kaboth, Hans, Aus meiner Waldkanzel. Jägerliches Allerlei	M. 3.50
*— — Der Wanderer aus dem Forsthause. Novellen	M. 3.50
Kohlenegg, Victor von, Bille Brandt. Roman	M. 2.—
— — Was Toby von Krake schrieb. Novellen	M. 3.—
— — Paul Utes Frau. Roman. Neue Ausgabe	M. 4.—
— — Die Ehe im Schatten. Roman	M. 4.—
— — Eifersucht. Roman	M. 4.—
Kotze, Stefan von, Ein afrikanischer Küstenbummel. II. Aufl.	M. 4.—
— — Aus Papuas Kulturmorgen. Südsee-Erinnerungen	M. 3.—
— — Antipoden. Stimmungen von da drunten	M. 2.—
Langenscheidt, Dr. Paul, Um Nichts. Roman. II. Aufl.	M. 3.—
Mahn, Paul, Lieben und Leben. Interieurs	M. 2.—
— — Kreuzfahrt. Glossen an den Rand eines Lebens	M. 3.—
— — Der kranke Fritz. Novelle	M. 2.—
*Meerscheidt-Hüllessem, Leonie von, Elsi, ein Frauenleben. Roman	M. 3.50
Megede, M. zur, Graue Geschichten. Novellen	M. 3.—
— — Graue Geschichten. Neue Folge	M. 3.—
— — Aus der Gesellschaft. Roman	M. 3.—
*— — Das Licht. Roman	M. 5.—
— — Sport. Novelle	M. 2.—
*— — Narren. Roman. II. Auflage	M. 5.—
— — Liebe. Novellen	M. 3.—
*— — Unter Masken. Roman. I. u. II. Auflage	M. 5.—
— — Frauengedanken über Menschenerziehung. I. und II. Auflage	M. 3.—
Mewis, Marianne, Der Sonntagsmann. Novellen	M. 3.—
— — Die Einfältigen. Novellen	M. 3.—
— — Die Grenzwarte. Roman	M. 3.—
Mieze Biedenbachs Erlebnisse. Erinnerungen einer Kellnerin. I.—X. Aufl.	M. 3.—
*Nesselrot, E. von, Ilse Salm. Roman	M. 5.—

	Geheftet
Nesselrot, Das Fräulein von Beer. Roman	M. 3.—
Plötz, Ludwig von, Kein Raum. Eine Kadettengeschichte	M. 2.—
Polenz, W. von, Der Pfarrer von Breitendorf. Roman. III. Aufl. Zwei Bände	M. 8.—
— — Thekla Lüdekind. Roman. III. Auflage. Zwei Bände	M. 10.—
— — Wurzellocker. Roman. II. Auflage. Zwei Bände	M. 8.—
— — Liebe ist ewig. Roman. III. Auflage	M. 5.—
— — Der Grabenhäger. Roman. III. Auflage. Zwei Bände	M. 10.—
— — Der Büttnerbauer. Roman. VIII. Auflage	M. 5.—
— — Luginsland. Novellen. III. Auflage	M. 1.—
— — Wald. Novelle. II. Auflage	M. 2.—
— — Reinheit. Novellen	M. 3.—
— — Die Versuchung. Novelle	M. 2.—
— — Karline. Novellen	M. 2.—
— — Die Unschuld und andere Federzeichnungen. II. Auflage	M. 2.—
— — Glückliche Menschen. Roman. VI. Auflage	M. 3.—
Przybyszewski, Stanislaw, Totenmesse. II. Auflage	M. 1.50
— — Epipsychidion	M. 1.50
— — Vigilien. II. Auflage	M. 1.50
— — Androgyne	M. 1.50
— — Satans Kinder. II. Auflage	M. 3.—
— — Synagoge des Satans.	M. 2.50
— — De profundis. (Polnische Ausgabe)	M. 2.—
— — Erdensöhne. Roman	M. 3.—
Reuling, Carlot Gottfr., Fragwürdige Gestalten. Skizzenbuch	M. 1.—
Roberts, A. Baron v., Schlachtenbummler. Novellen. II. Aufl.	M. 2.—
— — Schwiegertöchter. Roman. II. Auflage	M. 4.—
— — Nachgelassene Novellen	M. 2.—
Roland, Emil, Sein Ich. Roman	M. 3.—
— — Kinder der Zeit. Novellen	M. 2.—
— — In blauer Ferne. Novellen	M. 2.—
— — Gefühlsklippen. Novellen	M. 2.—
— — Das Schicksalsbuch und andere Novellen	M. 3.—
Rosenberg, Maxim. v., Die Kugelsucherin. Roman	M. 5.—
— — Vizefeldwebel Starke. Roman	M. 5.—
Schirokauer, Alfred, Junges Volk. Roman	M. 3.50
Schneider, M., Die Tilemanns. Eine Familiengeschichte	M. 4.—
— — Nebenwege. Reisenovellen. I. und II. Aufl.	M. 3.—
Schriften der alten Betschwester. Herausgeg. von Josef Wichner	M. 3.—
Seydlitz, R. v., Fünf Novellen	M. 1.—
Speidel, Felix, Um des Weibes willen. Novelle	M. 2.—
Steinmann, Anna von, Wer wirft den ersten Stein auf sie? Roman	M. 3.—
Stettenheim, Julius, Die Ballmutter und andere Typen der Gesellschaft. Amateur-Photographien. II. Auflage	M. 2.—
— — Nase- und andere Weisheiten. II. Auflage	M. 2.—
— — Tierisches — Allzumenschliches. Fabeln	M. 2.—
*Strobl, Karl Hans, Die gefährlichen Strahlen. Roman	M. 6.—
— — Bedenksame Historien. Novellen	M. 4.—
— — Aus Gründen und Abgründen. Skizzen a. d. Alltag u. von Drüben	M. 3.—
— — Und sieh', so erwarte ich Dich. Skizzenbuch einer reifen Liebe	M. 3.—
— — Die Vaclav-Bude. Ein Prager Studenten-Roman	M. 3.—
— — Der Fenriswolf. Ein österr. Provinzroman	M. 4.—

Geheftet

*Szczepanski, Paul von, Die Hofdame. Roman. II. Aufl. M. 6.—
— — Moskau in Blut und Schnee. Reisebriefe aus dem revolutionierten Rußland M. 2.—
Tagebuch einer Verlorenen. Herausg. v. M. Böhme. 1.—110. Tauf. M. 3.—
Tovote, Heinz, Im Liebesrausch. Berliner Roman. XVIII. Aufl. M. 3.50
— — Mutter. Roman. IX. Auflage M. 3.50
— — Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. XI. Auflage M. 3.50
— — Das Ende vom Liede. Roman. XIII. Auflage M. 3.50
— — Frau Agna. Roman. XI. Auflage M. 3.50
— — Der Erbe. IX. Auflage M. 2.50
— — Sonnemanns. Roman. VIII. Auflage M. 2.50
— — Der letzte Schritt. Roman. XII. Auflage M. 2.50
— — Fallobst. Wurmstichige Geschichten. XI. Auflage M. 2.—
— — Ich. Nervöse Novellen. XIII. Auflage M. 2.—
— — Heimliche Liebe. Novellen. XXI. Auflage M. 2.—
— — Heißes Blut. Novellen. XV. Auflage M. 2.—
— — Abschied. Novellen. XII. Auflage M. 2.—
— — Die rote Laterne. Novellen. VII. Auflage M. 2.—
— — Die Leichenmarie. Novellen. VIII. Auflage M. 2.—
— — Klein Inge. Novellen. IX. Auflage M. 2.—
— — Hilde Vangerow und ihre Schwester. Roman. I.—XII. Auflage M. 4.—
Maupassant, Guy de, Yvette. Übersetzt und mit Einleitung von Heinz Tovote. VII. Auflage M. 2.—
*Uxkull, Gräfin, Sonnenflug. Roman M. 6.—
*— — Friedliche Eroberungen. Sittenroman M. 6.—
— — Im Weiterschreiten. Roman M. 4.—
— — Das Reich des Schönen. Roman M. 4.—
— — Ins Leben zurück. Novellen. M. 2.—
Villinger, Hermine, Aus meiner Heimat. Novellen. III. Aufl. M. 2.—
*Wallersee, M. von, Eine arme Königin. Roman M. 3.50
Wernthal, Fritz, Stille Wege. Roman M. 3.—
Wolff, Max J., Irene Wesenburg. Roman. II. Auflage M. 3.—
— — Die Rächerin. Novellen. II. Auflage M. 3.—
*— — Die Schönheitsucher. Roman M. 5.—
Wolzogen, Ernst v., Die rote Franz. Erzählung. V. Auflage M. 1.—
— — Erlebtes, Erlauschtes und Erlogenes. IV. Auflage M. 3.—
— — Das gute Krokodil und andere Geschichten aus Italien. II. Auflage M. 3.—
— — Fahnenflucht. Novelle. IV. Auflage M. 1.—
*— — Die Entgleisten. Eine Katastrophe in sieben Tagen nebst einem Vorabend. IV. Auflage M. 3.50
*— — Ecce ego — Erst komme ich! Roman. III. Auflage M. 5.—
— — Heiteres und Weiteres. Kleine Geschichten. IV. Auflage M. 2.—
— — Geschichten von lieben süßen Mädeln. VI. Auflage M. 2.—
— — Was Onkel Oskar mit seiner Schwiegermutter in Amerika passierte. VII. Auflage M. 1.—
— — Seltsame Geschichten. I.—IV. Auflage M. 2.—
*— — Verse zu meinem Leben. I.—III. Auflage M. 3.50
— — und Elsa Laura, Eheliches Andichtbüchlein. III. Auflage M. 2.—



